A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

37. JAHRGANG, JUNI 2001, HEFT 2

HENRYK SKRZYPCZAK: Schattenmänner im Quartett. Kurzprofile eines Übergangs. Vorabdruck 3 aus: Friedrich Stampfer. Mission ohne Mandat

PETER RÜTTERS: Max Habermann und der „Führerkreis" der Gewerkschaften

SIGRID KOCH-BAUMGARTEN: Von der Textilarbeiterin zur Stellvertretenden Volkskammerpräsidentin. Grete Groh-Kummerlöw – eine weibliche Karriere in der DDR

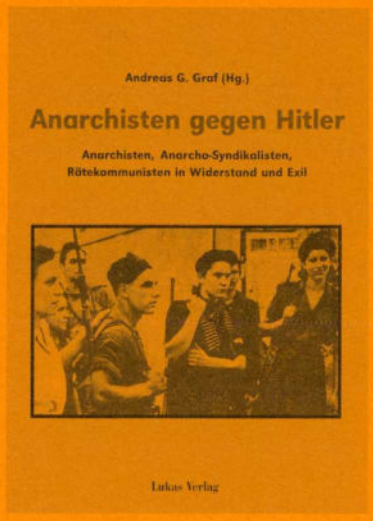
CHRISTOPH MOSS: Jakob Altmaier (1889–1963). Ein (fast) vergessener Sozialdemokrat

NEUE LITERATUR

Andreas G. Graf (Hg.)

Anarchisten gegen Hitler

Anarchisten, Anarcho-Syndikalisten,
Rätekommunisten in Widerstand und Exil



2001
Broschur, 317 Seiten, 43 Schwarzweißabbildungen
€ 25,–
ISBN 3–931836–23–1

Obwohl der Arbeiterwiderstand in den letzten Jahren gründlich erforscht wurde, trifft man immer wieder auf »weiße Flecken«. Unter Historikern hat der Widerstand von Anarchisten nur mühsam eine Stimme gefunden und stellt nach wie vor eine Irritation dar. Hinderlich bei jedem Versuch der Aneignung waren oftmals Verengungen des Blicks, der bewußt auf eine einseitige Traditionsbildung zielte. In diesem Buch gehen elf ausgewiesene Autoren der Frage nach, wie Anarchisten, Anarcho-Syndikalisten, Rätekommunisten und Trotzkisten in Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien ihren Widerstand gegen den Nationalsozialismus artikuliert haben und welche Strategien sie entwickelten, um sich zu behaupten. Es ist die Darstellung eines Stücks Grundlagenforschung und eine erste Bestandsaufnahme von anarchistischen Organisationen, Milieus sowie lebensgeschichtlichen Prägungen in diesem Bereich. Der Vielzahl der Wege in den Widerstand und der Pluralität der Widerstandswirklichkeiten wird damit ein Stein wieder eingefügt.

Mit Beiträgen von Hubert van den Berg, Knut Bergbauer, Dave Berry, Ronald Creagh, Andreas G. Graf, Gerd-Rainer Horn, Dieter Nelles, Hartmut Rübner, Reiner Tosstorff, Tânia Ünlüdağ, Günter Wernicke

Lukas Verlag
für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstr. 57
D–10405 Berlin

Tel. +49 (30) 44049220
Fax +49 (30) 442 81 77
E-Mail lukas.verlag@t-online.de
Internet http://www.lukasverlag.com

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 2/01

HENRYK SKRZYPCZAK: Schattenmänner im Quartett. Kurzprofile eines Übergangs. Vorabdruck 3 aus: Friedrich Stampfer. Mission ohne Mandat 141

PETER RÜTTERS: Max Habermann und der „Führerkreis" der Gewerkschaften 201

SIGRID KOCH-BAUMGARTEN: Von der Textilarbeiterin zur Stellvertretenden Volkskammerpräsidentin. Grete Groh-Kummerlöw – eine weibliche Karriere in der DDR 212

CHRISTOPH MOSS: Jakob Altmaier (1889–1963). Ein (fast) vergessener Sozialdemokrat 228

NEUE LITERATUR

Brigitte Nestler, Bibliographie Willi Bredel, Frankfurt a. M. u.a. 1999 *(Friedrich Albrecht)* 247

Uli Schöler, Ein Gespenst verschwand in Europa. Über Marx und die sozialistische Idee nach dem Scheitern des sowjetischen Staatssozialismus, Bonn 1999 *(Michael Krätke)* 248

Jürgen Bast, Totalitärer Pluralismus. Zu Franz L. Neumanns Analysen der politischen und rechtlichen Struktur der NS-Herrschaft, Tübingen 1999 *(Lars Peter Rensmann)* 252

Perspektiven der Linken. Ein kämpferisches Leben im Zeitalter der Extreme. Hrsg. von Jürgen Hinzer, Helmut Schauer und Franz Segbers, Hamburg 2000;
Marco Revelli, Die gesellschaftliche Linke. Jenseits der Zivilisation der Arbeit, Münster 1999 *(Christoph Jünke)* 256

Volker Ullrich, Der ruhelose Rebell. Karl Plättner 1893–1945. Eine Biographie, München 2000 *(Knut Bergbauer)* 260

Demokratie und Arbeiterbewegung in der deutschen Revolution von 1848/49. Beiträge des Kolloquiums zum 150. Jahrestag der Revolution von 1848/49 am 6. und 7. Juni 1998 in Berlin. Hrsg. von Helmut Bleiber, Rolf Dlubek und Walter Schmidt, Berlin 2000;
Bürgerliche Revolution und revolutionäre Linke. Beiträge eines wissenschaftlichen Kolloquiums anläßlich des 70. Geburtstages von Helmut Bock. Hrsg. von Walter Schmidt, Berlin 2000;

Demokratie, Agrarfrage und Nation in der bürgerlichen Umwälzung in Deutschland. Beiträge des Ehrenkolloquiums zum 70. Geburtstag von Helmut Bleiber am 28. November 1998. Hrsg. von Walter Schmidt, Berlin 2000 *(Jürgen Herres)* 262

Belinda J. Davis, Home Fires Burning: Food, Politics, and Everyday Life in World War I Berlin, Chapel Hill und London 2000 *(Dieter K. Buse)* 265

„Klein Moskau" – Geesthacht 1919–1933. Kultur, Revolution, arbeitslos ...! Hrsg. von Wolf-Rüdiger Busch, Hamburg 1999 (Peter Kuckuk) 267

Janet Anschütz und Irmtraud Heike, Feinde im eigenen Land. Zwangsarbeit in Hannover im Zweiten Weltkrieg, Bielefeld und Gütersloh 2000 *(Gideon Botsch)* 269

Rainer Eckert, Emigrationspublizistik und Judenverfolgung. Das Beispiel Tschechoslowakei, Frankfurt a. M. u. a. 2000 *(Gerlinde Grahn)* 270

Satelliten nach Stalins Tod. Der „Neue Kurs", 17. Juni 1953 in der DDR, ungarische Revolution 1956. Hrsg. von András B. Hegedüs und Manfred Wilke, Berlin 2000 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 272

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

Hans-Peter Klausch, Hermann Bode (1911–1944). Ein Braunschweiger Stadtverordneter im Kampf gegen Faschismus und Krieg, Berlin 1999 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 276

Zur Arbeit gezwungen. Zwangsarbeit in Deutschland 1940 bis 1945. Hrsg. von Rimco Spanjer, Diete Oudesluijs und Johan Meijer, Bremen 1999 *(Gideon Botsch)* 277

Moskau 1938. Szenarien des großen Terrors. Red.: Willi Beitz, Olaf Kirchner und Ursula Wohlfeld, Leipzig 1999 *(Ralf Zwengel)* 277

Eine Revolution und ihre Folgen. 14 Bürgerrechtler ziehen Bilanz. Jens Reich, Konrad Weiß, Marianne Birthler, Vera Lengsfeld, Günter Nooke, Wolfgang Templin, Markus Meckel, Erhart Neubert, Freya Klier, Rainer Eppelmann, Edelbert Richter, Ulrike Poppe, Friedrich Schorlemmer, Joachim Gauck. Hrsg. von Eckhard Jesse, Berlin 2000 *(Gerd Dietrich)* 278

PROJEKTFRAGEBOGEN 279

Die IWK im Internet

Die IWK ist jetzt auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Veranstaltungshinweise und Ankündigungen sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie jetzt auch per E-Mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

Ältere IWK-Hefte zum Sonderpreis

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis pro Heft jetzt 5,– DM (2,56 €) bzw. 20,– DM (10,23 €) pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973)
Jg. 10 (1974) und Jg. 11 (1975) komplett
Jg. 12 (1976), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 13 (1977) komplett
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990) komplett
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft – IWK-Redaktion
Ihnestraße 22
D-14195 Berlin
Telefon: 030/26398937, 030/838-70711 Telefax: 030/26995010
E-Mail: iwk@hth-berlin.de

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Dr. Sigrid Koch-Baumgarten, Privatdozentin, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, 14195 Berlin, E-Mail: kochbaum@zedat.fu-berlin.de

Christoph Moß, Unter den Kiefern 3, 47443 Moers, E-Mail: cm18027@aol.com

Dr. Peter Rütters, Privatdozent, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, 14195 Berlin, E-Mail: ruetters@zedat.fu-berlin.de

Dr. Henryk Skrzypczak, Carstennstraße 36, 12205 Berlin

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/26398937 (A. Graf); Telefax: 030/26995010
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 20,– DM (10,23 €), Doppelheft 40,– DM (20,45 €), für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 15,– DM (7,67 €) bzw. 30,– DM (15,34 €), jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 67,– DM (34,26 €), für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 40,– DM (20,45 €), jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 5,– DM [2,56 €], Ausland: 12,– DM [6,14 €]). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 10010010). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 5,– DM (2,56 €) pro Heft bzw. 20,– DM (10,23 €) pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1.9.1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: MercedesDruck GmbH, Landfliegerstraße 11, D-12487 Berlin

Schattenmänner im Quartett

Kurzprofile eines Übergangs. Vorabdruck 3 aus: Friedrich Stampfer. Mission ohne Mandat

Von Henryk Skrzypczak

In memoriam

Roderich von Ungern-Sternberg – Boris Winogradow
Richard Bernstein – Franz Feuchtwanger

Ihre Wege haben sich nur flüchtig gekreuzt.
Jeder führte sein eigenes Leben, jeder starb
seinen eigenen Tod. Etwas aber verband sie.
Sie stellten sich jenem Verhängnis entgegen,
das für einen von ihnen Auschwitz hieß.
Deshalb sei ihrer gemeinsam gedacht.

I. Auf dünnem Eis

Diesmal lagen sie mit der Nase vorn. Als die Blitznachricht über den Kabinettsbeschluß durchkam, brauchten sie in der Lindenstraße nur noch auf die Knöpfe zu drücken. Die Texte waren umbrochen, die Rotationsmaschinen in Startposition, die Verteiler eingewiesen, die Genossen der Transportkolonne warteten auf das Abfahrtssignal. Eine knappe Stunde dauerte es gerade noch, dann waren die letzten Handgriffe getan, die noch druckfeuchten Zeitungsbündel auf den Ladeflächen verstaut. Die Kolonne setzte sich in Bewegung, rollte durch das Tor des „Vorwärts"-Gebäudes, Zielrichtung klar: Roter Wedding, Neukölln, Moabit, die proletarischen Wohngebiete im Osten und all die anderen Arbeiterviertel.

Die Regie zeigte sich auf der Höhe. Wo immer die Transporter aufkreuzten, standen die Trupps der freiwilligen Helfer abnahmebereit. Kooperativ zeigte sich auch das Wetter. Dieser Abend des 3. Juni – welch ein zauberhafter Frühlingsabend war er doch. Wen hatte er nicht alles ins Freie, auf die Straßen und Plätze, in die Parkanlagen gelockt – in denen plötzlich Alarmrufe die Stille zerrissen. *Sonderausgabe!* gellte es, *Extrablatt*. „Reichstag aufgelöst!" *Sonderausgabe! Gratis!* „Das Kabinett der Barone zieht in den Wahlkampf". Und dann schrillte es. „Schlagt die Reaktion!" schrillte es. „Kampf!" schrillte es wieder und wieder. „Es lebe der Kampf!"[1]

Wenn er das schon hörte. Kurt Rosenfeld dachte sich sein Teil. „Der alte Kampfgeist der Sozialdemokratie lebt!" Aber ja doch, gewiß. „In diesem Geiste werden wir kämpfen und siegen!" Darauf konnte man Gift nehmen. Kampfparolen, wenn sie aus dieser Ecke kamen, entlockten ihm nur noch ein müdes Lächeln – allenfalls. Er kannte sich schließlich aus mit der Partei. Drei lange Jahrzehnte war er ihr verbunden gewesen,

1 Vgl. *Vorwärts,* Sonder-Ausgabe [vom 3. Juni 1932]; hierzu: Die „Vorwärts"-Extraausgabe, in: *Vorwärts,* Jg. 49 (1932) [künftig zitiert: *Vorwärts*], Nr. 259, Morgenausgabe vom 4. Juni; Beispiel für die Abläufe bei redaktionellem Hochbetrieb: Redaktions-Silvester, in: *Vorwärts,* Jg. 36 (1919), Nr. 1, 1. Januar.

hatte sie von Grund auf kennengelernt, hatte sie bis zum Überdruß erlebt und erlitten bei dem unablässigen Versuch, sie in die richtigen Bahnen zu lenken. Wo und wann immer es ihm erforderlich schien, er hatte sich quergelegt: große Koalition unter Hermann Müller, Panzerkreuzeraffäre, Tolerierungsskandal – er hatte weiß Gott das Seine getan. Und was war herausgekommen dabei? Otto Wels und sein Klüngel hatten ihm kurzerhand den Stuhl vor die Tür gesetzt, Kurt Rosenfeld aber fühlte sich geradezu wie erlöst. Es stimmte ja doch nicht, daß sie lediglich ein verbohrtes Grüppchen waren, er, Max Seydewitz und all die anderen Genossen der Fronde. Hunderttausende dachten ähnlich wie sie und würden begeistert zu ihnen stoßen, wenn sie eine neue Parteifahne entrollten, die Fahne der SADP, der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands. So hatten sie sich das vorgestellt, doch leider war es anders gekommen. Die weitaus meisten hatten den Bruch gescheut und waren verdrossen in der angestammten Herde geblieben. Die Preußenwahl vor allem hatten das Fiasko amtlich gemacht.[2]

Die in der Lindenstraße vermerkten es selbstgefällig. Zwar hatten bei der Wahl auch sie erheblich Federn gelassen, doch in der großen Linie durften sie sich glänzend gerechtfertigt fühlen. Die Hauptgefahr war gebannt. Im Kampf um die Präsidentschaft hatte nicht Hitler, sondern ihr Kandidat Hindenburg, der Schirmherr ihres Kanzlers Brüning, das Rennen gemacht, ein erneuter Beweis dafür, welche der Arbeiterparteien einzig und allein über *„politisches Können"* gebot. „Der Faschismus hat seine Durchbruchsschlacht verloren. Er ist steckengeblieben und zurückgeschlagen. Er wird niemals durchkommen", triumphierten sie. Doch sie jubelten etwas zu früh, diese Hochgewächse politischen Könnens. Keine zwei Monate danach hatte ihr Reichspräsident ihrem Kanzler den Laufpaß gegeben und ihnen Herrn von Papen als Nachfolger vor die Nase gesetzt. Da standen sie nun mit ihrer Strategie, „die Sieger des 10. April".[3]

Franz von Papen – der Name allein schon war Programm. Herr von Papen, das hieß, den Gürtel um noch einige Löcher enger zu schnallen; hieß für die „braunen Bataillone" Straße wieder frei; stand für einen brutalen Anschlag auf die kläglichen Reste der Errungenschaften des Weimarer Staates. Papen, das war in der Tat ein „Peitschenhieb", war eine „*Kriegserklärung* an die werktätigen Massen", deren Protestfront sich in seltener

2 Zu Kurt Rosenfeld siehe Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Bd. 1, Leitung und Bearbeitung Werner Röder und Herbert A. Strauss, München u.a. 1980 [künftig zitiert: Handbuch I], S. 614; aus zeitgenössischer Sicht O. B. Server, Dr. Kurt Rosenfeld, der Spalter wider Willen, in: ders., Matadore der Politik. Sechsundzwanzig Politikerporträts mit 26 Karikaturen von Erich Goltz, Berlin 1932 [künftig zitiert: Matadore], S. 66–71. – Zitate aus der vorgenannten Extraausgabe. – Bericht vom 4. Juni 1932 über eine Unterredung mit Rosenfeld (siehe Anm. 11): „Weitschweifig sprach R. davon, wie stark die Traditionen in der deutschen Arbeiterklasse seien. Häufig würden nicht politische, sondern organisatorische Momente entscheiden. Das habe seine Partei bei der eigenen Entstehung verspürt. Als sie sich von der Sozialdemokratie trennten, dachten sie, ihnen würden Hunderttausende folgen, die faktisch hinter ihnen standen, solange sie in den Reihen der Sozialdemokratie wirkten. Was aber geschah? Es folgte ihnen nur ein kleines Häufchen, und gerade dort, wo es in den sozialdemokratischen Organisationen nicht nur linke Stimmungen, sondern auch eine linke Führung gab, sei die Spaltung am schlechtesten gelungen." – Gesamtdarstellung für diesen Zeitraum: Hanno Drechsler, Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD). Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik, Meisenheim am Glan 1965.

3 Die verlorenen Stimmen der SAP, in: *Vorwärts,* Nr. 193, Abendausgabe vom 25. April. – Zitate aus dem Leitartikel Jetzt Preußen! Der dritte Schlag! Schlagt Hitler, wählt Braun-Severing!, in: *Vorwärts,* Nr. 169, Abendausgabe vom 11. April.

Einmütigkeit bis tief in die Reihen des christlichen Lagers erstreckte. Mit geballten Fäusten warteten ungezählte auf das Abwehrsignal.[4] Wonach sie stürmisch verlangten, lieferten ihnen die in der Lindenstraße frei Haus – auf dem Papier. Nach bewährtem Muster schrieb sich das Wörtchen Kampf bei ihnen wieder ganz groß. Kampf, Kampf und abermals Kampf! Um mitzubekommen, worauf sie hinauswollten, brauchte man sich nicht mal an das Kleingedruckte zu halten, sie sagten es unverblümt: „Wählt sozialdemokratisch!" Mandatsgerangel also, Kampf im Schmalspurformat – einzig darauf lief das Ganze hinaus. Ein paar lumpige Sitze mehr im Reichstag, „ein noch schärferes Mißtrauen!", „alle parlamentarischen Konsequenzen", dann war so ziemlich alles wieder im Lot. Und damit das halbwegs plausibel klang, durfte man die Alarmrufe von gestern heute schon nicht mehr wahrhaben wollen. Gewiß doch, gewiß, diese neue politische Lage barg große Gefahren in sich, doch wer mochte da denn gleich die Perspektive der apokalyptischen Reiter beschwören. Der Sozialdemokratie bot die Situation doch auch ganz neue, unerhört günstige Chancen. In Berlin, das hatte sich ja nun gezeigt, wehte ein *frischer Wind.* Berlin sah einem fröhlichen Kampf entgegen, und genauso wie hier in Berlin würde es überall sein im Reiche. Auf denn, es „ist genug, jetzt ergreifen wir die Offensive!"[5]

Sie spielten die Gefahren herunter und wußten doch genau, daß einige Mandate mehr es bei weitem nicht brachten. Mit den Barrieren des Parlaments würde man diesen „Marsch ins Neue" niemals aufhalten können. Dem Faschismus beizukommen war nur auf dem „Weg des *außerparlamentarischen Massenkampfes* der geeinten klassenbewußten Arbeiterschaft", da hatten die Kommunisten völlig recht. Klassenmobilisierung, darauf kam es an, Aktivierung mit dem vorrangigen Ziel, im entscheidenden Augenblick ein Millionenheer kampfbereiter Proletarier in den politischen Generalstreik zu führen. Eine solche Mobilisierung jedoch war der KPD immer wieder gründlich mißlungen. Die revolutionärsten Teile des Proletariats in aufreibenden Einzelaktionen vorzutreiben, das war alles, was sie zustande brachte. Mit der Sturheit ihrer Parolen isolierte sie sich von jenen Massen, die es einzubinden galt, und mit der Absolutheit ihres Führungsanspruchs spielte sie nur den Gußeisernen der Sozialdemokratie in die Hände. Durch ihre überzogene Taktik sabotierte sie praktisch jede wirkliche Einheitsfront.[6]

4 Zur richtungsübergreifenden Einschätzung des neuen Kabinetts vgl. Henryk Skrzypczak, Kanzlerwechsel und Einheitsfront. Abwehrreaktionen der Arbeiterbewegung auf die Machtübergabe an Franz von Papen, in: *IWK,* Jg. 18 (1982), S. 482–499 [künftig zitiert: Kanzlerwechsel]; hier S. 482 f. – Regierung der „nationalen" Diktatur!, in: *Die Rote Fahne,* Jg. 15 (1932) [künftig zitiert: *Rote Fahne*], Nr. 118, 1. Juni.

5 „Der alte Kampfgeist der Sozialdemokratie" wird bereits im Aufruf des Parteivorstands vom 1. Juni beschworen: Zum Kampfe bereit!, in: *Vorwärts,* Nr. 255, Morgenausgabe vom 2. Juni; einen Auszug bringt das Extrablatt (siehe Anm. 1) unter dem Titel „Es lebe der Kampf!"; ebd.: „Kampf! Erklärung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion" (alle parlamentarischen Konsequenzen). – Der Leitartikel dieser Sonderausgabe mündet in den zitierten Wahlappell. – Fort mit den Hitler-Baronen!, in: *Vorwärts,* Nr. 259, Morgenausgabe vom 4. Juni (Mißtrauen; hier auch der optimistische Ausblick).

6 Unsere Meinung, in: *Deutsche Allgemeine Zeitung,* Jg. 71 (1932) [künftig zitiert: *DAZ*], Morgenausgabe vom 4. Juni (Marsch); Das Zentralkomitee der KPD zum Sturz der Brüningregierung, in: *Rote Fahne,* Nr. 117, 31. Mai. – Haltet den Dieb! Die „Rote Fahne" und der proletarische Kampf, in: *Sozialistische Arbeiterzeitung,* Jg. 2 (1932) [künftig zitiert: *SAZ*], Nr. 3, 5. Januar (Klassenmobilisierung, Führungsanspruch, Sabotage); Rotes Massenaufgebot, in: a.a.O., Nr. 8, 10. Januar (Kundgebungsrede Kurt Rosenfelds; Millionenheer, Einzelaktionen, Isolierung).

Während der letzten Wochen immerhin hatten sie im Karl-Liebknecht-Haus offenbar doch einiges hinzugelernt. Von der Erkenntnis allerdings, daß sie sich mit den Vertretern der anderen Arbeiterorganisationen endlich an einen Tisch setzen mußten, daß es ohne Verständigung vor allem mit den Spitzen der SPD keine Einheitsfront geben würde, die diesen Namen verdiente – von dieser Einsicht waren sie anscheinend noch um Meilen entfernt. Ob der Lernprozeß zu beschleunigen war? Einen Versuch war es jedenfalls wert, und die SAP hatte sich nicht vorzuwerfen, ihn unterlassen zu haben. Ein Erfolgserlebnis allerdings durfte man sich von ihm kaum versprechen. Und was dann? Abwarten, bis denen die Erleuchtung doch noch kam? Das konnte dauern, und Zeit, gerade die hatte man eben nicht. Was also blieb noch zu tun? Sich damit abfinden, daß die Katastrophe unabwendbar war? Das hieße für ihn, sich selber untreu werden, hieße, sein eigenes, feierlich gegebenes Wort für obsolet zu erklären: „Wir erachten es als das oberste Gebot der Stunde, auch jetzt noch alles zu versuchen, um die Einigung der Arbeiterklasse herbeizuführen." Bei diesem Wort hatten die Genossen ihn jetzt genommen. Im Sinne dieses Wortes war er bereit, auch außergewöhnliche Wege zu gehen.[7]

Das Haus, vor dem er verharrte, war früher eine der nobelsten Adressen gewesen. Der Lage nach konnte es auf seinen exklusiven Ruf noch immer Anspruch erheben: Berlin W 8, Nr. 7 der Prachtstraße Unter den Linden, rechte Seite, vom Brandenburger Tor aus gesehen. Auch dem Äußeren des altehrwürdigen Gebäudes war der vornehme Gestus erhalten geblieben. Mit der preußischen Herbheit seiner Fassade, dreigeschossig, in mattem Grün, rief es Erinnerungen an aristokratische Zeiten wach. Für die Rückkehr zur Gegenwart war durch den neuen Eigentümer Sorge getragen. Das Staatswappen am Eingang brachte dem Betrachter zur Kenntnis, wer hier inzwischen Herr im Hause war: die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken.[8]

Kurt Rosenfeld klingelte. Nichts rührte sich. Vom Zimmer der Wache aus beäugte ihn der diensthabende Sicherheitskurier. Man konnte nie wissen. Endlich drückte er auf den Freigabeknopf. Die schmiedeeiserne Tür öffnete sich. Kurt Rosenfeld trat durch den Torbogen, gelangte in den Vorraum, bestand die Nahinspektion, wurde an Alexandrowski weitergereicht. Alleingelassen mit einem Besucher dieser Couleur, fühlte der

7 Nach dem in Anm. 2 erwähnten Bericht sprach Rosenfeld „vage davon, daß die KPD noch nicht bereit sei, eine Reihe von Fehlern bzw. Unrichtigkeiten ihrer Taktik und ihrer Arbeit zuzugeben, daß sie aber offensichtlich bereits selbst einiges eingesehen habe, es gäbe dort einige Veränderungen, nach außen hin aber beschimpften die Kommunisten weiterhin, vielleicht sogar noch mehr als vorher, alle, die nicht mit ihnen sind". Zuvor hatte er betont, es sei „eine Tatsache, daß es eine Einheitsfront ohne die sozialdemokratische Führung nicht geben wird". – Am 3. Juni hatte sich Max Seydewitz im Namen der SAP mit einem Einheitsfrontappell an die Führungsspitzen von SPD, KPD und ADGB sowie an die Zentralinstanzen einiger Nebenorganisationen gewandt; vgl. Skrzypczak, Kanzlerwechsel (siehe Anm. 4), S. 483. – Zitat aus der Reichstagsrede Rosenfelds vom 26. Februar 1932; Verhandlungen des Reichstags. V. Wahlperiode 1930, Bd. 446, Stenographische Berichte, Berlin 1932, S. 2404–2407, hier S. 2406.

8 Historische Hinweise und Hausbeschreibung bei Pjotr Abrassimow, Das Haus Unter den Linden. Aus der Geschichte der russischen und der sowjetischen Botschaft in Berlin, Westberlin 1979 [künftig zitiert: Das Haus], S. 10–18 (Postanschrift nach dem Berliner Adreßbuch), S. 25, S. 68–71; siehe auch den Abbildungsteil des Bandes; S. 44.

Botschaftsrat sich in seiner Haut nicht sonderlich wohl. Von seinem letzten Wirkungsort Charkow auf der Karriereleiter in die deutsche Metropole hinaufbefördert, war er ein Neuling auf dem Berliner Parkett.[9] So neu aber war er nun doch wieder nicht, als daß ihm nicht hätte bewußt sein müssen, mit welchem gefährlichen Subjekt er hier auf Tuchfühlung ging. Dem bloßen Aussehen nach konnte der Mann natürlich kein Wässerchen trüben. Die Augen hinter den scharfen Brillengläsern keineswegs stechend, die Art des Auftretens liebenswürdig und bescheiden – doch was wollte das schon besagen.[10] Er kam, und das erklärte er ohne Wenn und Aber, offiziell im Auftrage seiner Partei.[11] Diese Partei jedoch trug den Namen SAP, und was sich hinter diesen drei Buchstaben verbarg, das war nun einmal notorisch. So wie die Sozialdemokratie der Zwillingsbruder des Hitlerfaschismus war, so war die SAP nichts anderes als eine linksdrapierte Filiale der Sozialdemokratie, ein konterrevolutionärer Vortrupp, von Kreaturen geführt, die der bankrotten SPD als Leibärzte dienten. Und mochten sie sich hundertmal in Liebesbeteuerungen für die Sowjetunion ergehen[12] – solchen Subjekten hatte man die kalte Schulter zu zeigen. Nun gab es allerdings zuweilen besondere Konstellationen. Nach Schema F zu verfahren, durfte man sich in ihnen nicht leisten. Der Wechsel von Brüning zu Papen war unverkennbar ein solcher Sonderfall. In Moskau zeigten sie sich alarmiert und hatten jede Menge guter Gründe dafür. Sympathien für die Sowjetunion? Davon konnte schon bei Brüning keinerlei Rede sein. Im Vergleich zu seinem Nachfolger hatte er allerdings insoweit als reiner Waisenknabe zu gelten. Mit Franz von Papen, diesem äußersten rechten Flügelmann der Zentrumspartei, war einer der fanatischsten Sowjetfeinde ans Ruder gelangt. Entschiedener Gegner schon des Rapallovertrags, Befürworter eines Antisowjetblocks mit dem unverhüllten Ziel eines Kreuzzugs gegen die Sowjetunion, Mitglied des *„Bundes zum Schutze der abendländischen Kultur"*, von dem die Pressekampagne gegen die Sowjets gesteuert wurde und

9 Einlaßprozedur und Terminus Sicherheitskurier: Abrassimow, Das Haus (siehe Anm. 8), S. 17; Valentin Bereshkow, In diplomatischer Mission bei Hitler in Berlin 1940–1941, Frankfurt a. M. 1967, S. 95; S. 44: Vorraum. – Zur Ernennung des bisherigen Bevollmächtigten der UdSSR in Charkow siehe die Ausgabe der „Diplomaten-Zeitung" vom 1. Dezember 1931 (H. 54, S. 673).

10 Server, Matadore (siehe Anm. 2), S. 67 und S. 70.

11 Grundlage der Ausführungen über das Gespräch mit Rosenfeld ist eine als streng vertraulich eingestufte Niederschrift Alexandrowskis vom 4. Juni 1932: Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation [künftig zitiert: AARF], Fonds 010, Verz. 4, AE 30, Mappe 18, Bd. Ia, Bl. 4–4 Rücks., 5. Für die Abschrift des Textes wie auch der nachfolgend ausgewerteten Dokumente der gleichen Provenienz bin ich dem Kollegen Leonid Babitschenko zu nachhaltigem Dank verpflichtet, für die Übersetzung Frau Renate Leuschner.

12 Ernst Thälmann im April 1932: „Die Sozialdemokratie ist der Zwillingsbruder des Hitlerfaschismus, ist der gemäßigte Flügel des Faschismus!"; „die *Sozialdemokratie* und ihre angeblich ‚linke' Filiale, die *SAP*"; zur Gründung der neuen Partei: „Das war ein niederträchtiger, konterrevolutionärer Anschlag gegen die revolutionäre Einheitsfront"; sind „die Seydewitz, Rosenfeld, Eckstein und Ziegler die Leibärzte der bankrotten SPD, die *Leibärzte des Sozialfaschismus*". *Rote Fahne*, Nr. 73, 6. April. – Der Parteitag der „linken" SPD-Filiale, in: a. a. O., Nr. 74, 7. April: „daß diese Partei in allen Fragen der *Vortrupp der Konterrevolution im Lager des revolutionären Proletariats* ist"; der positiven Einstellung ihrer Arbeitermitglieder zur UdSSR müsse „die SAP-Führung mit Phrasen und leeren Liebesbeteuerungen für die Sowjetunion Rechnung tragen. (Z. B. neues Parteiabzeichen: Sowjetstern mit SAP.)" – Noch wenige Tage vor dem Besuch Rosenfelds in der Botschaft titelt „Die Rote Fahne" (Nr. 115, 28. Mai): „Die SAP eine Renegatenpartei gegen den Kommunismus".

der selbst die Einfuhr sowjetischer Waren erbittert bekämpfte, war Papen geradezu die Sowjetfeindschaft in Person,[13] und es stand zu befürchten, daß er es bei platonischen Bekundungen seiner Einstellung nicht beließ. Unter solchen Umständen mußte es doch wohl erlaubt, ja geradezu geboten sein, auf sonst verbotenem Terrain zu sondieren. Natürlich riskierte man eine Rüge dabei. Alexandrowski rang sich zu dem Entschluß durch, es darauf ankommen zu lassen.

Daß er empfangen wurde, war für Kurt Rosenfeld Ermunterung genug. Er begann zu reden und schien nicht mehr aufhören zu wollen, und jedes seiner Worte umkreiste das eine Thema: „Einigung der Kräfte der Arbeiterklasse". Hierzu erklärte er, berichtete, argumentierte und illustrierte er, beklagte sich bitter und kam weitschweifig auf die Traditionen der deutschen Arbeiterklasse zu sprechen. „Nennen Sie es", sagte er wörtlich, „deutsche Treue oder deutsche Organisationsverbundenheit, Glauben an die Organisation, es ist aber eine Tatsache, daß es eine Einheitsfront ohne die sozialdemokratische Führung nicht geben wird." Man dürfe die Kraft und die Mittel des bürokratischen Apparats der Sozialdemokratie nicht unterschätzen, versicherte er weiter, dürfe „die psychologischen Faktoren und die Traditionen nicht ignorieren, insbesondere nicht zu einer Zeit, da die Ereignisse den außerparlamentarischen Kampf gegen die Konterrevolution auf die Tagesordnung setzen".[14]

Nur nicht auf eine substantielle Diskussion einlassen, aber auch keine schroff ablehnende Haltung zeigen, ermahnte sich Alexandrowski und ließ ihn reden und reden, seine Rechtfertigung dafür schon im Hinterkopf vorformulierend: „um nicht sämtliche Wege zu versperren für den Fall, daß bei uns jemand daran interessiert ist, R. auf den Zahn zu fühlen und die Absichten und Stimmungen derjenigen, die ihn geschickt haben, zu erkunden". Als es an der Zeit schien, auch seinerseits etwas zu sagen, brachte er die Kompetenzfrage ins Spiel, verwies auf den Genossen Thälmann, der nun einmal zuständig sei, worauf sich Rosenfeld erneut im Lamento über die permanenten Schimpforgien der Kommunisten erging. Er setze auf Moskau, „in erster Linie" jedenfalls. Wenn „ich Moskau über diese seine Erklärung im Namen seiner Partei informierte", betonte er, würde ihm das schon genügen. Dies „alles sei schön und gut",

13 Drei Wochen vor dem Kanzlerwechsel, am 8. Mai, schreibt die „Iswestija": „Offenbar will Herr Papen auf eine ‚Annäherung' mit den katholischen Kreisen Frankreichs und Polens hinarbeiten, zwecks eines neuen Kreuzzuges gegen die Sowjetunion." Zitiert nach *Internationale Presse-Korrspondenz*, Jg. 12 (1932) [künftig zitiert: *Inprekorr*], Nr. 38, 10. Mai, S. 1156 (Die „Germania" auf dem Kriegspfad gegen die Sowjetunion). – *Rote Fahne*, Nr. 118, 1. Juni: SPD-Kandidat Hindenburg ernennt den Erzreaktionär und Sowjetfeind von Papen zum Reichskanzler („dieser äußerste rechte Flügelmann des Zentrums" habe „den beispiellosesten Interventionskurs gegen die Sowjetunion vertreten", er sei „der Vertreter der ausgesprochenen *Kriegspartei* gegen die Sowjetunion im deutschen kapitalistischen Lager"); Die „Iswestija" zum Kabinett von Papen, in: *Berlin am Morgen*, Jg. 4 (1932), Nr. 128, 3. Juni (Rapallo, Antisowjetblock); Die Politik der Papen-Regierung. Tributsklaverei und Antisowjetkrieg, in: *Rote Fahne*, Nr. 121, 4. Juni (Mitglied des genannten Bundes).

14 Zum Ausgangspunkt seiner Argumentation nahm Rosenfeld nach der Darstellung Alexandrowskis „die jüngsten Ereignisse in Deutschland" und „die Kriegsgefahr, insbesondere im Fernen Osten". Die SAP rechne damit, „daß es sehr bald zu einer Situation kommen werde, da der außerparlamentarische Kampf der Arbeiterklasse gegen die Konterrevolution schärfste Formen annehmen wird. In dieser Situation stelle die SAP die Frage, ob es nicht doch möglich sei, eine Einigung der Kräfte der Arbeiterklasse zu erzielen". Siehe Anm. 11.

verabschiedete ihn Alexandrowski, sei „aber nicht meine Sache". Dann informierte er umgehend Wilhelm Pieck, bevor er seinen Bericht an das Narkomindel abzufassen begann. Mit dem Endergebnis konnte er leben: „Kurz gesagt, ich hatte den Eindruck, daß R. im Auftrag seiner Partei, vor allem aber als Fürsprecher einer Einheitsfront der KPD mit der Führung der Sozialfaschisten gekommen war. Ich würde sagen, die soziale Rolle der SAP beginnt sich zu zeigen. Ich bin beinahe davon überzeugt, daß er im direkten Auftrag der Sozialdemokraten gekommen war und daß sein Kommen mindestens als Ausdruck von Panik in den Reihen der sozialfaschistischen Parteibürokratie zu werten ist."[15]

Sachen gab es – Parteirebell Dr. Kurt Rosenfeld bei seinen Exgenossen nicht nur wieder im Schwange, sondern gleichsam zu ihrem willigen Vollstrecker geworden? Nun ja, warum eigentlich nicht. Wenn sie in Panik geraten waren, mochte so gut wie alles möglich sein, sogar daß ihr „Herakles" Otto Wels sich das Zwerchfell eigenhändig über die Ohren zog. Nur: Warum bloß sollten sie in Panik verfallen? Weil ihr verehrungswürdiger Reichspräsident seinen Schildknappen Brüning hatte über Bord gehen lassen und nun der Herrenreiter Franz von Papen sich am Ruder versuchte? Zugegeben, ein herber Schlag war das schon für sie. Als Empfehlung für den kommenden Urnengang durfte ein solcher Reinfall nicht gerade gelten. Und zugegeben auch das: Der Name Franz von Papen bürgte in mehr als nur einer Hinsicht für Kalamität. Allein schon die Regierungserklärung, dieses Sammelsurium von Stammtischschlagworten, zeigte doch zur Genüge, worauf man sich bei diesem Kabinett gefaßt machen mußte. Eine kleine Schicht feudaler Monarchisten, mit Unterstützung der Hitler-Bewegung auf Schleichwegen an die Macht gelangt, hatte den Volksmassen in aller Brutalität den Kampf angesagt, „den *schärfsten Klassenkampf von oben*".[16]

Die Lage, das bestritt doch keiner, bot Anlaß zur Sorge. Ganz so beängstigend aber war sie nun auch wieder nicht. Die beiden großen Entscheidungsschlachten des Frühjahrs immerhin hatte das republikanische Lager zu seinen Gunsten entschieden. Der Ansturm Hitlers auf das Präsidialpalais war abgewehrt, und in Preußen war die Rechte trotz der immensen braunen Stimmengewinne ebenfalls nicht zum Zuge gekommen. Sie hatte die erhoffte Mehrheit verfehlt, das Zentrum seine Schlüsselstellung gehalten. Außerdem besaß auch in diesem Fall alles Schlechte nun einmal sein Gutes. Mit Brünings Kanzlerschaft hatte die Tolerierungspolitik, dieser Mühlstein am Halse der SPD, endlich das ersehnte Ende gefunden. Endlich kehrte die Sozialdemokratie wieder in ihre alte Vorkriegsstellung zurück: endlich wieder radikale Oppositionspartei. Und nicht nur das. Zugleich wurde ja denkbar anschaulich das falsche Kartenspiel aufgedeckt: Adolf Hitler, der Führer einer „Arbeiter"partei, im offenen Bunde mit eben jenen Junkern, Grafen und Baronen, die den Sozialstaat, den sie abfällig Wohlfahrtsanstalt

15 Ebd. – Von den sechs Exemplaren der Niederschrift waren fünf für den Stellvertretenden Außenkommissar Krestinski bestimmt, ein Exemplar ging in die Ablage.

16 Johannes Fischart (Erich Dombrowski), Neue Köpfe. Vierte Folge. Das alte und das neue System, Berlin 1925, S. 101–110: Otto Wels; S. 101: „Otto Wels ist der Herakles der Sozialdemokratischen Partei." – Antwort an Papen, in: *Vorwärts*, Nr. 261, Morgenausgabe vom 5. Juni, Beitrag von Otto Wels.

nannten, zu vernichten gedachten! Jetzt zeigte es sich in seiner ganzen Verlogenheit, das Wesen der national*sozialistischen* Bewegung.[17]

Auf die leichte Schulter nehmen durfte man sie trotzdem nicht. In der Annahme, nur noch wenige Meter vor dem Ziel zu stehen, würden die Herrschaften aus dem Braunen Haus noch einmal alle Register ziehen, und die Dummen wurden ja bekanntlich nicht alle. Die Wahrscheinlichkeit verhieß den Nazis leider erneut beachtliche Stimmengewinne. Doch mit denen würden sie wenig genug anfangen können. „Ich bin davon überzeugt", gab sich Friedrich Stampfer insoweit gelassen, „daß die Barone und Generale die Führung in Deutschland nicht übernommen haben, um die Macht an die Nazis abzutreten." Sich einem Hitler unterzuordnen, „der in ihren Augen doch auch nur ein dahergelaufener Bursche ist"? Die dachten ja nicht einmal im Traume daran. Den politischen Dilettanten von Papen in die Tasche zu stecken, nun ja, das war diesem „Anstreicher aus Österreich" durchaus zuzutrauen. Nur war es eben nicht Franz von Papen, es war Herr von Schleicher, der hier die entscheidenden Fäden zog, und im Kräftemessen mit dem, wußte Stampfer zu vermelden, konnte der „Kurpfuscher" nur den kürzeren ziehen. „Ich kenne General von Schleicher. Wäre ich ein Freund Hitlers, so würde ich zu ihm sagen: Adolf, nimm dich vor Schleicher in acht!" Ob pseudolegal mit dem Stimmzettel oder illegal mit dem Marsch auf Berlin – aus der Kanzlerschaft des Heilsapostels würde nichts werden.[18]

Nein, eine akute Gefahr bildeten Hitler und seine Bürgerkriegsgarden nicht. Die offene Flanke der Republik trug einen anderen Namen: Paul von Hindenburg. Der alte Herr stand jetzt im 85. Lebensjahr, man würde sich also auf ein vorzeitiges Ende seiner Amtszeit einstellen müssen. Ein Nachfolgekandidat, der es an Zugkraft mit dem Demagogen Hitler aufnehmen konnte, war weit und breit nicht in Sicht. So fiel die Rolle des Züngleins an der Waage womöglich den Kommunisten zu. Leisteten sie sich auch dann wieder den Irrsinn eines eigenen Zählkandidaten, dann hatte der Mann aus Braunau jegliche Chance, seine Gegenspieler aus dem Felde zu schlagen.[19]

Adolf Hitler Staatsoberhaupt, durch die Verfassung von Weimar mit einer Machtfülle ausgestattet wie vor ihm kein Kaiser,[20] der bloße Gedanke daran erfüllte mit Schrecken. Die Nacht der langen Messer – aus einer blutrünstigen Phantasie konnte sie doch noch grauenvolle Wirklichkeit werden. Oder durfte man sich darauf verlassen, daß die Kommunisten schon rechtzeitig zur Vernunft kommen würden? Erste Anzeichen für einen Sinneswandel gab es durchaus. Dem Kampf gegen die Nationalsozialisten wurde

17 E[rnst]. H[eilmann]., Entscheidungsjahr 1932, in: *Das freie Wort,* Jg. 4 (1932), H. 1, S. 1–5; (S. 2: Entscheidungsschlachten); Volksfront gegen Hitler-Barone [hauptsächlich Text einer Rede Stampfers; künftig zitiert: Volksfront], in: *Hamburger Echo,* Jg. 58 (1932), Nr. 139, 10. Juni.

18 Vgl. Stampfer, a. a. O. – Hitler geschlagen!, in: *Vorwärts,* Nr. 123a, Morgenausgabe vom 14. März: „Der Faschismus ist mit seinem Versuch, die Staatsgewalt legal zu erobern, abgeschmettert. Er wird sie nicht legal erobern, und illegal erobern wird er sie erst recht nicht!"

19 Siehe hierzu den Bericht von Botschafter Leo Chintschuk über sein Gespräch mit Stampfer am 20. August 1932, S. 184–186 des vorliegenden Beitrags. – *„Gerade die Reichspräsidentenwahl war von vornherein eine der allerwichtigsten Zwecksetzungen der Tolerierungspolitik."* So Heilmann, Entscheidungsjahr 1932 (siehe Anm. 17), S. 3. Als aktueller Gesichtspunkt begegnet dieser Aspekt Ende 1931 in einem Kommentar des Zentralorgans: Probleme des Machtkampfes. Überlegene Taktik sichert den Sieg, in: *Vorwärts,* Jg. 48 (1931), Nr. 565, Morgenausgabe vom 3. Dezember.

20 So Stampfer in seiner Hamburger Rede (siehe Anm. 17, Volksfront).

endlich ein größeres Gewicht beigemessen, die Parole der „Einheitsfront von unten" nicht mehr so streng beim Wort genommen, und wenn sie Heinz Neumann, diesen Scharfmacher, in die Wüste geschickt hatten, zeigte das ebenfalls, daß sich bei ihnen einiges tat.[21] Sie hatten dazugelernt, zweifellos, doch hatten sie offensichtlich die falschen Lehren gezogen. Wer sich eine grundlegende Erneuerung bei ihnen versprach, brauchte sich nur an Thälmanns offenherzige Bekenntnisse zu halten: Die „Kommunistische Partei wolle ‚eine Wendung vollziehen', wolle ihre bisherige Klassenlinie und Klassenpolitik ändern"? Von wegen. Eine „frechere *Verleumdung*", eine „dümmere *Unterstellung*" als diese Lüge gab es nicht. Auch nicht ein Jota, nicht einen einzigen Zentimeter breit gedenke die KPD abzuweichen von dem Kurs, den ihr die Generallinie gebiete. Ihre Taktik allerdings, jawohl, die würde gleich „hundertmal beweglicher" werden müssen, im übrigen jedoch bleibe alles beim alten. Die Sozialdemokratie war *„nach wie vor die soziale Hauptstütze der Bourgeoisie"*, die Führer der SPD fungierten als „Büttel" der Faschisierung, der Frontwechsel war eine Bringeschuld, die nicht etwa den Kommunisten, sondern den sozialdemokratischen Arbeitern oblag. Das also war's denn: statt der abgegriffenen einige neue Methoden und im übrigen ganz wie gehabt, beredter Ausdruck einer nachgerade schon kreischenden Impotenz: Hauptfeind Sozialdemokratie.[22]

Es war der reinste Aberwitz. Den Versuch, sie davon abzubringen, konnte man sich ersparen, denn die Logik des gesunden Menschenverstandes verfing bei denen nicht. Die taten ja doch nur, was Moskau ihnen befahl.[23] Moskau aber hatte sich heillos in längst überholte Gedankengänge verstrickt. Demokratie oder Diktatur – unter den desolaten Verhältnissen der frühen Nachkriegszeit, als die gewaltsame Machtergreifung den Kommunisten schon in Reichweite schien, war dem Methodenstreit über den Weg zum sozialistischen Ziel eine gewisse innere Berechtigung nicht abzusprechen gewesen. Inzwischen jedoch hatte diese Frage in den demokratischen Ländern ihre Aktualität

21 Zur taktischen Neuorientierung der KPD nach der Preußenwahl und den zunächst daran geknüpften Hoffnungen: Wendung der KPD? Wird die Parole: „Der Hauptfeind ist die Sozialdemokratie" fallen gelassen?, in: *Sozialdemokratische Partei-Korrespondenz*, Jg. 1932, Nr. 4/5, April/Mai, S. 271 f.; vgl. auch: Einheit der Arbeiter tut not!, in: *Vorwärts*, Nr. 195, Abendausgabe vom 26. April; Nr. 242, Abendausgabe vom 25. Mai: Heinz Neumann a. D. Der „Revolutionär" kaltgestellt?? – Im Gesamtzusammenhang: Heinrich August Winkler, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin und Bonn 1987, S. 553–560.

22 Ernst Thälmann, Kampfmai unter dem Sturmbanner der roten Einheitsfront!, in: *Rote Fahne*, Nr. 94, 1. Mai; ders., Die politische Lage in Deutschland und die Aufgaben der KPD, in: *Inprekorr*, Nr. 47, 7. Juni, S. 1474–1476; siehe S. 1475. – Krisenspiel statt Brot, in: *Vorwärts*, Nr. 251, Morgenausgabe vom 31. Mai: „die kreischende Impotenz der Kommunisten".

23 Artur Crispien, KP-Deutschland – gibt es das? Alles geschieht nach Befehl aus Moskau, in: *Vorwärts*, Nr. 159, Abendausgabe vom 5. April. – Friedrich Stampfer, Sie haben nicht kapituliert, Berlin [1953], S. 11: „Unausgesprochener Zweck der Fühlungnahme war allerdings die Herbeiführung eines besseren Verhältnisses zu Moskau, damit dieses die deutschen Kommunisten zu einem etwas vernünftigeren Verhalten bringen möge. Mit den deutschen Kommunisten zu verhandeln, war ein ganz aussichtsloses Beginnen; die taten doch nur, was Moskau ihnen befahl." – Ders., Erfahrungen und Erkenntnisse. Aufzeichnungen aus meinem Leben, Köln 1957 [künftig zitiert: Erfahrungen], S. 264: „Beratungen mit der Führung hielten wir für sinnlos, da diese doch nur nach den Anweisungen Moskaus handelte." – Kurz nach der Katastrophe höflicher formuliert; ders., Verpaßte Gelegenheiten, in: *Neuer Vorwärts*, Nr. 21, 5. November 1933: Auch zu einer Verständigung mit der KPD über die Bekämpfung gemeinsamer Gefahren „konnte man nicht kommen, wenn *Moskau* dagegen war".

eingebüßt. Sie immer noch breitzutreten wegen einer sogenannten „revolutionären Situation", von der niemand wußte, wann sie kam und wie sie kam, bestand also nicht der geringste sachliche Grund. Indem sich Moskau dieser Einsicht verschloß, verurteilte es sich selbst zur Blindheit gegenüber den realen Möglichkeiten, die sich für den Sozialismus durch die Entwicklung seit dem Krieg ergaben.[24]

Hier zeigte es sich einmal mehr geradezu beispielhaft, wie haltlos doch die Annahme war, daß jeder Mensch oder jede Partei, jede Regierung, Kaste oder auch Klasse mit unfehlbarer Sicherheit in der Richtung des eigenen Interesses zu wirken verstünde. In so geradliniger Einfachheit vollzog er sich eben nicht, der Prozeß, durch den sich ein Klasseninteresse zu einer politischen Bestrebung verwandelte, er war zahlreichen Schwankungen und Abirrungen ausgesetzt. Überhaupt: Alles politische Tun – was war das in seinen Anfängen denn anderes als bloßes Tasten. Mit der zunehmenden Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge erst gewann es allmählich größere Sicherheit. Zunehmender Einsicht wiederum – was stand ihr wohl hemmender im Wege als jene erbitterte Leidenschaft, mit der sich anderthalb Jahrzehnte nun schon Sozialdemokraten und Kommunisten ineinander verbissen? Diese Leidenschaft, die an den Fanatismus der Religionskriege unseligen Angedenkens erinnerte, hinderte die Zweite nicht anders als die Dritte Internationale daran, das weltgeschichtliche Geschehen beiderseits der russischen Westgrenze einer objektiven Beurteilung zu unterziehen. Die einen taten sich schwer damit, die gewaltige Bedeutung der bolschewistischen Revolution anzuerkennen, und gefielen sich in der moralischen Pose, wo nüchterne Analyse gefordert war. Die anderen wiederum schleuderten von einem gleichhohen Moralpodest ihre Bannflüche aus und wollten einfach nicht wahrhaben, daß Gewaltexperimente nach der Hammer-und-Sichel-Manier sich bei den Völkern Westeuropas verboten.[25]

Es war hoch an der Zeit, die Weichen in eine andere Richtung zu stellen. Wo man den Hebel ansetzen mußte – Friedrich Stampfer hatte nun lange genug darüber nachgedacht,[26] jetzt galt es zu handeln. Die Umstände waren denkbar günstig dafür. Seit dem Kanzlerwechsel hatte es den Scharfmachern in den eigenen Reihen merklich die Sprache verschlagen. Der Ruf nach dem Ende des selbstmörderischen Bruderkampfes erlebte eine Hochkonjunktur, die von einer starken Sympathiewelle für Sowjetrußland begleitet war.[27] Moskau wiederum sah sich im Zangengriff zweier brisanter Probleme.

24 Vgl. Friedrich Stampfer, Grundbegriffe der Politik. Zweite, völlig überarbeitete Auflage, Berlin 1931, S. 62–64 und S. 232.

25 A.a.O., S. 29; S. 230–233.

26 Ausschlaggebender Anstoß zum Umdenken Stampfers dürfte das Resultat der Septemberwahlen 1930 gewesen sein. Kennzeichnend dafür scheint der ungezeichnete Kommentar zur Molotow-Rede von Anfang 1931: Rußland und der Frieden, in: *Vorwärts*, Jg. 48 (1931), Nr. 7, Morgenausgabe vom 6. Januar. Dieses frühe Stadium fand kurz darauf durch den Menschewikiprozeß ein abruptes Ende. Vgl. Henryk Skrzypczak, Umfeld eines Brückenschlags, in: *IWK*, Jg. 33 (1997), S. 42–82; siehe S. 42–48.

27 Zur Einheitsfrontwelle Skrzypczak, Kanzlerwechsel (siehe Anm. 4). – Symptomatisch für die Einstellung zur Sowjetunion: Auf der Berliner sozialdemokratischen Funktionärskonferenz vom 6. Juni erklärte Rudolf Breitscheid, daß es keinen Arbeiter gebe, der einem antirussischen Abenteuer zustimmen würde. Der Bericht des „Vorwärts" (Nr. 263, Morgenausgabe vom 7. Juni, Zum Kampfe bereit!) verzeichnet hierzu minutenlanges Beifallklatschen. Wenige Tage später kam es auf dem Berliner Führerappell der Eisernen Front zu einer ähnlichen Bekundung; a.a.O., Nr. 269, Morgenausgabe vom 10. Juni (Aufmarsch zum Kampfe).

Innenpolitisch einmal mehr durch die rebellierenden Bauern unter Druck gesetzt, waren die Kremlherren zugleich in Fernost mit der Gefahr eines japanisch-russischen Krieges konfrontiert,[28] und nun kam ihnen im Westen als weiterer Störfaktor auch noch Herr von Papen verquer. Was sie von einer Entlastungsoffensive der Komintern und insbesondere von den Großsprechereien ihres deutschen Ablegers zu halten hatten, darüber waren sie sich zweifelsohne im klaren, den Übergang von der Utopie zur Realpolitik hatten sie ja glücklich geschafft.[29] Nein, den Luxus, eine dargebotene Hand leichtfertig auszuschlagen, konnten sie sich in der gegebenen Lage wirklich nicht leisten.

Und was, wenn er mit seiner Einschätzung danebenlag? Nun, was schon. Dann verbrannte er sich eben die Finger und nahm den alten Goethe in Regreß. Wie hatte der doch gesagt? Die Forderung des Tages ist deine Pflicht. Eben. Und dann gab es auch noch von Friedrich Adler ein gutes Wort: Einer muß den Anfang machen.[30] Er, Friedrich Stampfer, wußte sich berufen, dieser eine zu sein. So einfach wie damals allerdings gedachte er sich nicht wieder vorführen zu lassen.

Damals – das war an die fünf Jahre her und stand für eine blamable Geschichte. Eingebrockt hatte sie ihm Otto Friedländer,[31] dieses wahre Kalb Moses, das ihm zunächst als Prachtexemplar eines weißen Raben erschienen war. Das mußte man sich aber auch einmal vorstellen: Da bemühte die sozialdemokratische Presse sich nun schon seit Jahren, ihren Lesern einwandfreie Informationen aus Rußland zu bieten. Alle Versuche qualifizierter Genossen jedoch, eine Einreiseerlaubnis zu erhalten, wurden ausnahmslos abgelehnt.[32] Und nun kommt dieser Friedländer daher, erklärt in der Botschaft, sich als

28 Vgl. O. M., Sowjetrückzug vor den Bauern, in: a.a.O., Nr. 243, Morgenausgabe vom 26. Mai: *„Es beginnt ein neuer Abschnitt in dem großen Kampf zwischen Staat und Bauernschaft."* – Die schweren Besorgnisse der Sowjetunion wegen der Lage im Fernen Osten werden vom „Vorwärts" erstmals in seiner Morgenausgabe vom 26. April (Nr. 194; Japan provoziert) als berechtigt anerkannt.

29 Von der Utopie zur Realpolitik, in: *Vorwärts,* Nr. 237, Morgenausgabe vom 22. Mai: „Wenn die deutsche Kommunistische Partei ihren Anhängern zeigen wollte, daß auch die Sowjetregierung von der Macht der krisenhaften wirtschaftlichen Tatsache zum Abgehen von ihrem Kurs gezwungen ist und realpolitische Maßnahmen ergreifen muß, so würde die starre Position der Kommunisten in Deutschland gegenüber einer auf Wirklichkeitssinn eingestellten Politik zusammenbrechen."

30 In seiner Morgenausgabe vom 31. Mai (Nr. 251) veröffentlicht der „Vorwärts" unter dem Titel „Europäische Aphoristiker" auch das Goethe-Wort: „Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages." – Anfang 1932 plädierte Friedrich Adler für „eine gewisse *Gegenseitigkeit in der Tolerierung"* zwischen Bolschewiki und russischer Sozialdemokratie. „Wir wissen", räumte er ein, „wie schlecht dafür die Aussichten bei der Verblendung der Bolschewiki sind. Und trotzdem muß man es versuchen, denn einer muß den Anfang machen." Friedrich Adler, Das Stalinsche Experiment und der Sozialismus, in: *Der Kampf,* Jg. 25 (1932), H. 1 (Jänner), S. 4–16; Zitat S. 16.

31 Zu Otto Friedländer, 1924–1929 Vorsitzender des Sozialistischen Studentenverbandes, 1926–1932 Sekretär der Sozialistischen Studenten-Internationale; vgl. Handbuch I (siehe Anm. 2), S. 198. Für den Hinweis auf die einschlägigen Stellen in Friedländers nachgelassenen Erinnerungen „Zwischen den Zeiten" und für die entsprechenden Fotokopien habe ich dem Arbetarrörelsens Arkiv och Bibliotek in Stockholm sowie insbesondere Martin Grass zu danken.

32 Gelbe [d.h. hier Vertreter wirtschaftsfriedlicher Organisationen] dürfen nach Rußland. Aber keine Sozialdemokraten, in: *Vorwärts,* Jg. 43 (1926) [künftig zitiert: *Vorwärts 1926*], Nr. 401, Abendausgabe vom 26. August; die Einschränkung: „wenn diese Sozialdemokraten den Tschekisten in Moskau aus irgendeinem Grunde nicht genehm sind". Siehe weiter die Ausführungen zum Fall Heinig im nächsten Absatz, den redaktionellen Vorspann zum Artikel Friedländers im „Vorwärts" vom 18. August 1927 (Anm. 33) sowie: Reaktionäre in Moskau willkommen. Aber sozialdemokratische Berichterstatter

Redakteur eines Fachorgans an Ort und Stelle über den Stand der russischen Textilwirtschaft informieren zu wollen, macht dabei unverfroren aus seinem sozialdemokratischen Parteibuch keinerlei Hehl und bekommt trotzdem, das begreife mal einer, anstandslos ein Visum verpaßt. Auch im „gelobten Land" hat er sich nicht zu beklagen: private Dolmetscher, keinerlei Gängelband, darf seine Nase selbst in Winkel stecken, in denen sie ihre Russenkittel mit gehobenem Schrott produzieren. Ihre Großzügigkeit zahlt sich aus. Friedländer dankt sie ihnen, indem er das „Gute und das Schlechte in gleicher Weise" darzustellen verspricht.[33]

Mit seinem „Streben nach vollendeter Objektivität" kommt er, als er in der „Vorwärts"-Redaktion aufkreuzt, Stampfer geradezu wie gerufen. Der nämlich, sagt er seinem Besucher, hat es satt, auf „die ständigen Propagandaartikel gewisser Menschewisten" angewiesen zu sein. Friedländer möge doch, drängt er ihn, seine Reiseeindrücke niederschreiben, „frei von der Leber weg". Warum sie denn in Moskau keinen eigenen Korrespondenten hätten, zeigt Friedländer sich erstaunt,[34] hat also offenbar nie eine Silbe vom Fall Heinig gehört: wie der sein Einreisevisum schon fast in der Tasche hatte, dann aber abschlägig beschieden wurde; wie der „Vorwärts" die Sache hochkochte und das eine Reizwort das andere ergab; wie dann, kaum daß Gras über den Skandal zu wachsen begann, der „Manchester Guardian" mit seinen Enthüllungen über „Sowjetgranaten für Reichswehrgeschütze!" herausplatzte und der „Vorwärts" lustvoll darauf abgefahren war – „Rußland bewaffnet die deutsche Gegenrevolution!"[35]

Nicht ganz so hilfreich, muß Friedländer zugeben, doch zerbrochenes Porzellan läßt sich kitten, und genau das wolle er, wenn er dürfe, zu bewirken versuchen, schwirrt ab in die Botschaft, kehrt stolzgeschwellt aus der Botschaft zurück; beim Presseattaché, versichert er, liege die Angelegenheit in den besten Händen, nur müsse der zur Weitergabe natürlich etwas mehr an Einzelheiten erfahren. Also stecken sie in der Lindenstraße die Köpfe zusammen. Ein ständiger Vertreter in Moskau, sagen sie sich, wäre unter den

[Forts. von Anm. 32]
werden nicht zugelassen, in: *Vorwärts*, Jg. 44 (1927) [künftig zitiert: *Vorwärts 1927*], Nr. 462, Morgenausgabe vom 30. September. – Die Rußlandberichterstattung des „Vorwärts" aus kommunistischer Sicht: Rote Fahne, Jg. 10 (1927), Nr. 278, 26. November: Stampfer zu Gefallen. Eine Studie über seine Rußland„berichterstattung".

33 A. a. O., Nr. 217, 15. September: Stampfer lügt und fälscht [SPD-Mitgliedschaft Friedländers bei der Paßbeantragung erwähnt]. – Otto Friedländer, Sowjet-Rußlands Textilwirtschaft, in: *Vorwärts 1927*, Nr. 388, Morgenausgabe vom 18. August. Im redaktionellen Vorspann einleitend: „Die Sowjetregierung erlaubt es beruflichen Mitarbeitern der sozialdemokratischen Presse bekanntlich nicht, sich ein eigenes Bild über die russische Wirtschaftslage zu machen. Sie verbietet ihnen die Einreise." – Drei Wochen in Moskau. Eindrücke eines Sozialdemokraten, in: a. a. O., Nr. 433, Abendausgabe vom 13. September. – Wahrheit über Rußland! Eine Erklärung des Genossen Dr. Friedländer, in: a. a. O., Nr. 437, Abendausgabe vom 15. September. – Otto Friedländer, Rückblick auf Rußland. Das Fazit einer Reise, in: a. a. O., Nr. 451, Abendausgabe vom 23. September.

34 Vgl. Otto Friedländer, Zwischen den Zeiten (siehe Anm. 31), Bl. 178 f.

35 Rußland und der „Vorwärts". Nichtzulassung unseres Berichterstatters, in: *Vorwärts 1926*, Nr. 418, Sonntagsausgabe vom 5. September. – „Kreuzzeitung" für Moskau. Gegen den „Vorwärts", in: a. a. O., Nr. 420, Morgenausgabe vom 7. September. – Die russische Mauer. Moskauer Pressepolitik, in: a. a. O., Nr. 421, Abendausgabe vom 7. September. – Vgl. auch Nr. 436, 441, 460 vom 16., 18. und 30. September sowie Nr. 485 und 487 vom 14. und 15. Oktober. – Sowjetgranaten für Reichswehrgeschütze!, in: a. a. O., Nr. 573, Sonntagsausgabe vom 5. Dezember.

derzeitigen Umständen wohl doch nicht das Gelbe vom Ei. Der nämlich müßte „entweder auf die Wünsche der dortigen Regierung weitgehende Rücksicht nehmen oder aber er könnte *in Konflikt* mit ihr geraten, was die Reibungsflächen zwischen dem russischen Kommunismus und der deutschen Arbeiterbewegung nur vermehren würde". Viel erwünschter wäre daher „die Möglichkeit häufigerer *Studienreisen*, über die dann nach der Rückkehr ganz unabhängig und objektiv berichtet werden kann".[36]

Das Ei des Kolumbus – Otto Friedländer übernimmt es zum Abtransport, Diskretion Ehrensache, die versteht sich von selbst. Derweilen nun die andere Seite ins Grübeln gerät,[37] sieht man Friedrich Stampfer behutsam den Presseacker der Verständigung düngen. „Auf die Dauer", gibt er zu bedenken, „ist es doch kaum ein haltbarer Zustand, daß eine Regierung, die die ‚Diktatur des Proletariats' zu verkörpern vorgibt, mit den reaktionärsten Regierungen Europas und mit den übelsten Kapitalistenklüngeln immer noch *besser* steht als mit dem Gros der europäischen Arbeiterbewegung. Ändern wird sich das aber erst dann, wenn die Russen einsehen werden, daß ihr aufdringliches Lehrmeistertum zu nichts anderem führt, als zu einer *Spaltung und Schwächung* des europäischen Sozialismus." Leisten können sie sich diese Einsicht durchaus, denn jetzt, „wo *Stalin* sich stark genug fühlt", läßt sich so manches einst Undenkbare wagen, läßt sich weiterschreiten auf der ohnehin schon vorgezeichneten Bahn: „vom Putsch zum Parlamentarismus, von den blutrünstigen Aufrufen der Kommunistischen Internationale zum Ausschluß Sinowjews und Trotzkis, von dem intransigenten Doktrinarismus der bolschewistischen Sturm- und Drangjahre zum nüchternen Anpassungsrealismus des konsolidierten, sein zehnjähriges Jubiläum feiernden Sowjetstaates". Wie die kommunistischen Redakteure es anstellen sollten, ihren Lesern einen solchen Kurswechsel plausibel zu machen? Nun, darüber konnte man sich den Kopf nicht auch noch zerbrechen, das war Sache der russischen Botschaften, die würden „schon die nötigen journalistischen Instruktionen erteilen".[38]

Was immer dafür verantwortlich war, daß Stalin Friedrich Stampfers einfühlsame Texte in die falsche Kehle bekam – Joseph Wissarionowitsch faßte den Entschluß, ein Exempel zu statuieren. In einer Unterredung mit ausländischen Delegierten ließ er sich

36 Friedländer, Zwischen den Zeiten (siehe Anm. 31), Bl. 179: „Stampfer stellte mir frei, einmal bei den Sowjets in dieser Richtung vorzufühlen. Der damalige Presse-Attaché und spätere Gesandte in Helsinki Rajvit war entgegenkommend und berichtete weiter nach Moskau." Daß der Attaché eine Präzisierung gewünscht hatte, die ihm Friedländer bei einem weiteren Treffen übermittelte, ergibt sich aus der redaktionellen Darstellung: Stalin und der „Vorwärts". Ein Gespräch in der russischen Botschaft, in: *Vorwärts 1927*, Nr. 539, Abendausgabe vom 14. November.

37 Im Politbüro des Zentralkomitees der KPdSU(B) wurde das Thema „Vorwärts" am 3. November 1927 behandelt. Siehe die von Ljudmila A. Lykowa besorgte Zusammenstellung der deutsche Fragen betreffenden Tagesordnungspunkte in den Sitzungsprotokollen des genannten Jahres, in: *Mitteilungen des Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Nr. 18, September 2000, S. 18 f. – Aus dem wissenschaftlichen Diskussionszusammenhang ergibt sich, daß der Befassung vom 3. November am 31. Oktober zu diesem Punkt eine telefonische Umfrage bei den Mitgliedern des Politbüros vorausgegangen war.

38 Allerlei Jubiläen. Moskau und Rom, in: *Vorwärts 1927*, Nr. 514, Sonntagsausgabe vom 30. Oktober. – Rußlands Zusage. Ein begrüßenswerter Beschluß, in: *Vorwärts 1927*, Nr. 516, Morgenausgabe vom 1. November. Dieser zweite, ebenfalls ungezeichnete Beitrag bezieht sich auf Tschitscherins Ankündigung, Sowjetrußland werde sich an den weiteren Arbeiten der Vorbereitenden Abrüstungskommission beteiligen.

zu diesem Behufe die Frage stellen: „Warum erhielt ein Korrespondent des sozialdemokratischen Pressedienstes keine Einreisegenehmigung in die Sowjetunion?" Antwort des Genossen Stalin: „Weil die sozialdemokratische Presse im Auslande, besonders der Berliner ‚*Vorwärts*', durch ihre *ungeheuerlichen Verleumdungen* gegen die Sowjetunion und deren Vertreter eine ganze Reihe bürgerlicher Blätter übertroffen hat. Weil eine Reihe bürgerlicher Blätter, wie z. B. die ‚Vossische Zeitung', sich im Kampfe gegen die Sowjetunion bedeutend ‚objektiver, anständiger' benimmt als der ‚Vorwärts'. Dies mag ‚sonderbar' erscheinen, doch ist dies eine Tatsache, die man in Betracht ziehen muß."

Joseph Wissarionowitsch war hart, aber gerecht, manchmal jedoch auch bereit, Gnade walten zu lassen, und also ergänzte er milde und zugleich mitteilsam: „*Wenn* der ‚Vorwärts' sich nicht schlechter benehmen würde als manche bürgerlichen Blätter, so würde seinen Vertretern gewiß ein Platz neben Vertretern anderer bürgerlicher Blätter eingeräumt werden. In diesen Tagen richtete ein Vertreter des ‚Vorwärts' an einen Angestellten unserer diplomatischen Vertretung in *Berlin* die Frage, unter welchen *Bedingungen* einem Korrespondenten des ‚Vorwärts' die Einreisegenehmigung für die Sowjetunion gegeben werden würde. Darauf sagte man ihm: ‚Wenn der ›Vorwärts‹ tatsächlich beweisen wird, daß er bereit ist, sich gegenüber der Sowjetunion und ihren Vertretern nicht schlechter zu benehmen als eine ›anständige‹ liberale Zeitung, wie z. B. die ›Vossische Zeitung‹, so wird die Sowjetregierung gegen die Einreise eines Korrespondenten des ›Vorwärts‹ in die Sowjetunion nichts einzuwenden haben.' Ich glaube, daß diese Antwort durchaus verständlich ist."[39]

Das Ei des Kolumbus – der bolschewistische Chefkoch hatte es kurzerhand in die Pfanne gehauen. Und das auch noch in aller Öffentlichkeit. Otto Friedländer, der Diskrete, verstand die Welt nicht mehr. So, wie es Stampfer hinterher rätselhaft war, wie dieser Friedländer ihn mit seinem Optimismus hatte anstecken können, ihn, der bekanntermaßen doch damals schon „zu weitblickend, zu berechnend, zu klug" gewesen war, „um überhaupt noch temperamentvolle Dummheiten begehen zu können".[40] Nun, was geschehen war, war geschehen, auch Friedrich Stampfer hatte dazugelernt. Er wußte, wie dünn das Eis war, auf das er sich vorzuwagen gedachte. Doch er hatte sich abgesichert. Und diesmal war seine Sicherung so gut wie perfekt.

II. Ein Baron im Zwielicht

Der Mann, auf dessen Vermittlung Stampfer setzte, war für die ihm zugedachte Rolle in der Tat wie geschaffen. Sein verschwommenes Signalement, in dem Jahrzehnte später von einem „sozialdemokratischen Journalisten baltisch-adliger Abstammung" die Rede war,[41] ließ die Bedeutung des großen Ungenannten auch nicht annähernd erkennen. Als

39 Ein Interview mit dem Gen. Stalin. Antworten auf Fragen der Arbeiterdelegationen, in: *Rote Fahne*, Jg. 10 (1927), Nr. 269, 13. November; hierzu der auf Schadensbegrenzung abzielende Beitrag des „Vorwärts" vom 14. November (siehe Anm. 36).

40 Fischart, Neue Köpfe (siehe Anm. 16), S. 111–114: Friedrich Stampfer; Zitat S. 114.

41 Erich Matthias, Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands, in: Das Ende der Parteien 1933. Hrsg. von Erich Matthias und Rudolf Morsey, Düsseldorf 1960, S. 99–278; hier S. 156, Anm. 8.

langjähriger Beobachter des bolschewistischen Experiments durfte er, der Herausgeber eines einschlägigen Informationsdienstes,[42] den Anspruch auf exzellente Kenntnis der Probleme Sowjetrußlands erheben. Mit der Botschaft Unter den Linden verband ihn ein ausgezeichneter Draht, was sich bei diesem Emigranten linker Couleur um so pikanter ausnahm, als seine Familie nicht etwa im Souterrain des „Gotha" domizilierte.[43] Sein enger Kontakt zu den Russen wäre ihn beinahe teuer zu stehen gekommen. Fassungslos sah er plötzlich mit seinem guten Ruf seine gesamte Existenz in Frage gestellt. Der Ruf nämlich, in seinem Urteil unbestechlich zu sein, war bares Geld für ihn wert, und Geld hatte gerade er nicht zu verschenken.

Seit seinem Ausscheiden aus dem Finanzministerium in St. Petersburg, wo ihm 1917 der Boden zu heiß geworden war, hatte er sich mit Frau und Tochter meist eher schlecht als recht über Wasser gehalten. Bevor er auf dem Berliner Pflaster halbwegs Tritt fassen konnte, war er zu mancherlei journalistischen Verrenkungen gezwungen, verbreitete sich im „Neuen Orient" über „Die Sibirische Butterausfuhr" und versorgte die „Deutsche Allgemeine" mit Orakelsprüchen über das russische Problem und die Entente.[44] Als er dann in den Kreis der Renommierautoren von Parvus aufgerückt war, hatte er das Schlimmste geschafft, und als ihm dann sogar der Sprung in eine feste Stellung beim Ostwelt-Verlag gelang, wiegte er sich in der Illusion, die Zeit der ständigen finanziellen Unsicherheit sei ein für allemal überstanden. 1926 bedachte die Universität Köln ihn mit einem Preis, 1928 erhielt er von der Berliner Universität einen Lehrauftrag, und 1930, zu Beginn der Weltwirtschaftskrise, warf ihn der Ostwelt-Verlag auf die Straße.[45]

42 Die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Sowjet-Union [Kurztitel:] „WSS". – Ein vollständiger Satz dieses Periodikums hat sich bislang nicht auffinden lassen. Im Bundesarchiv, Bestand Reichsminister des Innern, Berichte privater Nachrichtenstellen über die KPD und Gewerkschaftsgruppen, September 1930–Juli 1933, befindet sich ein Exemplar der Nr. 4 des 1. Jahrgangs, Erscheinungstag 22. Oktober 1930; BArch, R 1501, St 10, Bd. 39a, Bl. 44–50; in diesem Bestand auch einige weitere Ausgaben.

43 „Meine Beziehungen zu den hiesigen russischen Stellen stammen nicht etwa aus der Zeit des Beginnes meiner WSS, sondern liegen schon viele Jahre zurück und sind dadurch eingeleitet worden, daß ich seinerzeit für den Ostwelt-Verlag Informationen einzuholen hatte." Ungern-Sternberg am 26. Februar 1931 in seinem Schreiben an Lothar Erdmann. Archiv der sozialen Demokratie [künftig zitiert: AdsD], DGB-Archiv im AdsD, Bestand ADGB BuVo, 5/DGAE 24 [künftig zitiert: DGB-Arch. im AdsD, 24], Nr. 116. – Zum historischen Hintergrund der Familie: Nachrichten über das Geschlecht der Ungern-Sternberg, aus authentischen Quellen gesammelt von Rudolf Freiherrn v. Ungern-Sternberg zu Birkas. Im Auftrage der Familie revidirt und ergänzt von C. Rußwurm, Schulinspector a. D. und Archivar. Erster Teil. Biographien, Breslau 1875.

44 Vgl. den Nachruf von [Hermann] Schubnell, Roderich Freiherr von Ungern-Sternberg†, in: *Nachrichtenblatt.* Hrsg. vom Verband der Angehörigen der Baltischen Ritterschaften, Bd. 7, München 1965, S. 47; dort auch die Todesanzeige (12. 11. 1885–4. 7. 1965). Ergänzend: Deutschbaltisches Biographisches Lexikon 1710–1960. Hrsg. von Wilhelm Lenz, Köln und Wien 1970, S. 827. Die sozialistische Vergangenheit des Freiherrn wird in diesen Beiträgen übergangen. – R. v. Ungern-Sternberg, Die Sibirische Butterausfuhr, in: *Der Neue Orient,* Jg. 2 (1918), Bd. 3, H. 6, S. 278–282; ders., Die Entente und das russische Problem, in: *DAZ* (siehe Anm. 6), Jg. 58 (1919), Nr. 319, Morgenausgabe vom 7. Juli.

45 Eine Werbung des Verlags für Sozialwissenschaften führt auch ihn unter den renommierten Autoren der Zeitschrift „Die Glocke" auf: R. v. Ungern-Sternberg, Frankreichs wirtschaftliche Lage. [...], Berlin 1923, vorderer Innendeckel. – Tätigkeit beim Ostwelt-Verlag und Entlassung: Schreiben vom 3. September 1930 an Arthur Molkenbuhr, siehe Anm. 53. – Vgl. Schubnell (siehe Anm. 44; Köln). – AdsD, ADGB BuVo inklusive Vorläuferorganisationen [künftig zitiert: AdsD, ADGB BuVo], NB 257b, Nr. 161; Walter Maschke, Jugendsekretär beim ADGB-Bundesvorstand, am 14. April 1928 an den Ortsausschuß Berlin (Jugendzentrale): „Genosse Dr. von Ungern-Sternberg machte uns folgende, für Euch bestimmte

Da stand er nun, abgebaut, wie man das nannte, mit bald 45 Jahren zum Abstieg verurteilt in das trostlos anschwellende Erwerbslosenheer. Was konnte er tun? Sollte er vielleicht Bewerbungsschreiben versenden, gleich im Dutzend womöglich und mit handgeschriebenem Lebenslauf? Ich, der Schriftsteller Roderich Eugen George usw., wurde als Sohn des Fabrikdirektors Arwed usw. und seiner Ehefrau Anna, geborene Kitta, am 12. November 1885 in Riga geboren. Nach anfänglichem Privatunterricht besuchte ich dort von 1895 bis 1901 das Nikolai-Gymnasium und später die Kaiserliche Rechtsschule in St. Petersburg, die ich im Revolutionsjahr 1905 aus politischen Gründen mit einer Gruppe Gleichgesinnter verließ. In Freiburg im Breisgau und in Berlin studierte ich sodann Volkswirtschaft, Geschichte, Jura und Philosophie, bis ich 1908 mit einer Dissertation „Über die wirtschaftliche und rechtliche Lage der St. Petersburger Arbeiterschaft" zum Dr. phil. promovierte. Das juristische Staatsexamen legte ich 1909 in Dorpat ab. Dem Beginn meiner beruflichen Laufbahn beim Finanzamt von Kiew folgte 1911 meine Versetzung in das Petersburger Finanzministerium. Angesichts der revolutionären Zuspitzung kehrte ich 1917 über Finnland und Schweden nach Deutschland zurück,[46] wo – usw. usf. – meine Position unter dem Druck der wirtschaftlichen Krisenlage eingespart werden mußte. In Erwartung Ihrer gefälligen Absage verbleibe ich – Unterschrift, Punkt. – Die Vorstellung war absurd und außerdem überflüssig, denn noch hatte er ja so manches Eisen im Feuer.

Was hinderte ihn zum Beispiel daran, sich bei der Reichszentrale für Heimatdienst als Referent in Erinnerung zu bringen? Einige Vorträge in der Provinz dürften das allermindeste sein, was bei einem solchen Versuch herausspringen würde. Deutschland und seine Nachbarn, oder Deutschland und Polen, oder Sowjetrußland und seine Probleme,[47] oder – an Themen, die er im Griff hatte, herrschte glücklicherweise kein Mangel. Neben dem thematischen Spektrum, über das er verfügte, boten ihm seine Pressekontakte ebenfalls Garantien dafür, daß er seine Honorareinkünfte auch als freier Journalist nicht unbeträchtlich aufstocken könnte. Wenn er die Fühler weit genug ausstreckte, war vielleicht sogar in der Wirtschaft das eine und andere Geld zu verdienen.[48] Als gebranntes Kind war er sich freilich über eines im klaren: Solange er keinen Mindestbetrag

[Forts. von Anm. 45]
Mitteilung. Beginnend am Freitag, den 4. Mai ds. Js. wird Ungern-Sternberg an der Berliner Universität (Hörsaal 51 im Hauptgebäude) nachm. 5.15 Uhr Vorlesungen über das heutige Frankreich halten, wobei er besonders die Gewerkschaften behandeln wird." Vgl. a. a. O. auch Nr. 228.

46 Vgl. Nachruf und Todesanzeige (siehe Anm. 44) sowie die Angaben im Deutschbaltischen Biographischen Lexikon. – R. von Ungern-Sternberg, Die Erziehung der St. Petersburger Arbeiterschaft zur Revolution, Berlin 1909.

47 Vortragstätigkeit für die Reichszentrale ist in einem Fall bereits für 1929 belegt: Schreiben Sternbergs vom 16. April [1929] (zur Jahresangabe und zum mutmaßlichen Adressaten siehe den folgenden Hinweis). Schreiben Sternbergs an Arthur Molkenbuhr, Chefredakteur des Halberstadter Tageblatts, vom 13. September 1930; Bitte, bei der Volkshochschule oder durch die Reichszentrale einen Vortrag für ihn anzuregen; hierzu die oben genannten Themenvorschläge. AdsD, Bestand Molkenbuhr, Kass. 1, T. 1, Hülle 106–134. – Über Aufgaben und Rolle der Reichszentrale: Klaus W. Wippermann, Politische Propaganda und staatsbürgerliche Bildung. Die Reichszentrale für Heimatdienst in der Weimarer Republik, Köln 1976.

48 Zu Sternbergs Einkünften nach Gründung der WSS siehe S. 161 f. Neben dem Kontakt zu Erdmann („Die Arbeit") unterhielt er damals journalistische Beziehungen zur „Vorwärts"-Redaktion und zu Arthur Molkenbuhr („Halberstadter Tageblatt").

an regelmäßigen Einnahmen in die Rechnung einzubeziehen vermochte, stand sein Familienbudget auf schwankendem Boden. Gerade in diesem Punkt der Punkte jedoch schien die ideale Lösung sich gleichsam von selbst anzubieten. Wem hatte der Ostwelt-Verlag denn in all diesen Jahren einige seiner besten Rußlandinformationen verdankt? Gab es da weit und breit auch nur einen, der es wie er verstand, durch die Kombination von Sachkunde, Scharfsinn, wissenschaftlicher Systematik und geduldiger Akribie die Quellen in der sowjetischen Handelsvertretung zum Sprudeln zu bringen? Und wer sonst hatte denn schon darüber hinaus in Moskau noch immer einen Verbindungsmann an der Leine, der ihn von Zeit zu Zeit mit gewissen Journalen und anderen überaus brauchbaren Lebenszeichen versorgte?[49] Erste Qualität aber, soviel stand ja wohl fest, fand auch in der bittersten Wirtschaftskrise noch ihre Käufer. Meinten die vom Ostwelt-Verlag, ohne ihn auskommen zu können, nun, dann würden sie demnächst eben auch ohne so manchen Abonnenten ihrer „Materialien zur Sozialpolitik der Sowjetunion" auskommen müssen.

Die Idee, seinem bisherigen Arbeitgeber mit einem neuen Spezialorgan Konkurrenz zu machen, war famos, doch was ihm ins Haus stand, wenn er sie in die Praxis umzusetzen versuchte, hätte er sich eigentlich an den Fingern abzählen können. Unter dem Patronat des Auswärtigen Amtes und des Reichswirtschaftsministeriums 1924 als Geschöpf einer publizistischen Flurbereinigung aus der Taufe gehoben, erfreute sich der Ostwelt-Verlag offenbar nach wie vor der Gunst höchster amtlicher Stellen und einflußreicher Interessenverbände. Den „Ost-Express", sein Paradepferd, hinter dem das sozialpolitische Material nur unter „ferner liefen" rangierte, hatte der Reichsverband der Deutschen Industrie „als *die* Ostnachrichtenkorrespondenz anerkannt", sie den Mitgliedern zum Bezug empfohlen und sich dabei in erlesener Gesellschaft bewegt, waren doch neben dem Reichslandbund und dem Deutschen Landwirtschaftsrat der Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes und die Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels ebenso mit von der Partie wie der Reichsverband des Deutschen Groß- und Überseehandels, der Deutsche Industrie- und Handelstag und die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. In der Bezieherkartei drängten sich denn auch quer durch das Alphabet die ersten Adressen. Von AEG, Borsig, Commerzbank und Deutscher Bank über IG Farben, Krupp, Siemens und Telefunken bis hin zu den Vereinigten Stahlwerken, zu Otto Wolff und Carl Zeiss protzte sich das nur so dahin in der hauseigenen Reklame.[50] Und mit diesem Konsortium von hoher Politik und großem Geld meinte er es aufnehmen zu können?

49 Im Schreiben an Erdmann (siehe Anm. 43): „[...] daß ich mich um dieses Interview [mit Botschafter Chintschuk] bemüht habe, weil ich dadurch nachweisen wollte, daß nicht etwa der Ostwelt-Verlag, meine Konkurrenz, die Beziehungen zu russischen Stellen hat, die zur Information über russische Verhältnisse unbedingt erforderlich sind, sondern ich. Ich habe das besonders im Hinblick auf den Reichsverband der Deutschen Industrie getan." Ebd.: „Die Handelsvertretung vor allem ist für mich, wie für jeden anderen Journalisten, eine wichtige Informationsquelle. Ich besuche sie daher häufig, zumal ich die dortige technisch-ökonomische Zeitschriftensammlung benutze, die, soviel ich weiß, auch jedem anderen zugänglich ist. [...] Aus Moskau berichtet mir von Zeit zu Zeit ein alter Freund, der mir auch gelegentlich russische Provinzzeitungen zusendet."

50 1924 schlossen sich die Ostabteilung des Verlages für Politik und Wirtschaft und der Ost-Express-Verlag zu einem zentralisierten neuen Verlagsunternehmen, dem Ostwelt-Verlag, zusammen. In ihm erschien

Er war so frei, und ehe die Konkurrenz sich's versah, hatte er sie schon, zumindest in einer Hinsicht, um Längen geschlagen: Wo sie lediglich Materialien zur Sozialpolitik offerierte, vermochte er dem Publikum auch Informationen über „Die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Sowjetunion" in Aussicht zu stellen. Da es ihm „natürlich sehr darauf" ankam, „*möglichst bald* einen festen Bestand an Abonnenten zu haben", schrieb er heute hierhin, ging morgen dorthin und kam hier wie dort dezent-zielstrebig zur Sache: „Im übrigen" werde er „ab 1. X. eine eigene Korrespondenz" unter dem bewußten Namen herausgeben, „erscheint jeden Sonnabend", 25 Mark der vierteljährliche Preis.[51] Der Erfolg hielt sich in Grenzen, doch läpperte es sich immerhin bald so zusammen, daß „ernst, aber nicht hoffnungslos" eine weiterhin zutreffende Kennzeichnung der Lage schien.

Wenn er in manchen Fällen zunächst abgeblitzt war, beim Reichsverband der Deutschen Industrie etwa oder – nicht halb so mißlich – bei der russischen Telegraphen-Agentur,[52] würde er nach Ablauf der Schamfrist eben noch einmal vorstellig werden. Außerdem zählte im Leben ja nicht nur das Inkasso schnöder Kopeken. Beweise der Solidarität schlugen vielleicht sogar noch höher zu Buche, und über Mangel an Solidaritätsbeweisen hatte er keinerlei Grund sich zu beklagen. Wem zum Beispiel verdankte er es denn, daß er nach dem Verlust seiner Akkreditierung durch den Ostwelt-Verlag schon wieder an der täglichen Reichspressekonferenz teilnehmen durfte? Neben einem der Leute Stampfers, der am Wilhelmplatz im zuständigen Ausschuß saß, Arthur Molkenbuhr, einem anderen Genossen, der ihn ohne langes Palaver als Berliner Vertreter des „Halberstädter Tageblatts" bevollmächtigt hatte.[53] Aus Erfahrungen dieser Art schöpfte man Mut, ja sie erlaubten es einem sogar, die Kärglichkeit der eigenen Existenz wenigstens ab und an von der heiteren Seite zu nehmen. Unter dem Feldzeichen WSS – wie er seine Korrespondenz abkürzend-einprägsam nannte – kämpfte eine nicht gerade furchteinflößende Truppe: ein Freiherr, der außer sich selbst und einem Freifräulein nur

[Forts. von Anm. 50]
nun weiter der von Dr. Karl Johann von Voss herausgegebene, 1920 gegründete tägliche Nachrichtendienst „Der Ost-Express" (offizielles Kürzel: O. E.). Vgl. – auch zu den „Materialien" – den Verlagsprospekt „Der Ost-Express", in: AdsD, ADGB BuVo (siehe Anm. 45), NB 803, Nr. 169.

51 In Abwesenheit von Ernst Schulze hatte sich Ungern-Sternberg an dessen Kollegen Alban Welker mit dem „Vorschlag" gewandt, „für eigene Rechnung dieses Material ab 1. Oktober herausgeben zu wollen, und damit das Ansuchen verbunden, daß wir künftig diese Korrespondenz bei Ihnen abonnieren möchten". „Für uns", antwortete ihm Schulze am 5. August, „ist es selbstverständlich, daß wir nach Ihrem Ausscheiden aus dem ‚Ostwelt-Verlag' auf die bisher bezogenen Materialien verzichten werden." Zu einer festen Abonnementszusage an Sternberg vermochte er sich aber noch nicht zu entschließen. In seiner Antwort bekundete Sternberg am 6. August sein Interesse an einem festen Abonnentenbestand (AdsD, ADGB BuVo [siehe Anm. 45], NB 803, Nr. 66 und Nr. 65). – Siehe ferner das Schreiben Sternbergs vom 3. September an Arthur Molkenbuhr (Anm. 53).

52 Sternberg am 26. Februar 1931 an Lothar Erdmann (siehe Anm. 43): Der Reichsverband unterstütze den Ostwelt-Verlag, „während er mir ein Abonnement verweigert hat mit der Begründung, daß er eine weitere Vermehrung der Nachrichtenstellen über Rußland nicht für zweckmäßig hält". Ebd.: „Ich bemühe mich um ein Abonnement der russischen Telegraphen-Agentur, bisher aber ohne Erfolg."

53 Am 3. September 1930 bittet Sternberg den verehrten Genossen Arthur Molkenbuhr „um folgende Gefälligkeit": ihm die Möglichkeit zu bieten, als Vertreter des „Halberstadter Tageblatts" an der täglichen Reichspressekonferenz teilzunehmen. „Gen. Bernstein vom Vorwärts, der im Ausschuß der Konferenz sitzt", habe ihm diesen Weg empfohlen. – Ders. am 13. September: „Die Sache mit der Pressekonferenz hat sofort funktioniert" (siehe Anm. 47, Bestand Molkenbuhr).

noch einen weiteren Teilzeitfreiwilligen herumkommandierte[54] – vor einem solchen Trio infernale brauchten die Herren vom Ostwelt-Verlag nun wirklich keine Furcht zu empfinden. Derlei kam ihnen freilich nicht einmal dann in den Sinn, als ihr gewesener Mitarbeiter sie mit der Kündigung eines Sammelabonnements durch den ADGB, den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund, überraschte.[55] Aus der Sicht des Hauses Ostwelt war das nicht die feine deutschbaltische Art.

Was er sich da eingebrockt hatte, begann er erst Wochen später zu ahnen. Als er beim Gewerkschaftsbund nachfragte, warum die Bestellung der WSS auf sich warten ließ, wurde er in ungewohnt-formeller Kühle beschieden. Von Ernst Schulze, einem seiner alten Bekannten im ADGB-Bundesbüro, für den er bislang ein „Sehr verehrter Genosse" gewesen war, während Schulze ihm jetzt nur noch die Anrede „Werter Genosse!" konzedierte, mußte er eine verblüffende Kunde und eine nachgerade sittenwidrige Offerte vernehmen. Auf der Grundlage eines Sonderrabatts, der die Bezeichnung Schleuderpreis der übelsten Sorte verdiente, war der Ostwelt-Verlag mit dem ADGB erneut handelseinig geworden. Einzig unter der Voraussetzung genau gleicher Konditionen erklärte sich Ernst Schulze hochherzig bereit, auch dem Herausgeber der WSS ein Dreierabonnement zu gewähren.[56]

Weil demonstrativer Stolz ein Luxus war, den er sich zumal an Werktagen strikt untersagte, fügte der werte Genosse sich durchatmend drein, mußte allerdings bald schon erfahren, daß die Hinnahme kleinerer Demütigungen nicht immer vor größeren bewahrte. Mitte Januar flatterte ihm vom ADGB ein Wisch mit der lapidaren Nachricht ins Haus: „Werter Genosse, nachdem wir uns nun geraume Zeit über den Inhalt Ihrer ‚WSS' informiert haben, müssen wir Sie darauf aufmerksam machen, daß wir mit Ablauf des 1. Quartals 1931 auf den weiteren Bezug der ‚WSS' verzichten." Mit bestem Gruß, der Bundesvorstand, Schulze. So etwas tat weh, warf ihn aber nicht um. Im Gegenteil: Nun würde er denen und anderen die herausragende Bedeutung seiner Korrespondenz durch ein journalistisches Bravourstück beweisen. Gelang es ihm, Moskaus neuen Spitzenmann in Berlin für ein Exklusivinterview zu gewinnen, dann würden sie

54 Im Schreiben an Erdmann (siehe Anm. 43): „Die Herstellung besorgt für mich der Genosse Thurau für Mk. 76,– monatlich (4 mal à 75 Exemplare). Hinzu kommen dann etwa Mk. 20,– Schreibunkosten, Mk. 12,– Porto und Versand, wobei die letzteren Arbeiten von meiner Tochter besorgt werden."

55 Mit Einschreiben vom 8. August 1930 kündigte Schulze das seinerzeit mit Ungern-Sternberg vereinbarte Abonnementskontingent – 15 Exemplare – zum 1. Oktober. „Wir bitten deshalb von diesem Zeitpunkt ab die weitere Lieferung an uns einzustellen." AdsD, ADGB BuVo (siehe Anm. 45), NB 803, Nr. 64.

56 Schulze am 5. August: „Sehr verehrter Genosse v. Ungern-Sternberg!" (siehe Anm. 51); am 23. Oktober: „Werter Genosse! In Beantwortung Ihrer Anfrage vom 21. d. Mts. darf ich Ihnen noch einmal schriftlich bestätigen, daß wir vom ‚Ostwelt-Verlag' die bisherigen Materialien in drei Exemplaren weiterbeziehen und daß wir dafür einen Bezugspreis von 20,– Mk. im Quartal für alle drei Nummern zusammen vereinbart haben. Wir sind bereit, mit Ihnen ein gleiches Abkommen über die Weiterbelieferung Ihrer ‚Wirtschafts- und Sozialpolitik der Sowjet-Union' zu treffen. Wir sind auch bereit, den Preis von 20,– Mark pro Quartal für das 4. Quartal 1930 zu leisten, wenn Sie uns von nun an wöchentlich je 3 Exemplare Ihrer Korrespondenz übermitteln wollen." DGB-Arch. im AdsD, 24 (siehe Anm. 43), Nr. 113. – Diesem Schreiben vorangegangen war eine briefliche Intervention des Verlages vom 20. September, der am 25. eine Unterredung zwischen Schulze und dem Redakteur der „Materialien" Dr. Gerschun folgte; AdsD, ADGB BuVo (siehe Anm. 45), NB 803, Nr. 62 und Nr. 60.

alle – vom ADGB bis hin zum Reichsverband der Deutschen Industrie – ja wohl endlich begreifen.[57]

Und ob sie begriffen. Im Zwielicht der Gerüchte, die über ihn umliefen, und der aufkeimenden Zweifel nahm sich sein Interview mit Botschafter Leo Chintschuk[58] wie das letzte Glied einer entlarvenden Beweiskette aus: Da wird jemand entlassen. Ganz im Vertrauen, mehr angedeutet als offen gesagt, sind dafür nicht nur ökonomische Sachzwänge maßgebend gewesen.[59] Große Sprünge konnte sich dieser Jemand schon zuvor nicht erlauben, jetzt aber steht er nahezu vor dem Nichts. Benimmt er sich so, wie man das von einem in seiner Lage erwartet? Den Teufel tut unser Mann, setzt sich eben mal so als Herausgeber einer derart kostenaufwendigen Sache in Szene, wie es – wir wissen, wovon wir reden – ein Informationsdienst solcher Art nun einmal ist. Daß der Reichsverband ihm die kalte Schulter zeigt und der ADGB ihn auf der Sparflamme brät, scheint dieser Mann mit links zu verkraften. Geschehen also heute immer noch Zeichen und Wunder, oder geht es bei unserem Herrn Jemand vielleicht mit zwar nicht rechten, aber doch ganz ordinär irdischen Dingen zu? Angesichts der auf die raffinierteste Weise verschleierten Tendenz seiner Postille ist das ja wohl mehr eine rhetorische Frage.[60]

Die Ungeheuerlichkeiten der Flüsterkampagne wären ihm womöglich noch eine Zeitlang verborgen geblieben, hätte es in der Inselstraße, dem Sitz des ADGB, nicht auch einen Lothar Erdmann mit seinem ausgesprochenen Sinn für Fairneß gegeben. Erdmann, Redakteur der Monatszeitschrift „Die Arbeit",[61] fühlte sich durch die Affäre in besonderem Maße betroffen. War sein langjähriger Autor eine käufliche Kreatur, dann würde Erdmann sich mit dem Gedanken abfinden müssen, einer solchen Kreatur

57 DGB-Arch. im AdsD, 24 (siehe Anm. 43), Nr. 115, Kündigungsschreiben vom 16. Januar 1931. – Zur Motivation von Ungern-Sternbergs bei seinem Bemühen um ein Interview mit Botschafter Chintschuk siehe Anm. 49.

58 Ein Exemplar der WSS-Ausgabe mit dem Botschafterinterview hat sich bisher nicht auffinden lassen. Nach dem Schreiben von Ungern-Sternbergs an Erdmann (siehe Anm. 43) ist es in Nr. 4/1931 erschienen. Zum Inhalt vgl.: Botschafter Chintschuk über die Lage, in: *Das neue Rußland*, Jg. 8 (1931), H. 2/3, S. 65.

59 Das Verlagsschreiben vom 20. September (siehe Anm. 56) bemerkt zum Ausscheiden Ungern-Sternbergs: „[...] gerade im Interesse der möglichst reichhaltigen und lebendigen redaktionellen Gestaltung der ‚Materialien' glaubten wir, die redaktionelle Arbeit an dieser Ausgabe des Verlages möglichst eng an unsere gesamte übrige politische und wirtschaftspolitische Bearbeitung der Ostfragen angliedern zu sollen. Im Zusammenhang damit ergab sich zugleich die Möglichkeit einer wesentlichen Ersparnis in unserem Gehaltsetat, wobei selbstverständlich bei den gegenwärtigen Zeiten eine solche Möglichkeit einer Notwendigkeit gleichkommt."

60 Auf die wesentlichen Punkte der Gerüchtekampagne geht von Ungern-Sternberg in seinem Schreiben an Erdmann ein (siehe Anm. 43): dubiose „Beziehungen zu den hiesigen Sowjetstellen, auf die offenbar angespielt wird"; Finanzierung der WSS aus zweifelhaften Quellen: „Über die Kosten der Herstellung einer solchen Korrespondenz herrschen vielfach phantastische Vorstellungen"; die Korrespondenz vertrete „eine der Sowjet-Regierung erwünschte propagandistische Tendenz". „Die Quelle der Verdächtigungen ist wohl letzten Endes der Ostwelt-Verlag." – In den Akten des Reichsministeriums des Innern überliefert ist eine auf den 27. November 1930 datierte interne Bewertung der Publikation: „Insoweit, als Herr von Sternberg seine Materialsammlung auf Äußerungen in der russisch-bolschewistischen Presse stützt, kann die Korrespondenz ‚WSS' als zuverlässig und im Kampf gegen den Bolschewismus bezw. die KPD als brauchbar bezeichnet werden." BArch, R 1501, St 10, Bd. 39b, Bl. 582.

61 Über den am 12. Oktober 1888 geborenen Sohn des Philosophieprofessors Benno Erdmann vgl. Hans O. Hemmer, Für das eine Deutschland. Zur Erinnerung an Lothar Erdmann, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 39 (1988), S. 614–629.

die Wege geebnet zu haben. Vor wenigen Wochen noch hätte er eine derartige Idee entrüstet als pure Absurdität von sich gewiesen. Seit ihm jedoch das neueste Manuskript seines Sowjetexperten vorlag, war er sich nicht mehr so sicher. Innerhalb nur eines knappen dreiviertel Jahres hatte der ja eine geradezu totale Schwenkung vollzogen. Mitte 1930 war ihm die Daseinsberechtigung der bolschewistischen Parteidiktatur noch „problematischer denn zuvor" erschienen. Damals hatte er konstatiert, „daß eine Stabilisierung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Sowjetrußland nicht erfolgt" sei und „die soziologischen Voraussetzungen für die Durchführung einer integralen Sozialisierung der gesamten russischen Wirtschaft, wie sie Stalin und sein Anhang" erstrebten, „denkbar ungünstig" waren. „Ein gut Teil der Energie des ganzen Regierungsapparates" sah er im Kampf gegen den „inneren Feind erschöpft", so daß sich ihm „unwillkürlich ein Vergleich" mit der Lage des Zarenregimes aufdrängte, das ebenfalls genötigt war, „unausgesetzt revolutionäre Angriffe derjenigen abzuwehren", denen schließlich der Sturz der Zarenherrschaft gelang.[62] Inzwischen durfte von einer systemgefährdenden Krise angeblich nicht mehr die Rede sein. Auch herrschte innerhalb des größten Teils der Bauernschaft durchaus keine sowjetfeindliche Stimmung. Das polemische Wort von der Diktatur „*über* das Proletariat" war nur „ein Spiel mit Worten", die berüchtigte GPU der Sache nach mitnichten eine Erfindung der Sowjetregierung. Erzielte sie den „Enderfolg" einer im wesentlichen krisenfreien Wirtschaft auf bisher noch niemals erreichtem Niveau, dann würde „die Geschichte" einer solchen Regierung wohl mit Sicherheit Amnestie „für alle ihre Härten und Grausamkeiten" erteilen.[63] Da Erdmann an einer berufsphilosophischen Erblast trug, konnten ihn Spekulationen über die Geschichte als moralische Oberinstanz nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Von dieser Seite in diesem Zusammmenhang vorgetragen, wirkten sie allerdings seltsam genug. Nun wollte, nun mußte Erdmann es wissen, so wie umgekehrt der Verfasser ein Anrecht darauf besaß, sich mit der mehr als nur üblen, mit der schlechterdings rufmörderischen Nachrede auseinandersetzen zu können.

Der Brief aus der Inselstraße, den ihm die Post diesmal ins Haus expedierte, empfahl sich durch den zurückhaltenden Duktus eines teilnahmsvoll besorgten Chronisten. Doch obwohl er sich insofern himmelweit von den hölzernen Sprachkeulen unterschied, die der verdiente Organisator Ernst Schulze[64] zu schwingen beliebte, traf er seinen Empfänger wie einer jener vernichtenden Schläge, die das Sprachzentrum lähmen. Als die Wirkung nachließ, drängte sich die einzig vernünftige Schlußfolgerung auf: Wer mit dem Rücken so zur Wand stand wie er, der würde, wo immer er Hilfe erbat, seine Karten so gut wie restlos aufdecken müssen. Jawohl, er erhielt Geld von den Russen, und er hatte seine Ansicht über die Folgen der gewaltsamen Kollektivierung auf dem Lande geändert. Doch glaubte man ernsthaft, ihm die Dummheit unterstellen zu dürfen, daß er seinen guten Ruf aufs Spiel setzte, weil er von den Russen je Quartal 120 Mark an Abonnementsgebühren kassierte? Nicht die Herren der Botschaft oder der Handelsvertretung,

62 Roderich v. Ungern-Sternberg, Sowjetrußland. Überlegungen und Ausblicke, in: *Die Arbeit*, Jg. 7 (1930), H. 6, S. 372–380; Zitate: S. 380, S. 379 und S. 373.

63 Ders., Sowjetrußlands Planwirtschaft, in: a.a.O., Jg. 8 (1931), H. 3, S. 210–220; siehe insbesondere S. 217 und S. 219 f.; S. 218, S. 219 und S. 220.

64 Vgl.: Ernst Schulze 50 Jahre, in: *Gewerkschafts-Zeitung*, Jg. 39 (1929), S. 316.

nein, die veränderten Tatsachen hatten ihm, dem es doch „vollkommen" fernlag, die „großen Entbehrungen" der Bevölkerung abzuleugnen, den plötzlichen Wandel seiner Lageeinschätzung diktiert. Seine grundsätzliche Meinung über die sowjetrussischen Verhältnisse hingegen war, was sich unschwer nachprüfen ließ, „in allen wesentlichen Punkten seit 12 Jahren" die gleiche geblieben. Außerdem trüge es vielleicht zur Klärung bei, wenn er erwähnte, daß er „momentan in materieller Beziehung nicht mehr so schlecht gestellt" war wie nach seiner Entlassung. Neben den rund 250 Mark monatlichen Reineinnahmen aus der WSS erhielt er von der Reichszentrale für Heimatdienst nun sogar feste Bezüge, nahm, „wenn auch unregelmäßig, so doch nicht unbedeutendes Honorar vom Reichsverband des Tiefbaugewerbes" ein, hatte „ferner im Herbst und Winter durchschnittlich zweimal im Monat Vorträge in der Provinz" gehalten und bezog „schließlich einiges Schriftstellerhonorar". Bei unvoreingenommener Betrachtung mußten diese und wenige Hinweise mehr „zur Abwehr der Verdächtigungen" doch eigentlich genügen.[65]

Lothar Erdmann genügten sie, nicht aber einem Ernst Schulze. Schulze konnte sich nämlich des Verdachts nicht erwehren, daß er wie ein politischer Waisenknabe einem ganz geriebenen Burschen auf die Leimrute gegangen war. In den Anfängen ihrer Bekanntschaft war ihm der Genosse Baron vom Ostwelt-Verlag geradezu als ein Geschenk des Himmels erschienen. Mitte der zwanziger Jahre war das gewesen, als unter „großem Tamtam" der kommunistische „Rummel" mit den Arbeiterdelegationen nach Sowjetrußland eingesetzt hatte und es darauf ankam, „wirklich authentische Nachrichten aus dem Sowjetparadies der von den Rußlandfahrern beliebten Berichterstattung gegenüberzustellen".[66] Die „Materialien zur Sozialpolitik" mit ihren wörtlichen Auszügen aus der russischen Presse hatten sich damals bestens bewährt. „Ganz offen gesagt": Schulze hatte die Korrespondenz, als das Interesse an ihr außerordentlich nachließ, nur deshalb weiter bezogen, weil er dem Mann gefällig sein wollte. Er hatte an diesem Baron, der so gar nicht großspurig auftrat, nun mal einen Narren gefressen. Daß selbst Erdmann auf ihn hereingefallen war, daß der Kollege Maschke sogar für die Universitätsveranstaltungen des Herrn Barons die Werbetrommel gerührt hatte,[67] all dies entschuldigte die Instinktlosigkeit eines Ernst Schulze nicht im geringsten.

Wie lautete doch jener spöttisch-anerkennende Vers, mit dem er vor gar nicht so langer Zeit bedacht worden war? „Wer herrschen will, muß eine Peitsche haben / Die Peitsche ist die schönste aller Gaben / Man schwingt sie gegen Kommunisten / Und, sind

65 Das anscheinend nicht überlieferte Schreiben Erdmanns datiert vom 23. Februar 1931. Die formale Kennzeichnung entspricht dem Stil seines Verfassers, der wesentliche Inhalt läßt sich aus Sternbergs Antwort erschließen (siehe Anm. 43). Daraus ergibt sich u.a., daß die Botschaft und die Handelsvertretung je zwei Exemplare der WSS bezogen. Zu den Herstellungskosten (siehe Anm. 54) gehörten „monatlich höchstens 20,– Mk." Abonnementgebühr. Das Honorar vom Reichsverband des Tiefbaugewerbes erhielt Sternberg „für Arbeiten, die im Zusammenhange stehen mit der Beteiligung deutscher Baufirmen an Bauarbeiten in Frankreich bei Verwendung deutscher Arbeitskräfte" (siehe besonders auch Anm. 60).

66 Was Arbeiterdelegationen nach Rußland wert sind, in: *Gewerkschafts-Zeitung*, Jg. 35 (1925), S. 651; KPD – Arbeiterdelegationen – Kongreß der Werktätigen, in: a.a.O., Jg. 36 (1926), S. 565–567; siehe S. 565 (Rummel); [Ernst] Schulze, Die Wahrheit über Sowjetrußland. (Einige Ergänzungen zum Bericht der Rußlanddelegation), in: a.a.O., S. 267–269; Zitat S. 267.

67 Vgl. das Schreiben Schulzes vom 5. August 1930 (siehe Anm. 51) sowie Anm. 45.

sie frech, auch gegen Christen."[68] Jawohl, man hatte sie redlich gegen die Kommunisten geschwungen und hätte Gift darauf genommen, daß man selbst zehn Meilen gegen den Wind die Duftnote Moskaus wahrzunehmen vermochte. Statt dessen war man – und wäre es ohne die Hinweise aus dem Ostwelt-Verlag wahrscheinlich noch heute – betriebsblind gewesen gegenüber einem Kerl, der „die von größtem Opfermut und restloser Ergebenheit für ihr Werk erfüllte Führerschicht der Kommunistischen Partei" glorifizierte und trotz alledem die Unverschämtheit besaß, dem ADGB erneut den Weiterbezug seines Informationsdienstes nahezulegen. Da konnte die einzig angemessene Antwort nur das postwendende Ersuchen sein, „entsprechend unserer Aufkündigung, von der weiteren Übermittlung der ‚WSS' Abstand zu nehmen". Und da hatten als abschließende Floskel die beiden Worte „Besten Gruß!" in diesem Fall endgültig ausgedient. Wer einem Ernst Schulze so mitgespielt hatte, der verdiente nichts besseres, als schneidend „Mit Parteigruß" abgefertigt zu werden.[69] Er hatte auch das überstanden. Bei den Leuten zumindest, auf die es ihm ankam, galt er als rehabilitiert. Sein wohl ausschlaggebender Eideshelfer war Friedrich Stampfer gewesen.[70] Von allem anderen abgesehen: Stampfer jetzt beizuspringen war eine Anstandspflicht. Hier galt es, eine Ehrenschuld abzutragen, und genau das würde er tun, auf Heller und Pfennig, nach bestem Vermögen – so wahr er Roderich von Ungern-Sternberg hieß.

III. „Z." – ein Profi übernimmt

Auf die Idee, den Mann einfach Z. zu nennen, wäre nicht jeder gekommen. Daß Victor Schiff darauf kam, hing mit seinem beruflichen Ethos zusammen. Victor Schiff, Leiter des „Vorwärts"-Außenressorts, war gerade dabei, einen Vertrauensbruch zu begehen. Den Klarnamen des Mannes, den er mit seiner Schilderung bloßstellen würde, öffentlich in Umlauf zu bringen verbot sich von selbst. Sich ersatzweise mit dem richtigen Anfangsbuchstaben zu begnügen ging auch nicht an. Wenn schon Vertrauensbruch, dann wenigstens halbwegs dezent. In diesem anerkennenswerten, weil menschenachtenden Sinne entschloß er sich, das Namenskürzel um drei Stellen im Alphabet weiterzurücken.[71] „Vicky" Schiff wußte eben, was sich gehörte.

Auf reichsdeutschem Hoheitsgebiet war dieser Z. erstmals im Sommer 1930 aktenkundig geworden. Es waren die Tage des großen sowjetdiplomatischen Revirements. In Moskau verschwand Tschitscherin endgültig vom Schauplatz seiner langjährigen

68 So in einer Bierzeitung für die Weihnachtsfeier 1929 der Mitglieder und Mitarbeiter des ADGB-Bundesbüros. DGB-Arch. im AdsD, Nachlaß Theodor Leipart. Der Ausdruck Christen bezieht sich hier auf die christlichen Konkurrenzverbände.

69 Roderich v. Ungern-Sternberg, Sowjetrußland (siehe Anm. 62), S. 373. – Schreiben Schulzes vom 1. April 1931 an von Ungern-Sternberg; DGB-Arch. im AdsD, 24 (siehe Anm. 43), Nr. 117.

70 Sternberg an Erdmann (siehe Anm. 43): „Mit Stampfer habe ich über diese Angelegenheit gesprochen, und er hat mir zugesagt, darüber mit Grassmann Rücksprache zu nehmen." Peter Graßmann war stellvertretender Bundesvorsitzender des ADGB.

71 Über den von Schiff zur Publikation vorgesehenen, von Friedrich Adler jedoch nicht veröffentlichten Beitrag mit einer Schilderung des Gesprächs zwischen Stampfer und Winogradow im Februar 1932 siehe Henryk Skrzypczak, Anspiel, in: *IWK*, Jg. 32 (1996), S. 47–75; vgl. hier S. 64, Anm. 59.

Tätigkeit an der Spitze des Narkomindel, des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten, und wurde nun auch offiziell durch Litwinow ersetzt. Durch die Auslandsvertretungen der UdSSR fegte sogleich ein eisiger Wind. Kremlastrologen sahen sich wieder einmal lebhaft gefragt. Würde Krestinski, obwohl zum ersten Stellvertreter Litwinows ernannt, auch weiterhin den Posten des Berliner Botschafters bekleiden? Räumte Suriz seinen Platz für Lunatscharski, um aus Angora in die Reichshauptstadt überzuwechseln? Und wie sah es eigentlich mit dem Stühlerücken eine Ebene tiefer aus? Wer folgte auf Lorenz, und – womöglich wichtiger noch – wen brachten sie zur Pflege der Presselandschaft ins Spiel? David Stern hatte seine Sache vorzüglich gemacht. Die Neubesetzung gerade auch dieses Postens würde „von symptomatischer Bedeutung für die künftige Einstellung Moskaus zu den deutsch-russischen Beziehungen sein".[72]

Eine Teilantwort ergab sich am 13. August. An diesem Mittwoch erhielt Botschaftsrat Fritz von Twardowski Gelegenheit, zwei der Umzugskandidaten unter die Lupe zu nehmen. Eingeführt durch den Kollegen Lewin vom Narkomindel, fanden sich vor ihrer Abreise aus Moskau die Herren Nicolai Krumin und Boris Winogradow im Leontjewski Pereulok Nr. 10, dem Hause der deutschen Botschaft, zum obligatorischen Höflichkeitsbesuch ein. Krumin, der neue Hamburger Generalkonsul, war offenbar leicht auf den Nenner zu bringen. Der designierte Nachfolger von Esekiel Kantor, berichtete Twardowski der Wilhelmstraße, verstand gerade mal „etwas deutsch", war bisher lediglich „Mitarbeiter der Arbeiter- und Bauerninspektion gewesen" und überdies „anscheinend noch nicht lange in einer gehobenen Stellung". Das sagte so ziemlich alles und war trotzdem politisch korrekt.

Im Unterschied zu Krumin zeigte dessen Kollege, dem der Sekretärsposten von Lorenz zugedacht war, schon einiges mehr an Format. Mit seinen Deutschkenntnissen war es zwar ebenfalls nicht sonderlich weit her, doch wußte er „einen recht intelligenten Eindruck" zu machen. Er war „Wydwishenez", einer jener Aufsteiger also, die ganz von unten kamen und sich besonderer Förderung erfreuten. Absolvent einer Arbeiterfakultät, hatte er dem Vernehmen nach „Politik und Nationalökonomie studiert" und „angeblich privatim sich viel mit Weltwirtschaft und Weltpolitik befaßt". Außerdem konnte er sich auf die Veröffentlichung von zwei oder drei Artikeln berufen.[73] Viel an Informationsgehalt war das nicht und aufregend schon gar nicht, zumindest fürs erste sollte es den Kollegen in der Wilhelmstraße aber genügen.

Das tat es denn auch, doch bald schon erhoben sich Fragen. Kaderschmiede hin, Kaderschmiede her – diese Moskauer Importe fiel einfach zu sehr aus dem Rahmen. 30 Jahre gerade mal alt – bestenfalls – und bereits im Auslandseinsatz auf gehobenem

72 Bleibt Krestinski?, in: *Berliner Börsen-Zeitung*, Jg. 76 (1930) [künftig zitiert: *BBZ*], Nr. 353, Morgenausgabe vom 1. August. – Moskau „säubert" seine Auslandsvertretungen, in: a.a.O., Nr. 381, Morgenausgabe vom 17. August. – Suriz Sowjetbotschafter in Berlin?, in: a.a.O., Nr. 415, Morgenausgabe vom 6. September. – Wolfram Doellen, Moskau – Berlin. Eine neue Ära in den deutsch-russischen Beziehungen?, in: a.a.O., Nr. 416, Abendausgabe vom 6. September. – Zur Ablösung von Lorenz siehe den übernächsten Absatz.

73 Botschaftsrat von Twardowski am 14. August 1930 an das Auswärtige Amt; Politisches Archiv des Auswärtigen Amts, Pol. Abt. IV – Rußland, Az.: Po 9 [künftig zitiert: Pol. Arch], Bd. 8. – *Diplomaten-Zeitung*, H. 32, 1. Februar 1930, S. 240: Esekil Kantor, Gen.kons.

Posten. Und das nicht etwa in einem abgelegenen Winkel, der Brennpunkt Berlin mußte es sein. Und auch das mußte sein in diesem Ausnahmefall: Amtsführung in Personalunion. Nachfolger von Wladimir Lorenz, Erster Sekretär mit der begründeten Aussicht, die rechte Hand des neuen Hausherrn im Palais Unter den Linden werden? Das füllte einen wie ihn doch bei weitem nicht aus. Da drängte es sich ja geradezu auf, ihn gleich auch noch als Presseattaché in die Fußstapfen von David Stern treten zu lassen. Reiner Zufall das alles? Möglich war mancherlei. Falls aber doch mehr dahintersteckte? Nun, dann sollte doch auch in einer „Stadt voller Vorsicht" wenigstens einiges davon herauszufinden sein.[74]

Fritz von Twardowski bemühte sich. Viele Türen waren es nicht, die ihm in diesem Zusammenhang offenstanden. Er konnte, sofern es sich gerade ergab, bei Lewin auf den Busch zu klopfen versuchen. Offenbarungen durfte man sich hiervon allerdings keine versprechen. War wirklich etwas ominös an dem bewußten Herrn, dann würde Lewin, dem der Makel seiner bürgerlichen Herkunft anhaftete, das ja wohl als letzter erfahren. Doch selbst vorausgesetzt, daß einiges bis zu ihm durchgedrungen wäre: trotz aller Schwäche, die er für Deutschland empfand, würde Lewin sich ängstlich an die offizielle Sprachregelung halten. Daß sein Vater einer der bekannten Kremlärzte war, schien ihm als Lebensversicherung nicht zu genügen. Was Twardowski neu in Erfahrung zu bringen vermochte, waren denn auch nur Belanglosigkeiten.[75] Alle Hoffnungen richteten sich mithin wieder einmal auf einen: „Papsi".

Papsi, außerhalb des engeren Kreises unter dem Namen Gustav Hilger bekannt, wurde im Leontjewski Pereulok von jedermann als „Schlüsselfigur" respektiert. In Moskau geboren und aufgewachsen, hatte er sich schon vor dem Krieg durch ausgedehnte Reisen eine gründliche Kenntnis von Land und Leuten erworben. 1920 war er in offizieller Funktion an die Moskwa zurückgekehrt und verfolgte seitdem hautnah die sowjetische Szene. Durch „seine phänomenale Personenkenntnis" vor allem war er für die Botschaft „von unschätzbarem Wert. Er wußte mit Sicherheit, wo eine wichtige Person vor, während und nach der Revolution tätig gewesen war. Er glich einer lebenden Enzyklopädie, die immer bereit war, Auskunft zu geben." Neben der imposanten Gestalt Fritz von Twardowskis wirkte der kleine Hilger unscheinbar, ja, er vermochte

74 Altershinweis in einem vermutlich Anfang 1935 entstandenen Dossier des Auswärtigen Amtes: „Mitte 30" (siehe Anm. 73, Bd. 9). – Nachfragen in Moskau während der neunziger Jahre ergaben als Geburtsjahr und -ort von Boris Dimitrijewitsch 1903 Kaluga; der Spionage für Polen bezichtigt, wurde er am 28. August 1938 in Moskau zum Tode verurteilt und am selben Tage erschossen; 1956 rehabilitiert. – Über seine Tätigkeitsgebiete berichtet das genannte Dossier: „Er hat hier lange Zeit die Presseangelegenheiten bearbeitet und mit Abteilung P dienstliche Beziehungen unterhalten." Die offizielle Amtsbezeichnung Winogradows lautete auch bei seiner Abberufung aus Berlin noch 1. Botschaftssekretär. Hingegen bezeichnet ihn ein Schreiben der deutschen Gesandtschaft in Bukarest vom 7. Januar 1935 als bisherigen Presseattaché der Berliner Botschaft. Pol. Arch (siehe Anm. 73), Bd. 9. – Schriftliche Auskunft von Feliks Tych an den Verfasser. – Siehe das genannte Dossier. – Pol. Arch, Bd. 9. – Paul Scheffer, Sieben Jahre Sowjetunion, Leipzig 1930; Zitat S. 41. – Die Tatsache einer Anfrage aus Berlin ist aus Twardowskis Antwort zu ersehen (siehe Anm. 75).

75 Studium an der Moskauer Universität; öffentliches und privates Recht sowie Außenpolitik. Pol. Arch (siehe Anm. 73), Bd. 8, Schreiben von Twardowskis vom 8. Januar 1931. – Über den Deutschlandreferenten Lewin vgl. Hans von Herwarth, Zwischen Hitler und Stalin. Erlebte Zeitgeschichte 1931–1945, Frankfurt a. M. u. a. 1982, S. 54.

sogar den Eindruck einer „kindlichen Naivität" zu erwecken.[76] Die GPU konnte er trotzdem von seiner Harmlosigkeit nicht überzeugen. Als der Zufall es wollte, daß ihm einer ihrer Aktenbände zwischen die sensiblen Finger geriet, machte Hilger eine interessante Entdeckung: Die Sicherheitsorgane hatten ihn sogar im Verdacht, „an Spionageaktionen in Transkaukasien beteiligt gewesen zu sein".

Natürlich war das eine „alberne Lüge", doch schien es ihm bestimmt, mit dergleichen Albernheiten leben zu müssen. So hatte ihn – wegen des ebenfalls absurden Verdachts, militärische Geheimnisse an Deutschland verraten zu haben – 1914 bei Kriegsausbruch die Ochrana kassiert. Im Schauprozeß gegen Kindermann und Wolscht wiederum war er zum unschuldigen Opfer der absurden Verleumdung geworden, ausgerechnet er hätte bei der Vorbereitung eines Anschlags auf Stalin und Trotzki Beihilfe geleistet. Warum die GPU auf ihrer Meinung beharrte, „daß Herr Hilger besonders gefährlich ist, weil er es versteht, unter der Maske des Biedermanns das Vertrauen unserer Leute zu gewinnen", Papsi wußte es wirklich nicht. Da dieses Vorurteil aber nun einmal nicht auszuräumen war, hatte Legationsrat Hilger seine Konsequenzen gezogen und viele seiner Kontakte vorsichtshalber einschlafen lassen.[77] Diesmal mußte Fritz von Twardowski sich schon selber behelfen.

Nun war Herr von Twardowski zwar ein Mensch von außergewöhnlicher Vielseitigkeit. Ein Torpedoboot zum Beispiel konnte man ihm unbesorgt anvertrauen. Auch als Kommandant eines U-Bootes hatte er seine Bewährungsprobe bestanden. Die Kunst, eine Pressemeute in Schach und gleichzeitig bei guter Laune zu halten, beherrschte er aus dem Effeff. Als es noch zu seinen Aufgaben gehörte, sich in den Wandelgängen des Reichstages umzutun, hatte er selbstverständlich auch dort die beste Figur gemacht. Bei all seinen Qualitäten jedoch war der „Bootsmannsrat" dem bekanntesten seiner polnischen Namensvettern in einer Hinsicht hoffnungslos unterlegen. Im Unterschied zu dem fabulösen Pan Twardowski verstand er sich leider nicht auf Magie. Um sich das lästige Problem Winogradow trotzdem vom Halse zu schaffen, brachte er schließlich eine dürre Verlegenheitslösung zu Papier, die in dem Eingeständnis gipfelte: „Weitere Einzelheiten waren nicht in Erfahrung zu bringen."[78]

Was seine Vergangenheit anbetraf, galt das, abgesehen von Nebensächlichkeiten, noch vier Jahre danach. Als er Anfang 1935 den Ort seiner Aktivität nach Bukarest verlegt hatte, wußte sein Berliner Dossier unter der Rubrik *„Werdegang"* zu vermelden: „W. entstammt nach seinen Angaben einer russischen Familie. Er ist aus dem Arbeiterstande hervorgegangen. Er absolvierte als ‚Wydwishenez' die Moskauer Universität.

76 Herwarth, a.a.O., S. 330 (Papsi); S. 84 (Schlüsselfigur, Personenkenntnis, Naivität); S. 82 (Größe und Aussehen von Twardowskis); Abbildungsteil, Nr. 12 (Foto Hilgers). – Bereshkow, In diplomatischer Mission (siehe Anm. 9), S. 23 f. (Aussehen Hilgers). – Vgl. im übrigen Gustav Hilger, Wir und der Kreml. Deutsch-sowjetische Beziehungen 1918–1941. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten, Frankfurt a.M. und Berlin 1955; hier besonders S. 19–33.

77 Hilger, a.a.O., S. 145, S. 151, S. 21, S. 143 und wieder S. 145; S. 209.

78 Herwarth, Zwischen Hitler und Stalin (siehe Anm. 75), S. 82. – *Diplomaten-Zeitung*, H. 19, 1. Januar 1929, S. 7: Dr. von Twardowski, LegRat in der Presse-Abt., verabschiedete sich am 21. Dezember 1928 in der Sitzung der Pressekonferenz; anschließend fand zu seinen Ehren im Bristol ein Frühstück statt. – Wieder Herwarth, S. 82. – Polens Faust, in: *BBZ* (siehe Anm. 72), Nr. 380, Abendausgabe vom 16. August. – Siehe Anm. 75 (8. Januar 1931).

Seine Studien erstreckten sich auf öffentliches und privates Recht und Nationalökonomie. Privatim hat er sich angeblich viel mit Weltpolitik und Weltwirtschaft beschäftigt und in der UdSSR auch einige Artikel veröffentlicht. Vor seiner Ernennung zum Botschaftssekretär in Berlin soll er eine Zeitlang wissenschaftlicher Mitarbeiter des Forschungsinstituts für Weltwirtschaft in Moskau gewesen sein. W. gilt als rühriger Parteimann und ist dementsprechend schnell avanciert."

Nach seinen Angaben, angeblich, soll er, gilt – als Summe mehrjähriger Nachforschungen war das denn wohl doch ein recht mageres Resultat. Sein Geburtsdatum? Fehlanzeige. Sprachkenntnisse? Neben deutsch „vermutlich auch andere Sprachen (englisch und französisch)". In Deutschland angeknüpfte politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Beziehungen? „Näheres nicht bekannt." Die sonstigen Ergebnisse der Oberservation wirkten ebenfalls nicht gerade berückend. Stichwort *Charakteranlagen:* Er „soll während seines Berliner Aufenthalts zahlreiche galante Erlebnisse gehabt haben. Auch bei den Damen des diplomatischen Corps soll er sich zum Teil großer Beliebtheit erfreut haben, die er angeblich in geschickter Weise mit einer Propagierung seiner Weltanschauung zu verbinden wußte." *Privatleben, Familienverhältnisse, Frau, Kinder:* Die Ehe mit Frau Wassa war geschieden. „Sie dürfte kinderlos gewesen sein." *Einstellung zu Deutschland?* „Angeblich positiv."[79] Vermutlich, nicht bekannt, soll, soll, angeblich, dürfte – und schon wieder: angeblich. Es war ein Sammelsurium aus Unkenntnis und Unkontrollierbarkeiten, bei dessen Lektüre man lediglich hoffen konnte, daß Winogradow kein bloßer Deckname war. Patronymikon? Wie gehabt: unbekannt.

Immerhin gab es neben den Behauptungen, den Vermutungen und dem Klatsch wenigstens einige offenbar gesicherte Fakten. Daß dieser Winogradow, der im dienstlichen Umgang „stets" ein so „angenehmer" Gesprächspartner war, „einen lebhaften geselligen Verkehr in den eleganten Berliner Restaurants" pflegte, wurde ihm nicht nur nachgesagt. Auch hatte er „bei der Berliner Damenwelt" nicht nur angeblich „viel Anklang gefunden". Wer zu krankhaftem Mißtrauen neigte, mochte sich fragen, seit wann eigentlich Moskau seinem diplomatischen Nachwuchs die Konditionierung zum Lebemann finanzierte. Doch eine solche Frage konnte wirklich nur aufwerfen, wer entweder zum paranoiden Formenkreis gehörte oder zwei simple Tatsachen unberücksichtigt ließ. Allein schon die Funktion des Presseattachés nötigte Winogradow einen Stil des Repräsentierens auf, der ihn – zweifellos zu seinem größten Bedauern – ab und an in die Zwangslage versetzte, einem Essen im „Horcher" den Vorzug vor der botschaftsüblichen Kantinenverpflegung zu geben. Selbst wer sich nur halbwegs auskannte, wußte zudem: Seit der Gardeoffizier nicht mehr im Handel war, sahen die jüngeren Mitglieder des diplomatischen Corps sich dazu verdammt, im gesellschaftlichen Leben Berlins als begehrter Ersatz permanent das Tanzbein zu schwingen. Sollte, ja durfte ein Boris Winogradow da säuerlich abseits stehen? Er, der anerkanntermaßen „über ein gutes Äußeres" verfügte und durch „angenehme gesellschaftliche Formen" bestach; er, der die deutsche Sprache inzwischen geläufig beherrschte, ja, sich den Damen sogar als

79 Schreiben der deutschen Gesandtschaft in Bukarest (siehe Anm. 74). – Vgl. das in Anm. 74 genannte Dossier.

„gewandter Plauderer" empfahl?[80] Eine solche Zurückhaltung wäre unvereinbar gewesen mit dem Gelöbnis seines Chefs Leo Chintschuk, „die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken und Deutschland nach Kräften *fortzuentwickeln und zu vertiefen*". Boris Winogradow war nichts, war auch nicht das geringste anzulasten, es sei denn das eine: daß er „die sowjetischen Interessen mit Geschick" vertrat und sich dabei gleichsam flächendeckend bewährte.[81]

Roderich von Ungern-Sternberg kannte ihn nun schon anderthalb Jahre, hatte manches Gespräch unter vier Augen mit ihm geführt und glaubte ihn daher ziemlich genau einschätzen zu können. In einem Punkt zumindest war er sich absolut sicher: Winogradow wußte, was ein guter politischer Handel war, und genau den bekam er von Friedrich Stampfer geboten.[82] Aufnahme regulärer Kontakte – ein Geschäft auf Gegenseitigkeit, profitabel für beide, aus der Sicht des Attachés allerdings ohne jeden Zweifel mit dem zusätzlichen Vorteil verknüpft, daß kein anderer als er dabei den Rahm abschöpfen würde: Exklusivinformationen aus dem „sozialfaschistischen" Hauptquartier. Läge die Entscheidung allein in seinem Ermessen, wäre mit ihm wahrscheinlich auf Anhieb einig zu werden. So aber, wie der „Vorwärts" in Moskau angeschrieben war, konnte hiervon keinerlei Rede sein. Ein Blatt, das durch „seine Politik der *Verschleierung der Kriegsvorbereitungen,* der maßlosen Hetze und Verdächtigungen der Sowjetunion an erster Stelle *in der Reihe der Kriegsverbrecher*" stand! Fühlungnahme mit notorischen Brunnenvergiftern als angemessene Art, „diesen niederträchtigen Kriegshetzern das Handwerk" zu legen![83] Da würde sich Winogradow schon auf einiges an Rückfragen gefaßt machen müssen. Bei der bloßen Aussicht auf drohende Komplikationen wäre das Thema für so gut wie jeden anderen erledigt gewesen. Als Baltendeutscher kannte man sie ja doch, seine Russen.[84] Was brachte es ihnen denn schon, ohne Not an heiße Eisen zu rühren. Mit Winogradow allerdings verhielt es sich anders. Der war zumindest insoweit kein typischer Russe. Sich die Finger zu verbrennen, darauf war natürlich auch

80 Vgl. Edgar von Schmidt-Pauli, Diplomaten in Berlin, Berlin 1930, S. 10, sowie das genannte Dossier.

81 Chintchuck [!] bei Hindenburg. Der neue Sowjetbotschafter überreicht sein Beglaubigungsschreiben, in: *BBZ* (siehe Anm. 72), Nr. 584, Abendausgabe vom 15. Dezember 1930. – Dossier (siehe Anm. 74).

82 1920 bereits hatte sich Sternberg „ein für allemal" zu dem Grundsatz bekannt, der ihn für seine Mittleraufgabe qualifizierte, „wonach bei einem guten Handel beide Parteien gewinnen müssen": Roderich von Ungern-Sternberg, Sowjetrußland und wir. Ist ein wirtschaftliches Abkommen mit Räterußland zurzeit erstrebenswert?, Berlin [1920], S. 20 f. – Stampfer wollte seine Initiative anders interpretiert sehen, wie der „Vorwärts"-Kommentar zur Züricher Entschließung der SAI vom Mai 1932 zeigt: „Damit verfolgt die SAI nur die bisherige Linie ihrer *eigenen* Politik. Sie hat keineswegs die Absicht, der Moskauer Regierung eine Liebeserklärung zu machen oder ihr ein Geschäft auf Gegenseitigkeit anzubieten." Siehe: Wer hilft der Sowjetunion? Der selbstmörderische Kurs der Komintern, in: *Vorwärts,* Nr. 235, Morgenausgabe vom 21. Mai.

83 „Vorwärts" für Mörder Stern und dessen polnisch-französische kriegsverbrecherische Hintermänner, in: *Rote Fahne,* Nr. 73, 6. April; „Vorwärts" führt den Reigen der Kriegstreiber, in: a.a.O., Nr. 69, 1. April.

84 Vgl. z.B. Roderich von Ungern-Sternberg, Die Planung als Ordnungsprinzip der deutschen Industriewirtschaft, Stuttgart 1932, S. 42: „Im russischen Menschen steckt wenig persönliche Eigenwilligkeit. Er ist seiner Veranlagung nach *Kollektivmensch* und in viel höherem Grade als der Westeuropäer geneigt, sich von initiativreichen Persönlichkeiten führen zu lassen. Er fühlt selbst wenig Beruf zur Führung."

er nicht gerade erpicht. Wohl aber ließ sich von ihm erwarten, daß er bei der erstbesten Meinungsverschiedenheit durchaus nicht ohne weiteres klein beizugeben gedachte. Was er seinen Leuten in der gegenwärtigen Lage meinte zumuten zu dürfen, das würde sich aus seinen Reaktionen deutlich genug ablesen lassen. Wenn er unmißverständlich *njet* sagte ...

Winogradow sagte nicht *njet*. Winogradows Interesse, konnte der Baron seinem Auftraggeber berichten, war nur zu offensichtlich gewesen. Mehr für den Anfang hatte Stampfer nun wirklich nicht erwarten können.[85]

Je länger Winogradow darüber nachdachte, desto mehr Geschmack begann er Stampfers Offerte abzugewinnen. Über Geschmack allerdings ließ sich bekanntlich streiten, und auf Streitgespräche sollte man vorbereitet sein. Deshalb wäre es grundverkehrt, sagte er sich, die Pferde jetzt schon kopfscheu zu machen. Mit welchen Argumenten würde man ihm voraussichtlich kommen? Seit wann es denn wohl üblich war, mit führenden Sozialfaschisten Händchen zu halten. – Also, ganz so unüblich war das nun auch wieder nicht. Vor ein paar Monaten erst hatten sie in der Botschaft doch höchst offiziell Paul Löbe und auch Carl Severing empfangen.[86] Und was sollte derlei im Fall ausgerechnet eines Friedrich Stampfer eigentlich bringen? – Hintergrundmaterial selbstredend, Hintergrundmaterial. – Reichte es denn nicht aus, regelmäßig einen Blick in den „Vorwärts" zu werfen? – Das eben tat es mitnichten, selbst wenn jemand zwischen den Zeilen zu lesen verstand. Hintergrundinformationen aus erster Hand waren durch nichts zu ersetzen. Hier bot sich die einzigartige Möglichkeit, in die Entscheidungszentrale des Gegners Einblick zu nehmen – von der kleinen Beigabe erst gar nicht zu reden. – Kleine Beigabe? Und die wäre? – Die sähe dann so aus, daß der „Vorwärts" mit seiner Dauerpolemik gegen die Sowjetunion Schluß machen würde.[87] – Vielleicht aus plötzlich erwachter Liebe zum Arbeiter- und Bauernstaat? Dieser Stampfer führte doch etwas im Schilde. – Eine Falle? Das ergab keinerlei Sinn. Außerdem würde sich Ungern-Sternberg für eine Provokation niemals einspannen lassen. – Aber ja doch, der Herr Baron. – Aber jawohl doch, der Herr Baron, der Herr Emigrant, der Herr Sozialdemokrat, sowjetophil, als vertrauenswürdig erprobt und überdies ganz so unabhängig, wie er sich das einreden mochte, ja nun auch wieder nicht. Sein Bulletin lebte ja schließlich nicht zuletzt von der Großzügigkeit, mit der ihm die Genossen manchmal

85 Diese Darstellung stützt sich zum einen auf die unverkennbare Interessiertheit des Attachés, zum anderen auf seinen Hinweis im Bericht vom 25. Juni 1932 über das erste Gespräch mit Richard Bernstein. AARF (siehe Anm. 11), Fonds 010, Verz. 4, AE 31, Mappe 18, Bl. 221 Rücks., 220: „Ungern-Sternberg hatte mir bereits seit längerem Bernstein als einen uns wohlgesinnten Menschen im Gegensatz zu Schiff empfohlen." Im übrigen entspricht sie der Situationslogik.

86 Winogradow im genannten Bericht: „Ich füge hinzu, daß Sozialdemokraten vormals zu uns in die Botschaft kamen, erst vor einigen Monaten sind Löbe und Severing bei uns gewesen." Da die Genannten zweifellos als öffentliche Amtsträger erschienen waren, argumentiert W. hier mit der falschen Bezugsebene.

87 A. a. O.: „[...] in letzter Zeit hat der ‚Vorwärts' tatsächlich seine Einstellung uns gegenüber etwas gemildert, und ich denke, daß man durch persönliche Kontakte zur Redaktion einige Erfolge auf diesem Gebiet erzielen könnte. Die objektive Situation ist diesbezüglich ziemlich günstig, da der ‚Vorwärts' immer mehr auf die Stimmungen der sozialdemokratischen Arbeiter Rücksicht nehmen muß."

nicht gerade opportun erscheinende Artikel durchgehen ließen.[88] Warum wohl sollte er das gute Einvernehmen aufs Spiel setzen wollen. – Und wenn er selber getäuscht worden ist? – Denkbar unwahrscheinlich zwar, aber selbst wenn: welchen Schaden würde Stampfer denn schon anrichten können? Falls er auch nur den geringsten Anlaß dazu bot, konnte man den Draht zu ihm jederzeit wieder kappen. – Ausgezeichnet, Boris Dimitrijewitsch, nur daß eines noch immer zu beantworten bleibt: was einem eigentlich die Ehre dieses unverhofften Wandels verschaffte. – Nun, das würde sich ja wohl herausfinden lassen.

Um mitzubekommen, was da seit wann im Gange war, brauchte Winogradow im „Vorwärts" nicht lange zurückzublättern. Bis in die zweite Aprilhälfte hinein war von einem Kurswechsel nicht das geringste zu spüren. Wie gewohnt verabfolgte die Redaktion das Gift, das sie verspritzte, in geschickt abgemessenen Dosen: nicht gar so häufig, daß es Widerwillen selbst unter der Stammleserschaft erregt hätte, aber doch häufig genug. „Märchen eines drohenden Interventionskrieges gegen Sowjetrußland"; Sowjetregierung „vor den japanischen Imperialisten auf die Knie gesunken"; „Geheimverträge mit den japanischen Imperialisten"; „Neue Verhaftungsseuche"; „Sturm auf Lebensmittelläden in russischen Städten"; „Stillstand in der Sowjetindustrie"; Moskaus freundschaftliche Beziehungen zum Faschistenhäuptling Mussolini.[89] Stimmungsmache der übelsten Art, Infamie mit System. Seit den letzten Apriltagen jedoch sah man das Strickmuster durcheinandergeraten. Moskaus Alarmsignale ein sinnloses Kriegsgeschrei? Aber nicht doch, aber nein, die Sowjetunion hatte allen Grund, Besorgnis zu zeigen: die Kriegsgefahr in Fernost rückte näher, Japan provozierte tatsächlich, Rußland stand auf der Wacht.[90] Etwas spät kam sie zwar, die Erleuchtung, aber immerhin doch, sie kam. Ein Gutes hatte demnach die Preußenwahl auch gehabt. Ihr Ergebnis war den Herrschaften sichtlich in die Glieder gefahren.

Gut also, in der Lindenstraße sind sie verstört, suchen aus ihrer heiklen Lage einen Ausweg zu finden, via Ungern-Sternberg klopft Stampfer bei der Botschaft an. Was er erreichen will? Was kann er schon wollen. Gezielter an den Mann bringen, was er bereits in aller Öffentlichkeit von sich gegeben hat: betonen, daß die Folgen der

88 Schreiben Winogradows vom 9. Juli 1932 an die Presseabteilung des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten – Gen. Neuman. AARF (siehe Anm. 11), Fonds 010, Verz. 4, AE 31, Mappe 18, Bl. 93 f.; „Ungern-Sternberg würde nicht vermitteln, wenn es sich um eine Provokation handelte." – Winogradow am 1. Juli 1932 (a. a. O., Bl. 235): „Ungern-Sternberg ist in einer schwierigen Lage im Zusammenhang mit den Nachrichten über eine Hungersnot in der Ukraine. Die Meldungen gingen durch die gesamte bürgerliche Presse, ähnliche Verlautbarungen hört man in Berlin aus Kreisen des Auswärtigen Amtes, und er steht vor der Frage, wie er in dem von ihm herausgegebenen Bulletin reagieren soll. Verschweigt er diese Meldungen, so macht er sich verdächtig. Bisher habe ich ihm untersagt, irgendetwas darüber zu veröffentlichen. Er weist jedoch darauf hin, daß er zu Zeiten des Gen. Stern ab und an für uns mehr oder weniger ungünstige Korrespondenzen gebracht hat, um die Sowjetophilie seines Bulletins zu kaschieren. Im gegebenen Fall hält er es ebenfalls für notwendig, wenigstens etwas über die schwere Ernährungslage in der Ukraine zu veröffentlichen." Rationaler Kern dieser systembezogenen Darstellung dürfte Sternbergs Bestreben gewesen sein, auch Negativmeldungen zu publizieren, ohne dadurch in Konflikt mit der sowjetischen Seite zu geraten.

89 Hier nur eine kleine Auslese: Katzenjammer, in: *Vorwärts*, Nr. 146, Morgenausgabe vom 29. März; Nr. 129, Morgenausgabe vom 17. März; Nr. 150, Morgenausgabe vom 31. März; Nr. 174, Morgenausgabe vom 14. April; Nr. 154, Morgenausgabe vom 2. April: Sinnloses Kriegsgeschrei (Mussolini).

Selbstzerfleischung des Proletariats nie so klar geworden sind wie jetzt; anmahnen, daß die Kommunisten endlich „vernünftige Folgerungen aus dem Anwachsen der faschistischen Kräfte" ziehen. So, wie er es sieht, müssen sie endlich begreifen, daß ihre „tolle" Taktik der „Einheitsfront von unten" nicht weitergeführt werden darf, daß „radikal" Schluß gemacht werden muß mit der Parole „Hauptfeind ist und bleibt die Sozialdemokratie", daß man, um die Faschisten von der Regierung fernzuhalten, „jede mögliche nichtfaschistische Regierung *positiv unterstützt*".[91] Und für solcherlei Sprüche hoffte er in Moskau allen Ernstes offene Ohren zu finden?

Er erhoffte sich mehr. Am 20. Mai trumpfte die Exekutive der Sozialistische Arbeiter-Internationale mit einer Kampfansage gegen den japanischen Imperialismus auf – für Stampfer eine willkommene Gelegenheit, sich demonstrativ den Kopf der „russischen Machthaber" zu zerbrechen. Sie hätten Fehler an Fehler gereiht, rechnete er ihnen vor: hätten jahrelang nicht vorhandene Gefahren an die Wand gemalt und sich dadurch um ihre Glaubwürdigkeit gebracht; hätten sich wegen bloßer Augenblickserfolge auf unsinnige, ja geradezu lächerliche Propagandafeldzüge versteift, mit denen sie die Masse der Arbeiter regelmäßig verprellten; hätten, wo immer sie konnten, dem nichtkommunistischen Sozialismus Abbruch getan und sich damit selber am meisten geschadet. *Einen schärferen Gegner* nämlich *jedweder antisowjetistischen Einkreisungs- und Interventionspolitik als die deutsche Sozialdemokratie und die Sozialistische Arbeiter-Internationale konnte es gar nicht geben.* Und trotzdem hatte Moskau vierzehn Jahre lang gegen die deutsche und die europäische Arbeiterbewegung, soweit sie sich nicht in die Komintern-Schablone pressen ließ, sondern ihr eigenes Leben leben und ihre geistige Selbständigkeit zu bewahren gedachte, „einen erbitterten Angriffskrieg" geführt, „der Reaktion aber alle möglichen Liebesdienste" erwiesen. Und das Fazit war? „Der selbstmörderische Kurs der Komintern" hatte Bankrott gemacht, aus der von ihr in propagandistischer Leichtfertigkeit so oft beschworenen Gefahr war – wie in der Fabel vom Schäferjungen – eine reale Bedrohung geworden. Jetzt war „der Wolf wirklich in nächster Nähe"! Jetzt hatte Moskau allen Grund, „seine bisherige Außenpolitik einer gründlichen Revision zu unterziehen". Den Angriffskrieg aus bloßen Prestigegründen fortzusetzen bedeutete „weiter nichts als sinnlosen Kräfteverbrauch. An dem Tage, an dem es ihn einstellte", würde Moskaus „außenpolitische Stellung nicht schwächer, *sondern stärker*" sein![92]

Etwas weniger „Aufrichtigkeit" wäre Winogradow zu diesem Zeitpunkt lieber gewesen. Bei dem, was ihm vorschwebte, war leise gesprochen allemal besser als laut gedacht; doch was sollte es – auch mit diesem Leitartikel konnte er leben. Die Freunde

90 A.a.O., Nr. 229, Morgenausgabe vom 18. Mai; Nr. 194, Morgenausgabe vom 26. April; Nr. 201, Abendausgabe vom 29. April.

91 Einheit der Arbeiter tut not! „Einheitsfront"-Gerede schafft sie nicht!, in: *Vorwärts,* Nr. 195, Abendausgabe vom 26. April; Komiker. Der neue Einheitsfrontschwindel der KPD, in: a.a.O., Nr. 217, Abendausgabe vom 10. Mai; wieder Nr. 195; „Heranlassen". Der neueste kommunistische Dreh, in: a.a.O., Nr. 199, Abendausgabe vom 28. April.

92 Japan muß Frieden halten! Klare Vorschläge der Internationale, in: a.a.O., Nr. 235 (siehe Anm. 82); vollständige Fassung der SAI-Entschließung: *Internationale Information für Pressezwecke,* Jg. 8 (1932), Nr. 18, 28. Mai, S. 245 f.; hierzu: Wer hilft der Sowjetunion? Der selbstmörderische Kurs der Komintern, ebenfalls in Nr. 235.

vom Karl-Liebknecht-Haus allerdings nahmen es nicht so gelassen. Schon die „heuchlerische Erklärung" der SAI hatte sie in Harnisch gebracht und ihrem Argwohn neue Nahrung gegeben. „Hinterhältig, widerspruchsvoll, tückisch", ein „frevelhaftes Falschspiel", urteilten sie. Hier war eine „Taktik der *demagogischen Manöver*" festgelegt worden, „mit denen die mit der Sowjetunion sympathisierenden und zum Einsatz aller Kräfte für den Kampf gegen den Krieg bereiten breiten werktätigen *Massen* irregeführt werden sollen". Der „Vorwärts"-Kommentar halte sich genau an dieses Konzept, nur daß dem Verfasser anzumerken war, wie sauer es ihm noch fiel, sein antibolschewistisches Herz in sowjetfreundliche Phrasen zu kleiden. Bei Lichte besehen „eine *einzige Beschimpfung der Sowjetunion*", verstieg sich der Text zu betrügerischen Behauptungen und ausgesprochenen Lügen, und dann hatte der Verfasser doch tatsächlich „die Stirn, sich zu beklagen, daß ‚Moskau' der sozialdemokratischen Partei unrecht getan habe", und dann nahm er sich auch noch die Unverfrorenheit des Ratschlags an die Sowjetregierung heraus, sie solle sich nicht mehr auf die revolutionäre Arbeiterbewegung der kapitalistischen Länder stützen, sondern *die Komintern liquidieren* und sich auf die – sozialdemokratischen Parteien verlassen! Der Fuchs wechselte eben den Balg, nicht aber den Sinn, „das wahre Gesicht unserer neuen ‚Sowjetfreunde'", am Beispiel dieses Leitartikels ließ es sich erkennen.[93]

Sie waren aufgebracht – Winogradow mußte es einkalkulieren. Solange sich der Lärm nicht gelegt hatte, hielt er mit dem Reizwort Stampfer besser hinter dem Berg. Was beileibe nicht hieß, daß er inzwischen die Hände in den Schoß legen würde.

Botschafter Chintschuks Presseattaché konnte sich noch bedeckt halten, Friedrich Stampfer, Reichstagsabgeordneter der Sozialdemokratie und Chefredakteur ihres Zentralorgans, konnte es nicht. Der Wahlkampf verlangte sein Recht – zum 9. Juni bereits war Stampfer in Hamburg als Redner gebucht. „Vor den Entscheidungskämpfen um Freiheit und Arbeit!" – bei dem vereinbarten Thema würde sich das Verhältnis zu den Kommunisten unmöglich aussparen lassen. Die machten lautstark weiter in Einheitsfront und setzten zugleich noch immer alles daran, die Sozialdemokratie in der übelsten Weise herunterzureißen. Wer trug die Schuld am Lohnabbau? Selbstverständlich eben jene Partei, die in den Zeiten des Aufschwungs dafür gesorgt hatte, daß in Deutschland die höchsten Löhne Europas gezahlt wurden und die Sozialunterstützungen stiegen. Und auf welche Erfolge vermochte sich demgegenüber die KPD zu berufen? Ob in den Jahren der Konjunktur oder während der Krise: samt ihrer famosen RGO, diesem kläglichen Gewerkschaftsersatz, hatte sie für die Arbeiterschaft nicht das geringste herauszuholen verstanden. Gerade das aber gab ihr offenbar das Recht, die Sozialdemokratie fortgesetzt mit Schmutz zu bewerfen. SPD-Politik, das war „ständig steigender Verrat an der Arbeiterklasse!" SPD-Politik hatte „dem reaktionären faschistischen Kurs der Bourgeoisie den *Weg bereitet*!" SPD-Politik hatte „die Scharfmacher, Junker

93 Die Taten der II. Internationale, in: *Rote Fahne,* Nr. 110, 22. Mai. – J. Schmidt, Das Züricher Manifest der II. Internationale, in: *Inprekorr,* Nr. 43, 24. Mai, S. 1321 f.; Zitate S. 1322. – Th[eodor]. Neubauer, Die deutsche Sozialdemokratie und der Antisowjetkrieg, in: ebd., S. 1322–1324; erwähnter Passus S. 1323. – Wieder *Rote Fahne,* Nr. 110, und Neubauer, S. 1323, S. 1322.

und Generale *in den Sattel gehoben*!"[94] Damit gingen sie auf Dummenfang; umwarben „die sozialdemokratischen, die christlichen, die parteilosen Arbeiter", beschworen „die *werktätige Jugend*", „die *Arbeiterinnen,* die *werktätigen Frauen*", spielten sich auf als berufene Anwälte der Millionen *Erwerbslosen,* von Beamten und Angestellten, armen Bauern und städtischem Mittelstand. Als „die einzige *antifaschistische Führerin* und die einzige *antikapitalistische Partei*" verbürgte die KPD sich ihnen dafür, den allein richtigen Ausweg aus der Krise zu kennen. Außerparlamentarischer Massenkampf hieß das Zauberwort. Massenkampf gegen den Faschismus, Massenkampf gegen Hunger, Massenkampf gegen imperialistischen Krieg![95]

Universalparole Massenkampf – gab es wohl ein besseres Beispiel dafür, daß die ganze sogenannte Politik der KPD ein *einziger ungeheurer verbrecherischer Blödsinn* war? Unter Wilhelm II., als es gegen das Dreiklassenwahlrecht in Preußen ging, hatte sich das Risiko der Massenstreikpropaganda noch in Kauf nehmen lassen. Unter dem Druck der verheerenden Weltwirtschaftskrise jedoch war Streikagitation nach dem Muster der Kommunisten das reinste Spiel mit dem Feuer. Angenommen, sie schafften es – die Belegschaften schlidderten in den Generalstreik hinein. Das Ende war abzusehen: Wer die Parole befolgt hatte, stand auch hinterher auf der Straße, die braunen und gelben Streikbrecher jedoch saßen feixend in den Betrieben. Aber das wollten sie natürlich nicht wahrhaben, diese „revolutionären" Gewerkschaftsstrategen. Für sie war es ausgemacht, daß nicht etwa Verantwortungsbewußtsein und nüchternes Kalkül das Handeln der sozialdemokratischen Führer bestimmte, sondern die reinste Niedertracht. Eingefleischte Gegner der *„kämpfenden roten Einheitsfront"*, „der Millionenfront der *‚Antifaschistischen Aktion'*" mit ihren „unüberwindlichen" Bataillonen, suchten sie die Arbeiter „in den Dienst des Klassenfeindes" zu stellen. Konnte es darauf eine andere Antwort geben als den Appell: „Kämpft für die *Niederlage der sozialdemokratischen Verräterpolitik,* der sozialdemokratischen Wegbereiter und Steigbügelhalter der faschistischen Reaktion!"?[96]

Es diesen Brunnenvergiftern in gleicher Münze heimzuzahlen, das juckte einen geradezu in den Fingern. Eine Bande gewissenloser politischer Abenteurer, die das Geld nicht wert waren, das die Sowjetregierung für sie aufbringen mußte – wie sonst verdienten sie denn genannt zu werden. Aber so etwas laut zu sagen verbot sich inzwischen. Der denkende Arbeiter hatte es mehr als satt, die Gegensätze immer weiter auf die Spitze getrieben zu sehen. Den denkenden Arbeiter überzeugte man am ehesten mit einer anderen Methode. Hatten die Kommunisten nicht unlängst versichert: „Wir sind bereit, mit jeder Organisation, in der Arbeiter vereinigt sind und die wirklich den Kampf gegen Lohn- und Unterstützungsabbau führen will, gemeinsam zu kämpfen!"? Kehrte man

94 Vgl. Volksfront (siehe Anm. 17). – An die deutsche Arbeiterklasse! An die Werktätigen in Stadt und Land! [Aufruf des Zentralkomitees der KPD], in: *Rote Fahne,* Nr. 122, 5. Juni.

95 Einheitsfrontschwindel. KPD mit Fälschungen auf dem Dummenfang, in: *Vorwärts,* Nr. 221, Abendausgabe vom 12. Mai; An die deutsche Arbeiterklasse! (siehe Anm. 94); Antifaschistische Aktion! Aufruf des Zentralkomitees der KPD an die deutsche Arbeiterklasse!, in: a. a. O., Nr. 113, 26. Mai.

96 Heulende Selbstanklage der KPD. Sie kann sich vor Schmerz nicht fassen, weil Hitler nicht gesiegt hat, in: *Vorwärts,* Nr. 126, Abendausgabe vom 15. März. – Zu Stampfers Rolle in der Massenstreikdebatte vor dem Kriege vgl.: Erfahrungen (siehe Anm. 23), S. 145 f. – Volksfront (siehe Anm. 17). – An die deutsche Arbeiterklasse! (siehe Anm. 94).

doch den Spieß einfach um und nahm sie beim Wort. Gemeinsamer Kampf – also den konnten sie haben, selbst den Generalstreik, wenn die Situation es erforderte und einem nichts anderes übrigblieb. Nur sollten sie sich ja nicht einbilden, daß man auf den Leim ihrer Einheitsfrontparole zu kriechen gedachte. Seite an Seite, Schulter an Schulter – so wichtig die Einigkeit war: nicht „von unten" her ließ das Ziel sich erreichen, sondern nur im Gespräch „von Partei zu Partei". „Wenn die Kommunisten", merkte Stampfer sich vor, „den Wunsch haben, mit uns zu verhandeln und keinen Schwindel zu treiben, werden wir uns keinen Augenblick sträuben. Aber wir werden *den Kommunisten drei Fragen* vorlegen, die sie uns vorher beantworten müssen. Diese lauten: 1. Sind die Kommunisten bereit, auf alle Beschimpfungen gegen die Sozialdemokratie zu verzichten? 2. Sind die Kommunisten bereit, in den Parlamenten endlich darauf zu verzichten, gemeinsame Sache mit den Nazis zu machen? 3. Wollen die Kommunisten endlich aufhören mit dem aberwitzigen Gerede vom Generalstreik, mit dem man alles machen kann?"[97] Das leuchtete ein. So konnte es laufen.

Im Großen Saal des Hamburger Gewerkschaftshauses drängte es sich. Irgendwo in der Magengrube verspürte Stampfer wieder das altvertraute flaue Gefühl. Vor großem Publikum reden zu müssen behagte ihm nicht; er wußte um seine Schwächen. Mit gesprochenen Leitartikeln, wie sie ihm zur zweiten Natur geworden waren, riß man auch im nüchternen Hamburg keinen vom Stuhl. Daß ihm zuweilen die Stimme ausglitt und in ein Krächzen überging, machte die Sache nicht besser, und zu allem Überfluß bekam und bekam er den richtigen Duktus einfach nicht in den Griff. „Inhalt ausgezeichnet, aber der Vortrag – schrecklich!" hatte er schon nach seinem ersten Auftritt im Reichstagsplenum zu hören bekommen. „Sie reden statt in Anapästen in Daktylen. Man muß sagen: Taratám, taratám, taratám. Aber Sie sagen: Támtara. támtara, támtara." Diesmal zeigte er sich wenigstens beim Finale um anapästische Inbrunst bemüht. „Generalstreik", rief er beschwörend, „ist das vorletzte Mittel des Klassenkampfes. Das nächste Mittel aber ist das allgemeine, gleiche Wahlrecht. *Mit der Waffe des Stimmzettels kämpfen wir am 31. Juli gegen die Barone.* Diese Wahl entscheidet mit das Schicksal der Welt. Die Probleme sind klar, jetzt heißt es nur, zuzugreifen. Niemals bin ich so freudig und kampfeslustig in einen Wahlkampf eingetreten als in diesen. *Unsere Parole in diesem Kampf lautet: Volksfront gegen Hitlerbarone. Unser Schlachtruf sei: Freiheit!*" Beifall setzte ein, wurde stärker, dauerte an. „Als Zeichen der Einmütigkeit" wurde von jeder Diskussion abgesehen. Am Morgen darauf brachten die Genossen Kollegen vom „Hamburger Echo" es knallig: *„Volksfront gegen Hitler-Barone. ‚Am 31. Juli entscheidet sich das Schicksal der Welt'".*[98]

Das Schreiben der Botschaft Unter den Linden klang besorgt. Ob eine Regierungskoalition der Zentrumspartei mit den Nazis bevorstünde, sei einstweilen schwer zu beurteilen, erfuhr das Narkomindel. „Zu spüren ist jedoch, daß die Nazis immer mehr

97 Katzenjammer (siehe Anm. 89). – An alle deutschen Arbeiter! [Aufruf des ZK der KPD und des Reichskomitees der RGO vom 25. April], in: *Rote Fahne,* Nr. 89, 26. April. – Volksfront (siehe Anm. 17).

98 Volksfront (ebd.). – Stampfer als Redner: ders., Erfahrungen (siehe Anm. 23), S. 37 f. und S. 251; Hedwig Wachenheim, Vom Großbürgertum zur Sozialdemokratie. Memoiren einer Reformistin, Berlin 1973, S. 44.

zur Macht drängen, und früher oder später könnte ihnen dies gelingen. Daher dürfen die Veränderungen, die auf politischem Gebiet vor sich gehen können, nicht unbeachtet bleiben. Die Angaben, die von uns im Zusammenhang mit Äußerungen von Journalisten sowie unseren Sondierungsergebnissen gekommen sind, können falsch sein. Schließlich haben wir keine direkten Beziehungen zu den Nazis. Allerdings darf man das Interview, das Hitler ausländischen Jornalisten gegeben hat, nicht außer acht lassen. In diesem Interview wie auch in unzähligen Reden erklärte Hitler mit allem Nachdruck den Kampf gegen die UdSSR zu seiner Aufgabe. Deutschland ist nicht Italien und Hitler nicht Mussolini. Wir weisen darauf hin, nicht um Panik zu machen, sondern nur, damit die Aufgabe gestellt wird, die hiesige tatsächliche Bewegung gründlicher zu untersuchen und zu sondieren, damit alle in Deutschland wirkenden Faktoren richtig berücksichtigt werden können."[99] Wie sie das anstellen wollten, hatten sie leider mitzuteilen vergessen. Nun ja, jeder hatte mal seinen schlechten Tag.

IV. Der andere Bernstein

Die kurze Denkpause, mit der Stampfer bei Winogradow gerechnet hatte, wuchs sich für ihn zu einer Geduldsprobe aus. Als der Baron nachhakte, sah er sich wiederum hinhaltend beschieden. Warum denn auch hatte Stampfer sich mit seinem Hamburger Auftritt so provokativ in die Schußlinie gestellt. Daß Ernst Thälmann die fällige Abstrafung sich selbst vorbehielt, machte die Sache nicht gerade besser. „SPD-Stampfer", hatte er sich auf einer Massenkundgebung in der Darmstädter Festhalle erregt, habe „von einer Einheitsfront mit kommunistischen und sozialdemokratischen Führern gefaselt". Eine solche Einheitsfront würde es niemals geben, verbürgte er sich und beteuerte ein weiteres Mal: „Wir vollziehen keine Wendung, sondern nur die *Anwendung* unserer bolschewistischen Strategie", die es ihm auferlegte, „unser Einheitsfrontangebot an die SPD- und an die ADGB-, an die christlichen Arbeiter und deren untere Organisationen" mit „heiligem Ernst" zu erneuern. So also standen sie doch, die Dinge. Herr Stampfer verbrennt sich den Mund, der Genosse Thälmann fertigt ihn ab und legt sich fest, Boris Winogradow aber pfeift auf „das Signal des Millionenangriffs der deutschen Antifaschisten"[100] – Faselhans Stampfer wird von ihm in die Botschaft hineinkomplimentiert. Glaubte der Gospodin Baron sich das so vorstellen zu können? Das nun glaubte er nicht, doch wie wäre es denn, gab er zu erwägen, wenn man an Stelle des umstrittenen Chefs erst einmal, also übergangsweise, einen seiner engsten Mitarbeiter bemühte? Winogradow horchte auf. An wen er denn dächte. Bernstein, bedeutete ihm

99 Abrassimow, Das Haus (siehe Anm. 8), S. 41 f. Die dortige Datierung („Anfang 1932 geht in Moskau eine besorgniserregende Meldung aus Berlin ein") ist offensichtlich falsch. Das Schreiben erwähnt die „Ergebnisse der Präsidentschafts- und Landtagswahlen", muß also nach dem 24. April formuliert worden sein. Einen weiteren Hinweis zur Datierungsfrage liefert der ZK-Aufruf in der „Roten Fahne" vom 5. Juni „An die deutsche Arbeiterklasse!" (siehe Anm. 94): „Heute bereitet sich dieses *Zentrum,* aus dessen Reihen der Kanzler der reaktionären Regierung, Herr von Papen, stammt, unter dem Deckmantel der Scheinopposition als Wahlmanöver auf die *offene Koalition mit den Nazis vor!"*

100 Zur Denkpause vgl. Anm. 85. – Gen. Thälmann ruft zur Antifaschistischen Aktion, in: *Rote Fahne,* Nr. 129, 14. Juni; siehe dort auch S. 1.

der Baron. Bernstein? Nicht Eduard natürlich, der Erzrevisionist, nein, Richard Bernstein[101] war gemeint, ein ausgezeichneter Mann.

Winogradow sagte der Name nichts. „Ungern" klärte ihn auf. Wie sein Chef ein gestandener Sozialdemokrat österreichischer Herkunft, war Bernstein zugleich ständiger Korrespondent der Wiener „Arbeiter-Zeitung". Noch von früher her kannte er Radek und eine Reihe weiterer Genossen der russischen KP. Ein vorzüglicher Mann, wie gesagt, der zudem als Verbindungsmann zur Botschaft einige Erfahrung besaß. Winogradow zeigte sich angetan. Nun ja, gestand von Ungern-Sternberg ein, das lag eine ganze Weile zurück, und außerdem – war die Sache nicht ganz ohne Haken. Ein gewisses Vorkommnis hatte Bernstein seinerzeit ein Hausverbot eingetragen. Winogradow hatte schon glücklicher ausgesehen. Eine Persona non grata als Verbindungsmann? Da würde es, meinte er, doch wohl noch jemand anderen geben. Im Prinzip gab es den wohl: Viktor Schiff, nur – der Baron winkte ab. Bernstein mit seiner grundsätzlich positiven Einstellung zur Sowjetunion wäre die entschieden bessere Lösung.[102] Also – der Attaché wußte nicht so recht. Als sie sich trennten, zögerte Winogradow noch immer.

Wenn er die richtige Entscheidung zum falschen Zeitpunkt traf, handelte er sich womöglich eine Zurechtweisung ein, die seinen Plan auf Dauer blockierte. Andererseits: Wie lange gedachte er eigentlich noch zu warten. Die Sturmzeichen in Deutschland mehrten sich. Papens „Hungerdiktat" hatte dem Massenprotest gegen diesen ungeheuerlichen „Raubzug an Beschäftigten und Erwerbslosen" neue Reserven erschlossen. Die KPD erklärte sich zum Generalstreik bereit. Mit der Aufhebung des SA-Verbots heizte Papen die Atmosphäre zusätzlich auf, die Terrorwelle schwappte. Preußen, diese vielgerühmte Bastion der Republikaner, schwebte in der Gefahr, durch die Barone gleichgeschaltet zu werden. „Deutschland am Wendepunkt", in der Tat![103] Jeder Blick hinter die Kulissen – wann wohl würde er wichtiger sein als gerade in dieser Lage. Und trotzdem sollte man auf der Stelle treten, sollte sich wenigstens gedulden, bis der Wahlkampf mit seinem Getöse hinter einem lag? Geschlagene sechs Wochen lang warten und warten, nur um sich hinterher gleich wieder sagen lassen zu müssen, daß die Gelegenheit nach wie vor ungünstig war? Gründe gab es für Bedenkenträger doch immer, und gerade Stampfer bot ihnen Ansatzpunkte genug. Das eine Mal hatte er dahergefaselt, ein

101 Kurzbiographie des am 12. September 1882 in Wien Geborenen im Handbuch des Vereins Arbeiterpresse, 4. Folge, Berlin 1927, S. 145; Todesdatum und -ort: 21. Januar 1943, Auschwitz. Für eine Kopie der Sterbefall-Mitteilung des Sonderstandesamtes Arolsen bin ich Frau Susanne Medas, der Tochter Richard Bernsteins, zu Dank verpflichtet, ebenfalls für zahlreiche Auskünfte über die Persönlichkeit ihres Vaters. Zu danken habe ich auch Frau Helga Bernstein , seiner Schwiegertochter, für ergänzende Mitteilungen.

102 Schreiben Winogradows vom 25. Juni (siehe Anm. 85) mit Angaben zur Person und zum Bekanntenkreis: „Radek, Mironow und weitere"; „Zwischenfall (angeblich ein Interview mit Semaschko)"; „B. bestätigte, was Ungern über ihn gesagt hatte"; Vergleich Bernstein/Schiff siehe Anm. 85.

103 Skrzypczak, Kanzlerwechsel (siehe Anm. 4), S. 486 f. – Unsere Antwort auf das Hungerdiktat. Glänzende Kampfkundgebungen der Berliner sozialdemokratischen Arbeiterschaft, in: *Vorwärts,* Nr. 279, Morgenausgabe vom 16. Juni; Ungeheuerlicher Raubzug an Beschäftigten und Erwerbslosen!, in: *Rote Fahne,* Nr. 129 (siehe Anm. 100); Gen. Thälmann ruft zur Antifaschistischen Aktion (ebd.); Notverordner heben SA-Verbot auf!, in: a.a.O., Nr. 132, 17. Juni; Nazi-Feuerüberfall auf Düsseldorfer Parteihaus, in: a.a.O., Nr. 134, 19. Juni; Sturm im Reichsrat. Süddeutschland gegen einen Reichskommissar für Preußen, in: *Vorwärts,* Nr. 273, Morgenausgabe vom 12. Juni; Hermann Remmele, Deutschland am Wendepunkt, in: *Rote Fahne,* Nr. 134, 19. Juni.

anderes Mal in unverschämter Weise gehetzt, dann wieder war er Ernst Thälmann auf die Füße getreten,[104] wußte der Himmel, womit er noch so herausplatzen würde. Durfte man seine Entschlüsse aber von derlei Bagatellen abhängig machen? Vorsicht war schön und gut, doch man konnte auch übertreiben.

Stampfer hatte mit ihm gesprochen; Richard Bernstein wußte, worauf es erst einmal ankam bei Winogradow: eine gute Figur zu machen – Devise zur Abwechslung: Wie's Gescherr, so der Herr. Und Richard Bernstein wußte, was auf dem Spiel stand. Lange genug hatte auch er die Nazigefahr unterschätzt. Genauso lawinenhaft, hatte er sich gesagt, wie die Hitlerei angeschwollen war, würde ihr Massenanhang sich wieder verlaufen; schon die Unerfüllbarkeit der Versprechungen des Mannes aus Braunau bürgte dafür. Den psychologisch möglicherweise günstigen Moment für einen Umsturzversuch hatte er ohnehin mehrmals verpaßt, und inzwischen standen dem bluttriefenden Naziradau genügend Abwehrkräfte entgegen. Falls keine der Sicherungen durchbrannte, wurde es nichts mit dem „Rollenlassen" der Köpfe, steuerte der Nazifasching einem echten rechten Aschermittwochs-Katzenjammer zu.[105] Die Entwicklung hatte Bernstein unrecht gegeben. Aus der erschreckenden Zahl von weit über sechs Millionen nationalsozialistischer Stimmen der Septemberwahl 1930 war bei der Wiederwahl Hindenburgs im letzten April bereits mehr als das Doppelte geworden. Die Bastion Preußen unterhöhlt und schon so gut wie sturmreif geschossen, der Staatsapparat des Reiches ausgeliefert an einen der Scharfmacher vom Herrenklub, Hitler mit seinen Bürgerkriegsgarden hoffähig geworden und der Machtergreifung ein großes Stück nähergerückt.

Im Dritten Reich eines Adolf Hitler gab es keinen Platz für ihn, den doppelt abgestempelten Sohn des ehrbaren Chaym Schenach Bernstein aus Tarnow, Galizien, zugezogen nach Wien, niedergelassen im II. Bezirk, Leopoldstadt, wo die Ostjuden sich drängten. Ein bescheidener „Fragner", ein Kleinkrämer mithin, den sie später etwas hochtrabend Kaufmann nannten, hatte der Vater seinen Ehrgeiz dareingesetzt, daß sein Heinrich es zum Akademiker brachte.[106] Ein Studierter war er denn auch geworden, das schon, etwas Besseres im Sinne des Alten aber nicht: hatte seinen Beruf als Chemiker leichtfertig an den Nagel gehängt, hatte sich als unterbezahlter Zeitungsmensch und kleiner Provinzfunktionär auf die Seite der Sozialisten geschlagen und war dem Glauben

104 Für einen „Sturm der Entrüstung" sorgte Stampfer auf einer Kundgebung in den Weddinger Pharussälen am 15. Juni, indem er mitteilte, „daß im Landtag die kommunistisch-nationalsozialistische Einheitsfront die Entlassung des Polizeipräsidenten Grzesinski mit einer Mehrheit beschlossen habe"; Unsere Antwort (siehe Anm. 103). – Friedrich Stampfer, Einheitsfront! Ein Ziel – aber wo ist der Weg?, in: *Vorwärts,* Nr. 285, Morgenausgabe vom 19. Juni: „Schön, dann müssen eben die Arbeiter entscheiden, ob sie die besseren geistigen und moralischen Führerqualitäten bei Thälmann oder bei Severing und Hilferding finden."

105 Vgl. r. bn. [= Richard Bernstein], Nazifasching 1931, in: *Arbeiter-Zeitung,* Jg. 44 (1931), Nr. 51, 20. Februar.

106 Wiener Stadt- und Landesarchiv, Wiener Heimatrolle; Erlangung des Heimatrechts in Wien laut Beschluß vom 7. Februar 1902. Bei der Immatrikulation Richard Bernsteins wird als Vorname des Vaters bereits Heinrich angegeben, als Berufsbezeichnung Kaufmann; die Anschrift: Miesbachgasse 7. Universitätsarchiv der Technischen Universität Wien, Haupt-Katalog, Studienjahr 1899–1900, A bis Me; Matrikel 231.

der Väter abtrünnig geworden,[107] was ihm unter Hitler mildernde Umstände aber auch nicht eintragen würde. Rechtzeitig Koffer packen, schnell noch das Häuschen abstoßen und sich mit der Familie in Sicherheit bringen,[108] also Emigration – im Fall der Fälle gab es für ihn keine andere Lösung.

Sah er die Dinge zu schwarz? Bis zu seiner Unterredung mit Stampfer hätte er das wahrscheinlich verneint. Wo wäre zuvor denn auch nur der geringste Hoffnungsschimmer zu erkennen gewesen? Parlamentarisch war das Blatt nicht zu wenden, insoweit befanden die Kommunisten sich durchaus im Recht. Außerparlamentarisch wiederum hatte eine in Bruderkämpfe verstrickte Arbeiterschaft ebenfalls keinerlei Chance. Welchen Erfolg aber versprach es wohl, wenn man die Anhänger der jeweils anderen Partei über die Köpfe ihrer Führer hinweg für das eigene Aktionsprogramm einzuspannen versuchte? Wenn überhaupt, würde das, wie Stampfer ganz richtig betonte, in ausschlaggebendem Umfang erst nach Jahren oder gar nach Jahrzehnten gelingen.[109] Was also blieb einem da noch – nun, da der Feind vor den Toren stand? Nichts anderes doch als der Versuch, über den eigenen Schatten zu springen. Die gemeinsame Proklamation eines linken Kampfblocks, die sich Ungezählte erhofften, würde gewaltige Energien freisetzen können. An entsprechenden Appellen hatte es nicht gefehlt, Albert Einstein sogar hatte sich dafür ausgesprochen, doch war das alles vergeblich gewesen.[110]

Sich mit den Kommunisten auf Verhandlungen einlassen? Man wußte doch, hieß es, worauf das todsicher hinauslaufen würde: lediglich auf ein weiteres ihrer Entlarvungsmanöver, man hatte mit den Kozis ja seine Erfahrungen gemacht. Zudem würde man einer so zweifelhaften Verbrüderung wegen doch nicht das bewährte Bündnis mit der Zentrumspartei und die Zusammenarbeit mit den christlichen Gewerkschaften aufs Spiel setzen wollen, und den ansprechbaren Teil der bürgerlichen Wechselwähler mußte man schließlich ebenfalls im Auge behalten.[111] Dabei konnte man sich ein grundsätzliches

107 Als Richard Bernstein sich am 30. Juli 1906 bei Georg von Vollmar um eine Redakteurstelle bewarb, vermerkte er unter „Personalien": „Realschule, Technische Hochschule (Chemie) ordnungsgemäß absolviert, mit 21 Jahren fertig, dann gegen alle Neigung Chemiker in Nordböhmen gewesen" (Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis Amsterdam, Nachlaß Vollmar, Nr. 229). – Vgl. im Universitätsarchiv (siehe Anm. 106) das Prüfungsprotokoll mit dem einhelligen Ergebnis der Staatsprüfungskommission vom 17. Dezember 1903: „sehr befähigt". – Als Parteiredakteur und Bezirksvertrauensmann in Gablonz schrieb er an Vollmar von seinen „‚Löhnen', die geringer sind als die norddeutscher Maurer"; vgl. seine Kurzbiographie (siehe Anm. 101) und den zitierten Brief. – Die am 1. Juni 1955 von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien ausgestellte Geburtsurkunde, vermerkt: „Ist am 27. 2. 1908 aus dem Judentum ausgetreten" (Kopie von Frau Medas).

108 Das von Paul Schlegel erbaute Siedlungshaus in Berlin-Wilmersdorf, Hanauer Str. 27, hatte Bernstein „gegen 1922–1923" erworben. (Schreiben von Frau Medas vom 8. August 1988 an den Verfasser.) Verheiratet war er mit Gisela B., geb. Kolisch; Kinder: Heinrich und Susanne. Wiener Heimatrolle (siehe Anm. 106), Richard Bernstein.

109 „Eine proletarische Einheitsfront kann dadurch entstehen, daß die Kommunisten Sozialdemokraten werden oder umgekehrt die Sozialdemokraten Kommunisten, aber die Herstellung einer solchen Einheitsfront wäre, wenn überhaupt, erst nach Jahren oder Jahrzehnten möglich – *für die Gegenwart* bedeutet sie nichts anderes als erbitterten Kampf der Parteien um die Führung des Proletariats, also das *Gegenteil* von Einheitsfront." Stampfer, Einheitsfront! (siehe Anm. 104).

110 Vgl. Skrzypczak, Kanzlerwechsel (siehe Anm. 4), S. 491–498.

111 Kennzeichnend für die grundsätzlich negative Einstellung auch der SPD-Spitze sind die Debatten in der Sitzung des ADGB-Bundesausschusses vom 14. Juni und in der Vorstandssitzung des ADGB vom 21. Juni; siehe a.a.O., S. 484–486 und S. 492–495. Ebenso aufschlußreich der Lagebericht Nr. 13 des

Nein gefahrlos ersparen: durch das Nadelöhr der Wohlverhaltensklausel spazierten die Kommunisten doch nie.[112] Und wie sollten sie auch. Auch sie hatten ja so einige Erfahrungen gesammelt. Die Bewaffnung der monarchistischen Offiziere nach dem Umsturz 1918, die blutige Niederschlagung der revolutionären Bewegung, die Stabilisierung der erschütterten Klassenherrschaft, der Blutmai von 1929, die endlose Kette der Zeitungs-, Versammlungs- und Demonstrationsverbote gegen die Arbeiterklasse – wer war denn aus ihrer Sicht für all das und noch einiges mehr verantwortlich gewesen? Und dazu sollten sie schweigen? Selbst wenn der eine oder andere bereit dazu wäre – wie sollte er sich gegen die Führung der Komintern, wie gegen den Aufruhr in den eigenen Reihen durchsetzen können?

Das Verbrechen der Spaltung[113] – jetzt schien es sich endgültig zu rächen. Die Kluft war zu groß, dem Sturz in den Abgrund ließ sich nicht mehr Einhalt gebieten. So hatte es gestern noch ausgesehen. Und nun dieser Lichtblick. Sollte sich in letzter Minute eine Wendung anbahnen wollen? War Stampfers Konzept der „Einheitsfront von morgen"[114] als zeitlich begrenzte „losere Kombination" in Moskau auf Gegenliebe gestoßen? Richard Bernstein wagte zu hoffen.

Der Tag hatte es in sich für die in der Lindenstraße 3. In den Nachmittagsstunden drang ein Trupp Hakenkreuzler in das Gebäude ein, Schüsse peitschten. Der „Roten Fahne" war das Ereignis eine „Extra-Ausgabe" wert: „SA-Banditen stürmen gegen ‚Vorwärts' – Feuersalven auf Reichsbanner", entrüstete sich das Blatt solidarisch.[115] Es war Sonnabend, der 25. Juni. Auch für das Haus Unter den Linden war es ein denkwürdiger Tag.

[Forts. von Anm. 111]
Reichsministeriums des Innern vom 16. Juli 1932, in: Die Antifaschistische Aktion. Dokumentation und Chronik Mai 1932 bis Januar 1933. Hrsg. und eingeleitet von Heinz Karl u. a., Berlin (Ost) 1965, S. 185–187. – Als Warnung von seiten der christlichen Gewerkschaften aufzufassen: Steht der Feind nur rechts?, in: *Der Deutsche,* Jg. 12 (1932), Nr. 178, 31. Juli.

112 Analog zu zweien der drei Vorbedingungen, die Stampfer in Hamburg genannt hatte (vgl. S. 174), äußerte er in seinem Einheitsfrontartikel vom 19. Juni: Die ihm vorschwebende „lose Kombination auf Zeit" sei nur möglich, „wenn die Kommunisten darauf verzichten, über die Sozialdemokraten zu schimpfen und mit den Nationalsozialisten zu stimmen" (siehe Anm. 104). In der SPD-Führung ebenso umstritten wie in der Spitze des ADGB, wurde diese Linie eines Burgfriedens von der KPD scharf attackiert (vgl. Skrzypczak, Kanzlerwechsel, S. 489 und S. 495). Zum Gesamtkontext siehe auch Henryk Skrzypczak, „Nichtangriffspakt". Zu Friedrich Stampfers Einheitsfront-Interventionen im Spannungsfeld von Papen bis Hitler, in: Soziale Demokratie und sozialistische Theorie. Festschrift für Hans-Josef Steinberg zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Inge Marßolek und Till Schelz-Brandenburg, Bremen 1995, S. 226–244.

113 In seinem Bericht über den Gründungsparteitag der deutschen Sozialdemokratie in der Tschechoslowakei bekennt sich Bernstein unmißverständlich zu der Äußerung Viktor Adlers gegenüber einem „bekannten deutschen Unabhängigen" während des Krieges: *„Die Parteispaltung war Ihr größtes Verbrechen!"* Diese Einstellung erklärt auch 1932 einiges in seinem Verhalten. Siehe Richard Bernstein, Der Teplitzer Parteitag, in: *Vorwärts,* Jg. 36 (1919), Nr. 458, Morgenausgabe vom 8. September.

114 „Die Einheitsfront für ‚später einmal' braucht uns also hier nicht weiter zu kümmern. Das Problem ist die Einheitsfront von morgen. Die Einheitsfront von morgen ist nur möglich, wenn bei den Parteien der *Wille* vorhanden ist, sie zu bilden. Je nach der Intensität dieses Willens würde dann diese Einheitsfront entweder eine auf Dauer berechnete feste Phalanx oder eine losere Kombination auf Zeit darstellen. Die Einheitsfront der ersten Art ist nicht möglich, da die Gegensätze der grundsätzlichen Auffassungen viel zu groß sind." Stampfer, Einheitsfront! (siehe Anm. 104).

115 *Rote Fahne,* Extra-Ausgabe vom 25. Juni 1932. Vgl. *Vorwärts,* Nr. 297, Morgenausgabe vom 26. Juni.

Es war der Tag, an dem Winogradow endlich die Karten aufdecken sollte. „Durch Ungern-Sternberg", begann er seinen Bericht an das Narkomindel, „lernte ich Bernstein, einen der Redakteure des ‚Vorwärts', kennen." Den Verteilerschlüssel des Schreibens hatte er sich genau überlegt: sieben der neun Exemplare an Genossen Krestinski, ein Exemplar zu den Akten, eins an „Gen. G."[116]

Über das Sekretariat des Stellvertretenden Außenkommissars gelangte der Bericht an die Presseabteilung, wo er auf den Schreibtisch des Genossen Neuman zu liegen kam. Neuman war nicht glücklich darüber. Erstens mißfiel ihm, was er las, und zum zweiten behagte ihm ebensowenig, daß ausgerechnet er es war, der sich in einer derart zweifelhaften Geschichte festlegen sollte. Durch Ungern-Sternberg kennengelernt! Ganz so beiläufig, wie sich das hier ausnahm, war es ja offensichtlich nicht zu dem Treffen gekommen. Vielmehr hatte der Baron „seit längerem" bereits Winogradow mit einer Empfehlung für diesen Bernstein in den Ohren gelegen, war aber auf nur zu berechtigte Bedenken gestoßen. Und mit einemmale waren die mehr oder weniger gegenstandslos. Und warum? Weil es ja keineswegs um eine hochpolitische Angelegenheit ging. Weil es lediglich – wie hatte der Herr Bernstein das doch ausgedrückt – um „die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen zwischen dem ‚Vorwärts' und der Botschaft" ging. Und weil es, sofern politische Fragen hineinspielten, ja doch nur um die Verbesserung eben dieser Beziehungen ging. Stampfer lagen sie neuerdings derart am Herzen – hatte er Bernstein erzählt, der es Winogradow brühwarm weitererzählte –, daß er, „wäre er nicht schon zu alt", am liebsten „selbst nach Moskau fahren" würde, „um zu sehen, was dort vor sich geht".[117] Wem wohl kämen da nicht die Tränen.

Winogradow jedenfalls war darauf abgefahren – wie die Transsibirische Eisenbahn in der Taiga. „Was B. sagte, trifft teilweise zu", versicherte er, „in letzter Zeit hat der ‚Vorwärts' tatsächlich seine Einstellung uns gegenüber etwas gemildert, und ich denke, daß man durch persönliche Kontakte zur Redaktion einige Erfolge auf diesem Gebiet erzielen könnte. Die objektive Situation ist diesbezüglich ziemlich günstig, da der ‚Vorwärts' immer mehr auf die Stimmungen der sozialdemokratischen Arbeiter Rücksicht nehmen muß. Ich meine, daß es keine grundsätzlichen Einwände gegen eine Verbindung zur ‚Vorwärts'-Redaktion geben kann." Völlig sicher schien er sich seiner Sache allerdings nicht, „denn", so glaubte er sich rechtfertigen zu müssen, „wenn ich mich sogar mit beinahe echten Faschisten treffe und dies einen bestimmten Sinn hat, warum sollte ich mich dann nicht mit einem Sozialfaschisten treffen?" Den Gipfel der Dreistigkeit hatte Winogradow sich für den Schluß aufgespart: „Im übrigen erwarte ich Ihre Anweisungen, was B. und auch Stampfer und ihre Zulassung in die Botschaft betrifft, ihr loyales Verhalten natürlich vorausgesetzt."[118] Ihre Zulassung in die Botschaft – es war wirklich die Höhe!

116 Siehe Anm. 85. Im Unterschied zu dem anscheinend übervorsichtigen Alexandrowski (siehe Anm. 11) hat Winogradow sein Schreiben nicht als *„Streng vertraulich"* klassifiziert, sondern lediglich als *„Vertraulich"*.

117 Eingangsstempel: „Sekretariat des Stellvertreters des Volkskommissars für Auswärtige Angelegenheiten Eing. Nr. 2736 28. 6. 1932". – Die negative Reaktion Neumans ist ableitbar aus Winogradows Antwort vom 9. Juli (siehe Anm. 88) auf sein hier nicht vorliegendes Schreiben.

118 Siehe Anm. 85 und Anm. 88.

Nur die Ruhe, sagte sich Neuman, Augen und Ohren offen halten, Abstand gewinnen. Viel Zeit dafür blieb ihm nicht. In Berlin mußte sich einiges tun, Winogradow schien es plötzlich überaus eilig zu haben. Am 1. Juli schon mahnte er geradezu naßforsch eine positive Entscheidung an: „Habe Ungern-Sternberg getroffen, der mir von Stampfers (‚Vorwärts') Wunsch berichtete, die Verbindungen zur Botschaft wieder aufzunehmen. St. schlägt vor, daß entweder ich zu ihm komme oder er Gen. Chintschuk aufsucht. Bereits mit voriger Post habe ich über meine Bekanntschaft mit dem ‚Vorwärts'-Redakteur Bernstein und über den Wunsch der sozialdemokratischen Presse, den Kontakt zu uns wieder herzustellen, berichtet. Ich trete nach wie vor für Verbindungen zu St. ein und bitte die Presseabteilung, die Antwort in dieser Frage zu beschleunigen."[119] Die Presseabteilung würde ihm was. Ein schroffes Nein allerdings würde sie sich besser verkneifen – woher der Wind noch zu wehen kam, man wußte es nie. Ein entschiedenes Ja kam schon gar nicht in Frage, ein geschmeidiger und zugleich gewichtender Text mußte es sein, der den Blicken der oberen Etage jederzeit standzuhalten vermochte und Boris zu verstehen gab: Neumanns Einverständnis hatte er – grundsätzlich, in etwa, möglicherweise. Seinen Segen aber hatte er nicht.

Winogradow kochte. Daß er in Neumans Augen ein Fall für die Nachhilfestunde war – *nitschewo!* Mochte er doch denken, was immer er wollte, solange er seine Meinung bei sich behielt. Wenn er sie aber zu Papier brachte und im Hause der Eindruck entstand, daß man mit Boris Winogradow nach Belieben umspringen konnte, also, da hörte er auf, der Spaß, dann wurde – und das mit Resonanzverstärker – Kontra gegeben.

„*Vertraulich*
Berlin, den 9. Juli 1932

An die Presseabteilung des Volkskommissariats
für Auswärtige Angelegenheiten – Gen. Neuman
Kopie – an Gen. Krestinski
„ – an Gen. Stern

Werter Genosse,

1. Betreffs die Ernennung von Baum hat mir die Agentur Wolff keinerlei Mitteilung gemacht.

2. Von einem Besuch Stampfers bei mir in der Botschaft kann gar keine Rede sein. Sie wissen sehr gut, daß nicht nur Stampfer, sondern nicht einer der Redakteure einer bürgerlichen Zeitung nach so vielen Jahren feindseligen Verhaltens mein Arbeitszimmer betreten würde – selbst bei ehrlichster Absicht, die Beziehungen zu uns wieder herzustellen.

Da Sie ein Treffen mit Stampfer doch für möglich halten, so denke ich, daß ich mich mit ihm weder bei mir noch bei ihm im Büro, sondern auf neutralem Boden treffen könnte. Es wäre allerdings zu bedenken, daß, wenn ich von Zeit zu Zeit mit der Redaktion des ‚Vorwärts' zusammentreffe, unvermeidlich die Frage auftaucht, diese Leute zu

119 Schreiben vom 1. Juli, siehe Anm. 88.

unseren Empfängen zuzulassen. Wenn das eintritt, so wird Lew Michailowitsch auch genötigt sein, sich mit diesen Leuten zu unterhalten. Sie schreiben, gegenüber Bernstein und Stampfer müsse man äußerste Vorsicht walten lassen, sie seien ekelhafte und zynische Subjekte. Ich bin aber doch bei allen Treffen und Gesprächen äußerst vorsichtig, und ich komme mit Leuten zusammen, die m. E. nicht weniger ekelhaft und zynisch sind als Stampfer und Bernstein. Ich sehe daher keinen Grund, mit ihnen keinen Kontakt zu pflegen und sie nicht zu unseren Empfängen einzuladen. Natürlich werden sie auf den Empfängen herumspionieren, das tun aber fast alle unsere Gäste. Ihr Wunsch, mit uns in Verbindung zu treten, kann m. E. nicht mit der Wahlkampagne erklärt werden. Ungern-Sternberg würde nicht vermitteln, wenn es sich um eine Provokation handelte.

Es geht nicht um die Wahlen, sondern um die veränderte Situation in Deutschland, die die Sozialdemokratie veranlaßt, mit uns zu liebäugeln, und die Breitscheid veranlaßte, in einer Berliner Funktionärsversammlung unter dem tosenden Beifall der Versammelten zu erklären, daß die sozialdemokratischen Arbeiter die UdSSR im Falle einer Intervention schützen würden. Selbstverständlich ist dieses Liebäugeln durch und durch unaufrichtig und dient taktischen Zwecken. Wir könnten es aber nutzen, um die antisowjetische Haltung der sozialdemokratischen Presse zu entschärfen."

Winogradow besah sich sein Werk und fand es gelungen. Er hatte es Neuman so richtig gegeben, und das absolut korrekt. Jetzt fehlte nur noch der Bruderkuß: „Mit kameradschaftlichem Gruß".[120]

Als Selbstzeugnis eines starken Charakters brillant, erwies Winogradows Replik sich in anderer Hinsicht als glatte Fehlkonstruktion: sie weckte schlafende Hunde. Gehörte ein so delikates Thema überhaupt auf die Ebene des Presseressorts? David Stern, Direktor der zweiten westpolitischen Abteilung des Narkomindel, wußte sich angesprochen, verspürte indessen keinerlei Drang, die Entscheidung auf seine Kappe zu nehmen. Auch Nikolai Krestinski sah keinen zwingenden Grund, weshalb die Angelegenheit nicht bis zur Rückkehr des Genossen Litwinow aus Genf vertagt werden könnte. So schmorte das Problem vor sich hin, im Laufe des August erst fand Maxim Maximowitsch die Zeit, sich damit zu befassen. Seit der Konferenz von Lausanne sah er seinen Argwohn gegenüber einem Reichskanzler Franz von Papen bestätigt. Jede Hintergrundinformation mehr aus Berlin verdiente das höchste Interesse. Litwinow gab grünes Licht.[121]

120 Schreiben vom 9. Juli 1932, siehe Anm. 88. – Der demonstrative Verteilerhinweis am Kopf des Textes erlaubt die Vermutung, daß Neuman in gleicher Weise verfahren war. – David Stern, ehemaliger Presseattaché der Botschaft in Berlin, war Direktor der zweiten westpolitischen Abteilung des Außenkommissariats; *Diplomaten-Zeitung*, H. 40, 1. Oktober 1930, S. 393; Akten zur deutschen Auswärtigen Politik 1918–1945, Serie C [künftig zitiert: Akten], Bd. I,2, Göttingen 1971, S. 733, Anm. 1. – Lew Michailowitsch: Leo Chintschuk. – Breitscheid-Rede: siehe Anm. 27.

121 Zur Befassung des Außenkommissars mit dem Vorgang Stampfer siehe S. 184. – Am 1. März 1933 sagte Litwinow dem Reichsminister des Auswärtigen Freiherrn von Neurath, „die Beunruhigung in Moskau sei schon im Sommer letzten Jahres infolge der Erklärungen des damaligen Reichskanzlers von Papen gegenüber Herrn Herriot über ein deutsch-französisches Bündnis eingetreten, dessen Zweck die Bekämpfung des Kommunismus in Deutschland und nach dem Osten sein sollte". Die Unterredung zwischen Herriot und Papen hatte am 29. Juni 1932 stattgefunden. Akten (siehe Anm. 119), Bd. I,1, Nr. 43, S. 90, Anm. 2; vgl. auch Nr. 73, S. 140. – Aus Stampfers Sicht war der Zustimmung Litwinows

Abschalten, einschlafen – er versuchte es ein um das andere Mal, wälzte sich von der rechten zur linken und von der linken zur rechten Seite hinüber, ohne den geringsten Erfolg. Friedrich Stampfer blieb beides: aufgekratzt und müde zugleich. Die Hitzewelle verlangte ihren Tribut. Früh um 8 schon hatte das Thermometer 25 Grad angezeigt, und dann war das Quecksilber gnadenlos weiter gestiegen, 28, 30, 34 Grad. So ging das nun schon seit Tagen. Hier in Tempelhof, in der Villa, war das schlimm genug, mitten in der Steinwüste aber – schauderhaft. Inzwischen hatte die Nacht wenigstens für einige Abkühlung gesorgt, doch das Räderwerk im Kopf kam nicht zur Ruhe.[122]

Die Hitze allein war es ja nicht. Es war etwas viel zusammengekommen während der letzten Zeit. Ende Juni das Treffen Bernsteins mit Winogradow – die erste Klippe umschifft, die folgende Rückfrage in Moskau schien wenig mehr als bloße Formsache zu sein. Dann aber zog es sich in die Länge. Was war schiefgelaufen, fragte man sich. Nichts war schiefgelaufen, sagte man sich, sie arbeiteten eben langsam, die Mühlen der Bürokratie, und gerade jetzt galt das in besonderem Maße. Nach allem, was man so hörte, hatte Moskau zur Genüge mit sich selbst zu tun, anders ließ die Humbugpolitik der KPD sich ja auch gar nicht erklären. Noch weitere Verschärfung der Kriegsgefahr im Fernen Osten, um sich greifender Defaitismus bei den Bauern und in der Arbeiterschaft, erneut auflebender Kampf in der bolschewistischen Spitze, schwindender Einfluß Stalins, im Kommen hingegen die Kreise um Woroschilow, die einen Krieg in naher Zukunft für unvermeidlich hielten[123] – da mußten sie natürlich selbst die geringste Kurskorrektur sorgsam erwägen. Mit Papens Staatsstreich am 20. Juli und dem überraschend günstigen Abschneiden der KPD bei den Reichstagswahlen war die Lage für Moskau noch diffuser geworden. Wenn die Richtigkeit der Generallinie sich bestätigt hatte, wenn „der revolutionäre Aufschwung in Deutschland" tatsächlich „in raschem Tempo" Fortschritte machte,[124] was gab es da mit einer Sozialdemokratie, die in Preußen

[Forts. von Anm. 121]
ein weit höherer Stellenwert beizumessen, „denn das Moskauer Außenkommissariat tut natürlich nichts ohne die Zustimmung Stalins"; vgl.: Polnisch-russischer Vertragsabschluß, in: *Vorwärts,* Nr. 350, Abendausgabe vom 27. Juli.

122 Abgeleitet ist dieses Szenario aus dem Zusammentreffen dreier Momente: sensible Persönlichkeitsstruktur, einschneidendes Tageserlebnis, extreme Wetterlage, „unter deren Folgen die Berliner seit Tagen schmachten". Vgl.: Ende der Hitze?, in: *Vorwärts,* Nr. 392, Abendausgabe vom 20. August. – Eine Beschreibung von Haus und Areal im „*Wertgutachten* über das Villengrundstück in Berlin Tempelhof, Hohenzollern-Korso [heute Manfred-von-Richthofen-Straße] 18c, früher im Besitze des Chefredakteurs Friedrich Stampfer" vom 29. März 1934. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I 151 I A, Nr. 8071. Den Hinweis auf dieses Dokument verdanke ich Hans Peter Riesche.

123 Einheitsfront in der Eisernen Front, in: *Vorwärts,* Nr. 307, Morgenausgabe vom 2. Juli: „Moskau hat zur Zeit zu viel mit sich selbst zu tun und muß daher anscheinend die deutschen Führer der Kommunisten sich selbst überlassen." (Dort auch „Humbugpolitik" der KPD.) Über die Lage der Sowjetunion aus einer Expertensicht, die der SPD-Parteivorstand zu beachten pflegte: Theodor Dan am 7. August 1932 an Friedrich Adler, in: Theodore Dan. Letters (1899–1946), Selected [...] by Boris Sapir, Amsterdam 1985, S. 432 f.

124 Ernst Thälmann, Das Ergebnis des 31. Juli und die nächsten Aufgaben der KPD, in: *Inprekorr,* Nr. 66, 9. August, S. 2135–2137; W[ilhelm]. Knorin, Die Bedeutung der Wahlergebnisse vom 31. Juli, in: a. a. O., Nr. 64, 5. August, S. 2053–2055; vgl. schon Knorins vorangehenden „Prawda"-Artikel mit seiner erneuten Absage an einen Burgfrieden: ders., In der Zone der Klassenschlachten in Deutschland, in: a. a. O., Nr. 61, 26. Juli, S. 1953–1956.

gerade kampflos die Segel gestrichen hatte, eigentlich noch zu bereden. Und plötzlich diese schon kaum mehr erwartete Lösung!

Welch denkwürdiger Tag doch, dieser 20. August. Am Morgen noch in der „Roten Fahne" die gewohnte Anrempelei. Und dann, welcher Kontrast, im Salon der Botschaft empfangen. Und wie glänzend es gelaufen war. Ohne jeden Widerspruch, ja, mit wohlwollendem Lächeln hatte sich Chintschuk seine Ausführungen angehört. Das Wort *normalisieren* schien ihm ganz besonders gefallen zu haben, er hatte es mehrmals wiederholt.[125] Der Bann war gebrochen, der ständige Draht installiert. Kein anderer als er, Friedrich Stampfer, hatte das Eis zum Schmelzen gebracht, und bald schon würde sich weiteres tun. Der Gedanke erfüllte ihn, die Spannung begann sich zu lösen. Nur aus der Ferne noch vernahm er den Nachhall einer sich endlos wiederholenden Sprachmelodie: *normalisieren.*

Der Gedanke war verführerisch: Schluß zu machen für heute, nach einer Woche mitten im Brutofen Berlin das Feld hier zu räumen, das Arbeitszimmer im Erdgeschoß, die beengende Dienstwohnung oben, und schleunigst hin zum Wannsee aufzubrechen, das Sommerhaus lockte.[126] Doch Leo Chintschuk war ein Mann von Akkuratesse. Er wollte den Bericht an die Zentrale so schnell wie möglich hinter sich bringen.

„Mit Wissen von Maxim Maximowitsch" – ja, so mußte es anfangen, damit eines von vornherein klargestellt war: Im Verantwortungsbereich Leo Chintschuks, des früheren Menschewiken,[127] verlief alles in geordneten Bahnen. „Mit Wissen von Maxim Maximowitsch empfing ich heute Stampfer, der mir einen offiziellen Besuch abstattete. St. erklärte mir und dem ebenfalls anwesenden Gen. Winogradow, es sei schon lange seine Absicht gewesen, loyale Beziehungen zwischen der sozialdemokratischen Presse und der Botschaft oder, richtiger, der UdSSR herzustellen. Er sei bereit, die sozialdemokratischen Arbeiter völlig objektiv über die Lage in der UdSSR zu informieren, und haltees für nicht normal, wenn die Botschaft loyale Beziehungen zur bürgerlichen Presse und zur Reichswehr unterhält, aber keinerlei Beziehungen zur sozialdemokratischen Presse hat.[128] Ich antwortete ihm, daß wir die Verbindung zum ‚Vorwärts' gern

125 Keine Ausflüchte, Herr Stampfer!, in: *Rote Fahne,* Nr. 173, 20. August. „Er liebt mehr das Zwielicht allgemeiner Redensarten." – Laut Abrassimow, Das Haus (siehe Anm. 8), S. 71, fanden geschäftliche Besprechungen gewöhnlich im Salon statt, der sich an das Sekretariat des Botschafters im Parterre anschloß. – Stampfer, Erfahrungen (siehe Anm. 23), S. 264; ders., Verpaßte Gelegenheiten (siehe Anm. 23): „Es sei unbedingt notwendig, das Verhältnis zwischen Moskau und der europäischen Arbeiterbewegung zu normalisieren."

126 Schon den Sonntag zuvor, einen ebenfalls heißen Tag „in diesem ohnehin ungewöhnlich drückenden Berliner Sommer", hatte Chintschuk im Domizil am Wannsee verbracht; Das Haus (siehe Anm. 8), S. 42; zu Arbeitszimmer und Dienstwohnung S. 71 und S. 70.

127 1919 noch Mitglied des Zentralkomitees der Menschewiki, war Leo Chintschuk (1869–1944) erst im Jahre darauf zur Kommunistischen Partei übergetreten. Als Opfer des Stalinschen Terrors in Lagerhaft verstorben, wurde er später rehabilitiert. Vgl. The Modern Encyclopedia of Russian and Soviet History. Ed. by Joseph L. Wieczynski, Vol. 16, Gulf Breeze FL. USA 1980, p. 143 f. (Khinchuk, Lev Mikhailovich). Chintschuks Bericht vom 20. August 1932 im AARF (siehe Anm. 11), Fonds 082, Verz. 6, AE 15, Mappe 68, Bl. 159 f.

128 Stampfer, Verpaßte Gelegenheiten (siehe Anm. 23): „Bei jenen Unterhaltungen setzte ich immer wieder auseinander, daß das Verhältnis zwischen Sowjetrußland und den Parteien der Sozialistischen Arbeiter-Internationale ganz unsinnig sei. Während Sowjetrußland zu kapitalistischen Mächten korrekte, ja

unterhalten und ihn mit objektiver Information versorgen würden." Bis hierhin sollte sich eigentlich nichts einwenden lassen. Nun aber begann es heikel, weil unverbrämt parteipolitisch zu werden. „St. klagte natürlich darüber, daß die Kommunisten ihn als Faschisten beschimpfen, daß die Arbeiterklasse gespalten ist und die Taktik der Kommunisten den Kampf gegen die Reaktion erschwert.

Insbesondere ist er sehr besorgt, welche Lage sich nach dem Tod Hindenburgs ergeben könnte. St. behauptet, die Wahl Hitlers sei unvermeidlich, sollten die Kommunisten nicht für den bürgerlichen Kandidaten stimmen (vermutlich denkt er an einen Zentrumsmann). Auf ein Gespräch über die Komintern", hielt Chintschuk hervorzuheben für angezeigt, „habe ich mich nicht eingelassen und die Notwendigkeit einer loyalen Haltung der Sozialdemokratie gegenüber der UdSSR als dem ersten Arbeiterstaat unterstrichen."

„St. erklärte", faßte der Botschafter weiter zusammen, „es gäbe in den Reihen der Sozialdemokratie niemanden, der an eine Intervention gegen die UdSSR denke, es würde jedoch im Falle eines Krieges sehr schwer sein, etwas zum Schutz der UdSSR zu tun, da Streiks auf der Eisenbahn und in Rüstungsbetrieben angesichts der riesigen Zahl von Arbeitslosen kaum zustande kämen; obwohl die II. Internationale eine Resolution über den Schutz der UdSSR angenommen hat, habe er selbst wenig Hoffnung, daß diese Resolution irgendetwas bewirkt. Seiner Meinung nach wäre die Exekution in Preußen kaum möglich gewesen, hätten die Kommunisten rechtzeitig geholfen, den Ministerpräsidenten zu wählen. Was die Eröffnung des Reichstags betrifft, so befürchtet er, daß die Anwesenheit Clara Zetkins die Konstituierung des Reichstags verhindern und den Nationalsozialisten Gelegenheit geben könnte, einen Skandal vom Zaune zu brechen und den Reichstag zu verlassen, um der Abstimmung über eine Reihe von Gesetzentwürfen, durch die sie sich entlarven könnten, zu entgehen. Abschließend sagte St., er habe schon lange die Absicht, einen objektiven Korrespondenten des ‚Vorwärts' nach Moskau zu schicken, bisher sei daraus aber aus verschiedenen Gründen nichts geworden, unter anderem deshalb, weil wir einen der Kandidaten bereits abgelehnt hätten. Die gegenwärtige Lage sei zwar für die Entsendung eines Korrespondenten nicht besonders günstig, da die sozialdemokratische Kasse sehr wenig Geld habe. Wenn aber die Beziehungen zwischen dem ‚Vorwärts' und der Botschaft in Fluß kommen, würde er auf diese Frage zurückkommen. Sehr lobend äußerte sich St. über die Sondernummer des ‚Berliner Tageblatt[es]', die in propagandistischer Hinsicht mehr bewirkt habe als die ‚Rote Fahne' in vielen Jahren.[129]

[Forts. von Anm. 128]
freundliche Beziehungen unterhalte, bestehe zwischen ihm und dem Großteil der Arbeiterbewegung außerhalb Rußlands Todfeindschaft." – Ders., Erfahrungen (siehe ebd.), S. 264: „Zur Zeit, so sagte ich, sei dieses Verhältnis anomal, denn während seine Regierung mit der deutschen Reichswehr und der deutschen Schwerindustrie die besten Beziehungen unterhalte, betrachte sie uns, die größte deutsche Arbeiterpartei, als ihren Feind. Mein Wunsch sei es, wenigstens so gute Beziehungen Moskaus zur deutschen Sozialdemokratie zu erreichen, wie sie zur Generalität und dem Großkapital bestünden."

129 Zum Problem der Nachfolge Hindenburgs siehe S. 148, zur Züricher Resolution der SAI und zur Korrespondentenfrage S. 171 sowie S. 151–154. Die Befürchtung eines Eklats wegen der Anwesenheit Clara Zetkins erwies sich als gegenstandslos.

Wir beendeten das Gespräch mit der Festlegung", kam Chintschuk zum Schluß, „daß Gen. Winogradow sich regelmäßig mit St. und seinen Mitarbeitern treffen wird. Ich persönlich halte diese Zusammenkünfte für unbedingt nützlich", stellte er sich ohne jede Einschränkung hinter seinen Presseattaché, „da sie uns erlauben werden, vom ‚Vorwärts' eine loyale Linie gegenüber der UdSSR einzufordern." Daß bei den Kontakten noch einiges mehr herausspringen würde, konnte der Botschafter nicht ahnen.

Winogradow mußte sich schlüssig werden. Was hatte er nun von diesem Bernstein zu halten. Ein durchaus sympathischer vertrauenerweckender Mann, so war sein erster Eindruck gewesen, in Auftreten und Wesen bescheiden, durchaus beredt, wenn es darauf ankam, der aber auch aufmerksam zuhören konnte,[130] ein geschickter Anwalt alles in allem seiner sozialdemokratischen Sache. Und dann kommt dieser Bernstein daher, wie eine Parabellum geladen, und beginnt, „in ziemlich oppositionellen Tönen" seine eigene Partei madig zu machen. Die „sei im Opportunismus versumpft", grollt er, „und zu keiner wirklichen Aktion fähig. Alle ihre Kräfte stecke sie in die Wahlkämpfe. Wenn Grzesinski und Severing am 20. Juli keinen Widerstand geleistet haben, so wird man auch künftig nichts erwarten können", erbost er sich, schimpft über den „Bonzengeist", der „sehr stark" sei in der Partei, und fällt dann auch noch seinem Chef in den Rücken: „Stampfer führt sich in der Redaktion wie ein General auf und hat über sein Gespräch mit Gen. Chintschuk keinen seiner engsten Mitarbeiter informiert."[131] Was sollte man dazu sagen? Begann eine Quelle ohne ersichtliche Gründe zu sprudeln, war in der Regel größte Vorsicht am Platze. Gesetzt nun aber den Fall, es gäbe einen hinreichenden Grund; angenommen sodann, Bernstein hätte Vertrauen gefaßt und diesmal seiner wahren Meinung Ausdruck gegeben – dann könnte man ... Ja, warum eigentlich nicht. Ein Versuch würde zumindest nicht schaden.

V. Doppelspiel mit „Georg"

Das Szenario, für das sie sich entschieden, war zweigleisig angelegt. Für den offiziellen Verbindungsstrang, über den man Bernstein von Fall zu Fall problemlos abschöpfen könnte, sollte auch weiterhin Winogradow zuständig sein. Bei der zweiten, der konspirativen Schiene hingegen würden sie einen angemessenen Sicherheitsabstand zur

130 Von allen befragten Zeitzeugen hat der Redaktionssekretär Richard Schwartz Bernstein in dessen beruflichem Umfeld am besten gekannt. Er beschreibt ihn als einen sehr freundlichen Mann von mittlerer Statur, etwas vornübergebeugt, „sehr dickes Brillenglas", sehr lebhaft (telefonische Befragung vom 27. Juni 1987). Franz Feuchtwanger in der Beilage zu seinem Schreiben vom 18. August 1987 an den Verfasser: „In Auftreten und Wesen bescheiden, still, nachdenklich." Der Tochter vermittelte er den Eindruck „eines ruhigen, bedächtigen Menschen, absolut unpraktisch und total auf meine Mutter angewiesen in allen häuslichen Dingen: gemütlich seine Pfeife rauchend, mit ruhiger Stimme vorlesend, ab und zu am Klavier, selten im Garten, kaum im Freien, aber ganz bestimmt immer mit einer Zeitung an der Hand!" Frau Medas in ihrem Schreiben vom 30. März 1988 an den Verfasser.

131 Aus einem Text Winogradows vom 2. September 1932; AARF (siehe Anm. 11), Fonds 082, Verz. 7, AE 15, Mappe 68, Bl. 535. – Bernstein hat bei dem dort geschilderten Zusammentreffen Kritik auch an der sowjetischen Seite geübt: Er „stellte viele Fragen über die UdSSR, sagte aber zum Schluß trotz seines Radikalismus: Für die UdSSR wäre es besser, man würde die verhafteten Ausländer nicht monatelang ohne Gerichtsverfahren im Gefängnis halten."

Botschaft einplanen müssen. Als geeignete Lokalität für die erste Fühlungnahme bot sich der bewußte politische Privatzirkel an, in dem Bernstein zu verkehren pflegte und zu dessen Besucherkreis auch eine so unverdächtige sozialdemokratische Parteiprominenz wie Rudolf Breitscheid gehörte.[132] Die operative Durchführung würde dann den deutschen Freunden obliegen, wofür in der Hauptsache Genosse Kippenberger verantwortlich war.

Exoberleutnant Hans Kippenberger, Deckname Alex, Leiter des M-Apparats, des geheimen Nachrichtendienstes der KPD,[133] sah da im Prinzip keine Probleme. Einige Wochen zuvor, als noch „Albert" das einschlägige Ressort geleitet hatte, wäre er sich nicht ganz so sicher gewesen. Ohne Frage, Albert, frischgebackener Absolvent der Moskauer Militärschule, ein Mann von großer Gewissenhaftigkeit, brachte für seine Funktion ausgezeichnete Voraussetzungen mit. Ob der behäbige Ostpreuße allerdings mit dem feinsinnigen Richard Bernstein zu Rande gekommen wäre, Kippenberger wußte es wirklich nicht, doch die Frage hatte sich zum Glück überholt. Krankheitsbedingt hatte Albert einen längeren Urlaub antreten müssen, und so war von einem Tag zum anderen „Georg" an seine Stelle getreten. Der nun war in diesem Zusammenhang die geradezu ideale Besetzung – von einem einzigen Handikap abgesehen: Mit seinen eben mal 24 Jahren fiele er in dem Kreis, in den sie ihn eingeschleust haben wollten, total aus dem Rahmen,[134] aber dieses Manko ließe sich ja wohl irgendwie überspielen. Ausschlaggebend blieb, daß er nach Herkunft und Werdegang für Stampfers Mann genau die richtige Kragenweite besaß.

Georg – Kippenberger kannte ihn doch lange genug. Anfang 1928 mußte es gewesen sein, daß ihre Wege sich kreuzten. Weil es im Parteibezirk Südbayern mit dem M-Apparat nicht so lief, wie es sollte, war Alex nach München gefahren. Dort traf er ihn dann – Größe an die 1,70, schlank, leicht jüdisches Aussehen, ein patenter Bursche offenbar, die Bezirksleitung jedenfalls hielt auf ihn große Stücke. Dabei hatte er seinen Parteibeitritt erst kürzlich vollzogen, was allerdings die verständliche Folge persönlicher Umstände war: ein herrschaftliches Zuhause, 7-Zimmer-Wohnung in der Reitmorstraße, der preußischen Gesandtschaft gleich gegenüber, sein Vater Rechtsanwalt, Kanzlei am Karlsplatz, ein Bankier auch in der engeren Sippe, kurzum, das familiäre Umfeld reichlichst bourgeois, blauweiß-patriotisch eingefärbt, hie gut Wittelsbach allewege.[135] Den

132 Über den bewußten Zirkel Franz Feuchtwanger, Der Militärpolitische Apparat der KPD in den Jahren 1928–1935, in: *IWK*, Jg. 17 (1981), S. 485–533 [künftig zitiert: M-Apparat]; vgl. S. 530; siehe auch S. 196 des vorliegenden Beitrags.

133 Vgl. Handbuch I (siehe Anm. 2), S. 363 f. – Zum M-Apparat Bernd Kaufmann u. a., Der Nachrichtendienst der KPD 1919–1937, Berlin 1993.

134 Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 503 f. und S. 508. – Geboren am 6. Juni 1908 (polizeiliche Vorführungs-Note, siehe Anm. 135), ist Feuchtwanger am 1. Februar 1991 in Mexiko gestorben (Schreiben von Frau Lisa Fuhr vom 25. April 1991 an Fritz Heine). – „Im Zirkel Krieger war ich nicht Mitglied, sondern Eindringling. Als solcher war ich jünger als alle Anwesenden." So Feuchtwanger in einem Schreiben vom 23. Februar 1989 an den Verfasser.

135 Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 491 und S. 486 f. – „Was den Georg betrifft, so gebe ich Ihnen eine kurze Personalbeschreibung wie folgt: 1,69 groß, schlank, Augen und Haare braun, keine Brille, leicht, also nicht ausgesprochen jüdisches Aussehen." Schreiben Feuchtwangers vom 27. Dezember 1987 an den Verfasser; Foto im Abbildungsteil von Kaufmann, Der Nachrichtendienst (siehe Anm. 133). – Der KPD „lt. Mitgliedsbuch Nr. 11198 seit 1. 6. 27" angehörig: Vorführungs-Note der

Sprößling bewahrte das mitnichten davor, schon frühzeitig aus der Bahn zu geraten. 1922 ferienhalber nach Straubing verbracht – er zählte ganze 14 Jahre –, hatte er außerhalb des offiziellen Programms beim dortigen Ortsverband der KPD seine erste subversive Luft zu schnuppern bekommen. Hierdurch auf den Geschmack gelangt, kämpfte er sich durch Lenins „Staat und Revolution", verschlang heißhungrig, was immer ihm sonst an linker Literatur zwischen die Finger geriet und reifte so alsbald der Auffassung entgegen, daß einzig die kommunistische Partei für ihn als politische Heimat ernsthaft in Frage kam. Im marxistischen Sinne der Einheit von Theorie und Praxis wußte er sich in der Pflicht, aus dieser seiner Überzeugung Konsequenzen zu ziehen. Während der Wahlkampagne vom Frühjahr 1924 bot er hinter dem Rücken der Eltern seine Dienste als freiwilliger Helfer der Münchener Parteileitung an. Die machte von seiner Hochherzigkeit nur zu gerne Gebrauch und zeigte sich auch weiterhin lebhaft an ihm interessiert: intellektueller Anhang war ausgesprochene Mangelware in ihrem Wirkungsbereich. Auf perspektivische Nachwuchspflege bedacht, legte sie dem raren Vogel dringend ans Herz, „jeden Konflikt mit den Schulbehörden" strikt zu vermeiden, der ihm „den Weg zur Universität hätte abschneiden können".[136]

So ganz hielt er sich nicht daran, trat noch während seiner Gymnasialzeit dem kommunistischen Jugendverband bei, versuchte, an der Universität eine Zelle zu gründen, und ließ sich schon mal auf ein episodisches Zusammenspiel mit dem Zersetzungsapparat ein. Nach seiner Immatrikulation machte er dann von der akademischen Freiheit exzessiven Gebrauch, stürzte sich in die Studentenarbeit, wurde in seiner Gruppe sofort als Schriftführer aktiv und übernahm im Jugendverband weitere Funktionen. Als Kippenberger ihn auf einer Inspektionsreise kennenlernte, hatte er es in der „Kostufra", der Kommunistischen Studentenfraktion, bereits zum Mitglied der neugewählten Reichsleitung gebracht. Ein solches Talent kam Alex geradezu wie gerufen, war er doch darauf aus, den Typ „roter Bulle", der sich im zentralen M-Apparat unter seinem Vorgänger breitgemacht hatte, durch einen qualifizierteren Mitarbeiterkreis zu ersetzen. Für den im Sinne gediegener Perspektivplanung obligatorischen Eignungstest bot sich gerade vor Ort ein passender Ansatzpunkt: mit dem regionalen Ableger des Apparats war schlechthin kein Staat zu machen und schon gar nicht aus den Angeln zu heben. Von Alex vergattert, sah der Münchener Junggenosse sich plötzlich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, im Rahmen des ihm Möglichen während der nächsten Monate Wandel zu schaffen.

[Forts. von Anm. 135]
Polizeidirektion München, Abt. VI a, vom 22. August 1929, BArch, R 3003/13 J 133/29 [künftig zitiert: BArch 29], Bd. 2, Bl. 24 f.; dort auch Geburtsdatum und -ort (München); wohnhaft bei den Eltern „Max und Nina Feuchtwanger, geb. Rippmann, Justizrat und Rechtsanwaltseheleute in München, Reitmorstr. 26/2"; Kanzlei am Karlsplatz und herrschaftliche Wohnung: Schreiben des Wohlfahrtsbezirksamtes XII vom 11. August 1930 zum Auskunftsersuchen der Kostenberechnungsstelle der Reichsanwaltschaft, BArch 29, Bd. 7, Bl. 218 (vgl. hierzu S. 191 f. sowie Anm. 144 des vorliegenden Beitrags). Der Münchener Bankier Angelo Feuchtwanger war ein Vetter des Vaters: Angeschuldigten-Vernehmung am 9. September 1929; a. a. O., Bd. 8, Bl. 171–174.

136 Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 487, S. 490 und S. 529 f.; in der Angeschuldigten-Vernehmung (siehe Anm. 135): „Ich habe mich mit marxistischer Literatur befaßt, und da ich zu der Auffassung gekommen bin, daß die kommunistische Partei die einzige Partei ist, die auf den Grundsätzen des Marxismus fußt, habe ich mich ihr angeschlossen."

Ein dreiviertel Jahr später stieg Kippenbergers neuer Geheimdiensteleve – er durfte das Wintersemester mit dem Einverständnis seiner Eltern in der Reichshauptstadt verbringen – im Karl-Liebknecht-Haus die Geheimtreppe zum Dachzimmer des Chefs empor und meldete ihm Vollzug: „die vorläufige Reorganisation" war gelungen.[137]

Alex nutzte die Gelegenheit und erprobte ihn weiter, nahm ihn mit zu den Treffen im engeren Kreis, beobachtete ihn. Ging man allein vom Maßstab der Befähigung aus, wäre er im zentralen Einsatz zweifellos ein Gewinn. Würde er sich aber als politisch tragbar erweisen? Schließlich hatte man gerade den VI. Weltkongreß hinter sich, der Richtungskampf äußerte sich mit zunehmender Schärfe. Im Verdacht, ein Versöhnler oder gar ein Rechter zu sein, stand er zwar nicht, sein Adept, doch konnte man wissen? Vertrauen war gut, Kontrolle bekanntlich besser. Besser also, man begnügte sich nicht mit dem, was er einem selbst über seine Aktivitäten an der Basis und in der Kostufra-Spitze erzählte. Ein Wunschkandidat der Obergenossen, kam bei der Nachprüfung heraus, war er mit Sicherheit nicht. Die Generallinie zwar bejahte er, gut. In der von den Versöhnlern beherrschten studentischen Reichsleitung gehörte er zur ZK-treuen Minderheit, ebenfalls gut. Im übrigen jedoch schien er gewillt, im Zweifelsfall eher seinem Sachverstand als offiziellen Parolen den Vorzug zu geben. War er von der Richtigkeit einer seiner Positionen überzeugt, zeigte er keinerlei Hemmung, den lebhaften Unmut selbst führender Genossen auf sich zu ziehen. Viel fehlte nicht, und er hätte ein Parteiverfahren wegen Disziplinwidrigkeit am Halse gehabt. Nur der Fürsprache Kippenbergers verdankte er es, daß er am Ende seines Berliner Gastspiels mit politreiner Weste an die Isar zurückkehren konnte.[138]

Auch hier machte er sich umgehend wieder daran, seiner Dynamik Auslauf zu geben. Seine „dauernde staatsfeindliche Betätigung" blieb den Überwachungsorganen nicht lange verborgen. Eine Handhabe jedoch, ihn nachhaltig aus dem Verkehr zu ziehen, fanden sie einstweilen nicht. Im Zusammenhang mit der Festnahme eines Klebetrupps ergab sich zwar Ende Juli ein dringender Tatverdacht auch gegen ihn, von einer zumindest halbwegs wasserdichten Beweislage konnte indessen noch keine Rede sein. Drei Wochen später erst ging der Fisch ihnen endlich ins Netz. Am Abend des 22. August, hatte die Polizei erfahren, würden sich im Gasthaus „Bennoburg", Kreitmayrstraße 26, unter dem Deckmantel eines Sport- und Touristenvereins ehemalige Mitglieder des verbotenen Rotfrontkämpferbundes zu illegalem Treiben versammeln. Punkt 8 Uhr 45 war die Kripo mitsamt Begleitschutz zur Stelle. Im Nebenzimmer der Wirtschaft trafen die Fahnder elf bildungsbeflissene Sportsfreunde an und dazu einen plötzlich sprachlos gewordenen Referenten, der sich als ihr wohlbekanntes Früchtchen Franz Feuchtwanger entpuppte. Eingehend durchsucht und auf ihre bevorstehende Festnahme hingewiesen,

137 Eintritt in den Kommunistischen Jugendverband am 1. Juli 1925; ab 1. Januar 1928 Mitglied der Bezirksleitung Südbayern, Juni bis Ende Oktober 1928 politischer Leiter der BL; im ersten Semester Schriftführer der überparteilichen „Gemeinschaft sozialistischer Studenten an den Münchner Hochschulen"; vgl. *[Forts. von Anm. 137]*
Angeschuldigten-Vernehmung (siehe Anm. 135). – Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 490 f. (Zelle, sonstige Studentenarbeit, Reichsleitung); S. 489 (erster Kontakt zum M-Apparat); S. 492 (Mitarbeitertypen); S. 491 (Auftrag Kippenbergers und Vollzug).

138 Feuchtwanger, a. a. O., S. 492–495.

wurden die in jeder Hinsicht Betroffenen „mittels Schubwagen an die Polizeidirektion" übergeführt.[139]

Bei der ersten Vernehmung bereits schien Feuchtwanger beweisen zu wollen, daß er seinen Felix Halle verinnerlicht hatte: sagte ihnen bereitwillig, was ohnehin feststand oder belanglos war, stellte sich aber jedesmal quer, sobald ihre Fragen heikle Punkte berührten. Zu innerorganisatorischen Dingen, erklärte er ihnen gleich zu Anfang schon kühl, könnten sie von ihm keinerlei Auskunft erwarten, „weder im bejahenden noch verneinenden Sinne". Zur Sache befragt, gab er sich geradezu als Ahnungslosigkeit in Person. Der Name des „Wandervereins", vor dem er doch soeben erst referiert hatte, war ihm „nicht geläufig". Wer ihn zu dem Vortrag eingeladen hatte? Nun, ein Herr, „an dessen Namen ich mich nicht entsinnen kann". Wie jener eine der Teilnehmer hieß, der ihm eine „Zwischenfrage" gestellt hatte, war ihm nicht erinnerlich. Er wußte „nicht mehr", vermochte keine Auskunft zu geben, wollte es aber auch nicht, selbst wenn er könnte. Nur folgerichtig verweigerte er auch zum Belastungsmaterial, das man ihm abgenommen hatte, jegliche Antwort, selbst „hinsichtlich der belanglosesten Fragen". Kurz vor Mitternacht reichte es ihnen – fürs erste. Feuchtwanger Franz wurde „vorläufig festgenommen, da Verdunkelungsgefahr besteht".[140]

Er hockte in seiner Zelle und hätte sich ohrfeigen können. Dieser verdammte Brief mit der Mitteilung Nr. 13, warum bloß hatte er den nicht umgehend in den Postkasten gesteckt. Nein, mitnehmen zur Bennoburg mußte er ihn, ausgerechnet zu einem illegalen Funktionärstreff, als wäre es völlig ausgeschlossen gewesen, daß sie dort auffliegen könnten. Und nun saß er drin im Schlamassel. Der Absender fingiert, die Anschrift eine Deckadresse, das dubiose „Matthias S" ein *nom de guerre* – sie würden nicht lange brauchen, bis sie das herausgefunden hätten, das und noch einiges mehr. Sie waren ja doch nicht blöd, die Herrschaften vom Referat VI a, und Sozialrabatt durfte er von denen auch nicht erwarten. Fortführung einer verbotenen Organisation, ein simples Vergehen nur, kein Verbrechen, ein paar Wochen Gefängnis, und das wär's denn schon – also, damit gaben die sich in seinem Fall mit Sicherheit niemals zufrieden. Die wußten schon, wie sie ihm einen handfesten Strick drehen konnten. Kein anderer als er selbst hatte ihnen ja die besten Anhaltspunkte geliefert dafür, sie brauchten sich nur zu bedienen. Der besagte Briefumschlag, das zweite Kuvert mit der Chiffre, dann Mitteilung 13, dazu die Unterlagen aus der Aktentasche und schließlich, nicht zu vergessen, was sie bei der Durchsuchung seines Zimmers sonst noch so alles aufstöbern mochten – zusammengenommen die schönste Beweiskette für ein hochverräterisches Delikt.[141]

139 Polizeidirektion München am 16. März 1931 an den Oberreichsanwalt: „Feuchtwanger ist der Polizeidirektion schon seit Jahren als ein ganz besonders eifriger Kommunist bekannt. Seine dauernde staatsfeindliche Betätigung veranlaßte bereits wiederholt ein polizeiliches Einschreiten gegen ihn." BArch 29 (siehe Anm. 135), Bd. 9, Bl. 26. – Dies. am 23. August 1929 an den Ermittlungsrichter: dringender Verdacht, die Verbreitung hochverräterischer Zettel veranlaßt zu haben. A. a. O., Bd. 2, Bl. 16 f. – Referat VI a, Bericht vom 23. August 1929, *„Betreff:* Fortführung des Rotfrontkämpferbundes"; a. a. O., Bd. 2, Bl. 26 f.

140 Felix Halle, seit 1922 juristischer Hauptberater der KPD, war Verfasser der Broschüre „Wie verteidigt sich der Proletarier in politischen Strafsachen vor Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht?" (Berlin 1924; 4., erw. Aufl. 1931). Vgl. Handbuch I (siehe Anm. 2), S. 266. – Vorführungs-Note (siehe Anm. 135).

141 A. a. O. (Vorführungs-Note); Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 496; Erklärung auf Vorhalt am 23. August: BArch 29 (siehe Anm. 135), Bd. 2, Bl. 25. – Die am 28. November 1929 gefällten Urteile

Falls sie ihm die Klebeaktion im Kasernenviertel anzuhängen gedachten, standen seine Aktien gar nicht so schlecht. Zum einen besaß er ein Alibi. An dem fraglichen Abend war er bei Verwandten zum Essen gewesen, hatte sich anschließend nach Hause begeben und war dort geblieben. Zum zweiten hatte er – auch das ließe sich ihnen entgegenhalten – von der ganzen Sache erst nachträglich erfahren. Drittens hatte er gegen diesen Unfug einer „wilden" Kleberei mit aller Entschiedenheit Stellung bezogen, und das zumindest nahm ihnen ja wohl den Wind aus den Segeln. Allerdings würde er dafür einen ausgewachsenen Pferdefuß in Kauf nehmen müssen: Er hätte einzubekennen, und zwar ohne zu übersehen, was nun das wieder nach sich zog, daß er „Matthias S", also der Verfasser des Schreibens Nr. 13, war. Womit wohl fuhr er besser – wenn er ein Teilgeständnis ablegte oder wenn er weiter eisern schwieg, zumindest vorerst? Das war die Frage, was sollte er tun? Nun, das mochte er halten, wie immer er wollte – für die von der VI a stand zweierlei ohnehin fest: Er steckte mit seinen Genossen der Klebekolonne „unter einer Decke", die staatsgefährliche Zersetzungsarbeit der Kommunisten war sein Metier.[142]

Sie brauchten nicht lange, um ihn dort zu haben, wo sie ihn erst einmal hinhaben wollten: Corneliusstraße 33/I, am Neudeck, Untersuchungsgefängnis. Sein Einstand erfolgte beiderseits strikt nach Komment. Er bestritt und verweigerte die Aussage, der Amtsrichter revanchierte sich: Haftbefehl. Feuchtwanger junior alias Matthias S, nachmals Georg, noch nachmaliger Hugo, Willi und Ernst Forchheimer, nahm es gelassen.[143] Den Senior indessen traf es zutiefst. Er hatte im Lauf der Jahre so manches erlebt und erlitten. Der Krieg war verlorengegangen, die Monarchie hatte ein ruhmloses Ende gefunden, sein Vermögen war nahezu restlos der Inflation zum Opfer gefallen, gerade noch konnte er seither die Fassade des einstigen Wohlstands aufrechterhalten. Doch das alles hatte auf einer anderen Ebene gelegen. Selbst der Schmerz, den er empfunden hatte, als er sich, nur weil er Jude war, aus der Bürgerwehr ausgeschlossen sah, ließ sich damit nicht annähernd vergleichen. Franz Feuchtwanger, Sohn des Dr. Max Feuchtwanger, Justizrat und Rechtsanwalt, sein eigen Fleisch und Blut, hinter Gittern, der Vorbereitung zum Hochverrat dringend verdächtig. Daß es kein ordinär-kriminelles Delikt

[Forts. von Anm. 141]
wegen verbotswidriger Fortführung des RFB lauteten nur auf Gefängnisstrafen von 2 bis 6 Wochen: Nachtragsanzeige vom 24. November 1937, Geheime Staatspolizei, Staatspolizeileitstelle Stuttgart, BArch, Z-C 8751/A. 3, Bl. 5–8. – Schreiben vom 23. August 1929 an den Ermittlungsrichter (siehe Anm. 139).

142 Angeschuldigten-Vernehmung (siehe Anm. 135); Beschuldigten-Vernehmung vom 24. August 1929, BArch 29 (siehe ebd.), Bd. 2, Bl. 33; Polizeidirektion München am 8. Oktober 1929 an den Untersuchungsrichter des Reichsgerichts am Landgericht, a. a. O., Bd. 7, Bl. 5 f. („wilden Kleberei"; Nachweis dafür geliefert, „daß Feuchtwanger neben seiner Tätigkeit im Zers.-D. auch in dem illegalen N-[= Nachrichten-]Dienst der KP Südbayern jedenfalls eine führende Rolle inne hat"). – Am 5. September räumt Feuchtwanger vor dem Untersuchungsrichter ein, Verfasser des mit seinem Decknamen Matthias S unterzeichneten Schreibens Nr. 13 zu sein; Protokoll über die mündliche Verhandlung, a. a. O., Bd. 2, Bl. 66 f. – Schreiben der Polizeidirektion vom 23. August an den Ermittlungsrichter (siehe Anm. 139).

143 Mit dem Ersuchen um „Haftfragelösung" wurde Feuchtwanger am 23. August abends 6 Uhr an das Gerichtsgefängnis überstellt (Schreiben vom genannten Tage an den Ermittlungsrichter, siehe Anm. 139). – Am Schluß des umfangreichen Einspruchs vom 20. März 1937 gegen seinen Ausschluß aus der KPD führt Feuchtwannger seine „Parteinamen" auf. Die Deckbezeichnung Matthias S erwähnt er hier nicht. Ernst Forchheimer bezeichnet er als Emigrationsnamen. SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/4/90.

war, dessen sie ihn beschuldigten, tat wenig zur Sache. In kommunistische Umtriebe verwickelt zu sein war schlimm genug, wenngleich es noch längst nicht erlaubte, moralisch den Stab über solche Menschen zu brechen. Mit ihrer verabscheuungswürdigen Doktrin konnte sich durchaus persönliche Anständigkeit, ja sogar eine gewisse Größe verbinden, bei diesem Eugen Leviné seinerzeit war es jedenfalls sein fester Eindruck gewesen. Wie aber war das mit dem Jungen nur so gekommen? Was bloß hatte man bei ihm falsch gemacht? Hätte man ihn, als er politisch auf die schiefe Bahn zu geraten begann, schärfer anpacken sollen, statt ihm lediglich einen milden Hausarrest aufzuerlegen?[144] Hätte ihn Härte nicht erst recht seinen zweifelhaften Freunden in die Arme getrieben? Als er die Universität bezog, war er ohnehin nicht mehr aufzuhalten gewesen. Hätte man ihn deshalb vor die Tür setzen sollen? Brächte es ihn vielleicht zur Besinnung, wenn man sich jetzt von ihm abwenden würde? Das doch wohl kaum, eher würde er dann vollends unter die Räder geraten. Nein, gerade jetzt mußte man zu ihm stehen. Vor allem aber mußte nun schleunigst ein tüchtiger Verteidiger her.

Kollege Blumenstein tat, was er konnte. Ende November verbuchte er einen Teilerfolg. Von dem Vorwurf, in München den Rotfrontkämpferbund illegal fortgeführt zu haben, sprach ein erweitertes Schöffengericht den Angeklagten Feuchtwanger frei.[145] Unbeeindruckt von dieser Demonstration des Objektivitätswillens bürgerlicher Klassenjustiz, nahm er das von der Universität gegen ihn eingeleitete Disziplinarverfahren als willkommenen Anlaß, seiner Heimatstadt den Rücken zu kehren und seinem polizeiwidrigen Ruf in Berlin erneut alle Ehre zu machen. Um die Zeit bis zur Inanspruchnahme durch das Reichsgericht sinnvoll zu nutzen, stellte er seine Arbeitskraft sofort wieder dem M-Apparat zur Verfügung, der ihn Schwachstellen des deutschen Verkehrswesens aufspüren und über künftige Sabotageakte nachdenken ließ. Seine Vorladung nach Leipzig bot ihm dann endlich die gern ergriffene Gelegenheit, den Herren des IV. Strafsenats die Nichtigkeit ihres Tuns vor Ohren zu führen. Jeder Kampf gegen den kommunistischen Gedanken sei unnütz, gab er ihnen zu wissen. Sie ließen es gleichwohl mit einem Strafmaß von einem Jahr drei Monate Festung bewenden, abzüglich drei Wochen Untersuchungshaft,[146] alles in allem ausgesprochen kulant.

Die Vollzugsanstalt Landsberg am Lech, die schon für Vornutzer Adolf Hitler und seine Entourage eine trauliche Heimstatt gewesen war, vermochte auch dem Festungs-

144 Schreiben Dr. Max Feuchtwangers vom 29. August 1930 an die Bezirksinspektion des 1. und 4. Stadtbezirks (Vermögens- bzw. Einkommensverhältnisse); BArch 29 (siehe Anm. 135), Bd. 7, Bl. 219. – Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 486 und S. 490.

145 Strafprozeß-Vollmacht Franz Feuchtwangers vom 26. August 1929 für Dr. Carl Blumenstein und Dr. Ernst Wallerstein; BArch 29 (siehe Anm. 135), Bd. 2, Bl. 57. Bereits vor dem Untersuchungsrichter wurde Feuchtwanger am 5. September durch Dr. Blumenstein vertreten, der dann mit Dr. Wallerstein auch vor dem Reichsgericht für ihn tätig war. Protokoll (siehe Anm. 142); Anklageschrift (hier Pressesache vom 15. Januar 1930), BArch 29, Bd. 1, Bl. 52–63. – Der Freispruch erfolgte, weil Feuchtwanger und ein weiterer Mitangeklagter „weder als Mitglieder noch als Stifter oder Vorsteher des die Fortsetzung des RFB bildenden ‚Sport- und Touristenvereins Nord-West' in Betracht kommen. Bezüglich Feuchtwanger[s] wird noch ausgeführt, daß sein einmaliger Vortrag in dem Verein nicht als ‚Teilnahme' im Sinne des § 128 StGB erachtet werden könne." Vermerk aus den Münchner Akten (hier Abschrift vom 28. Dezember 1929), a. a. O., Bd. 2, Bl. 69.

146 Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 496 f. – „Im Namen des Reichs", Urteil und Begründung vom 29./30. April 1930: BArch 29 (siehe Anm. 135), Bd. 1, Bl. 81–91; siehe Bl. 90.

gefangenen Nr. 79 einiges zu bieten. Als Häftling der gehobenen Kategorie durfte er sich „Bücher und Zeitschriften selbst beschaffen und Tageszeitungen auf eigene Kosten halten", dies jedenfalls im Prinzip. Die Praxis allerdings schrie nachgerade zum Himmel, wurde den Gefangenen doch nicht nur der Bezug von Erbauungsblättern wie der „Roten Fahne" verwehrt, sondern sogar die Lektüre harmlosester Erzeugnisse der Münzenbergpresse. Ausgang zudem kannte man einzig dem Namen nach. Um den unvermeidbaren Entzugserscheinungen entgegenzuwirken, formierten sich die hiervon betroffenen Häftlinge Nr. 79 und 80 sowie 82 bis 86 alsbald zu einer kommunistischen Zelle, die durch ihr richtungsweisendes Innenleben den Sonderbedingungen entsprechende Maßstäbe setzte. Direktion und Aufsichtsbehörde gaben sich große Mühe, dieses Treiben „auf alle mögliche Weise" zu unterbinden,[147] trieben die ihnen Anbefohlenen hierdurch jedoch nur zu massivem Protest. Gefangener 79 tat sich dabei besonders hervor; befestigte an seiner Zimmertür ein Schild mit der Aufschrift „Rot Front"; scheute sich nicht, an die Umfassungsmauer mit Schnee „in etwa 4 m Länge u. ½ m Breite" die Worte *„Heil Moskau"* zu schreiben, und das auch noch gegenüber der Sakristei; war natürlich mit von der Partie, als seine Kumpane während der Hofzeit die „Internationale" anstimmten und die KPD hochleben ließen. Sogar zu Versen verstieg er sich offenbar, um seiner destruktiven Gesinnung Ausdruck zu geben: „Rote Soldaten zum Sturme voran / Tönt das Signal folgen Mann wir für Mann / Schüret das Feuer das Welten verzehrt / Kirchen und Kerker für immer zerstört."

Und dann besaß dieser „stud. iur. u. rer. pol." doch wirklich die Impertinenz, den Herrn Oberreichsanwalt zwecks Wahrnehmung des Sommersemesters um Strafunterbrechung anzugehen. Da hatte er die Rechnung aber ohne den Wirt gemacht. Während die Anstaltsleitung beide Augen zuzudrücken bereit war, äußerte die Polizeidirektion München gutachtlich ihr ausschlaggebendes Nein. Für sie bestand „auch nicht der geringste Zweifel darüber, daß Feuchtwanger eine ihm bewilligte Strafunterbrechung benützen wird, seine amtsbekannte intensive Parteitätigkeit sofort wieder aufzunehmen".[148] Jetzt mußte er sich damit noch etwas gedulden.

147 Häftlingsnummern: Meldung eines Aufsichtsbeamten vom 14. September 1930. – Generalstaatsanwalt bei dem Oberlandesgericht Augsburg am 1. August 1930 an den Oberreichsanwalt betr. Zulassung einer Tageszeitung („Die Welt am Abend" nach anfänglichem Bezug von der Zulassung ausgeschlossen). – Schreiben Feuchtwangers vom 13. 12. 1930 an einen Genossen: „daß Bayern auch auf dem Gebiet des Strafvollzugs gegen die proletarischen politischen Gefangenen seinem Ruf alle Ehre macht"; „uns jegliche proletarische Presse entzogen wird"; „halten politische, wirtschaftliche und Referentenkurse ab"; erfolglose Gegenmaßnahmen (besonders: „systematisches Zurückhalten marxistischer Literatur"); „Namens der Festungszelle grüße ich Dich und alle Genossen mit kräftigem Rot-Front". A. a. O., Bd. 9, Bl. 29 (hier offenbar die Zellenmitglieder), Bl. 19 und Bl. 32. – Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 497 (Funktionärsausbildung, kein Ausgang).

148 Handschriftlicher Vermerk zum 24. Juni 1930 (Schild); Meldung vom 18. Januar 1931 (Heil Moskau); Meldung vom 14. September 1930 (Internationale); Vorlage vom 18. August 1930 für die Direktion (Verse). – Ersuchen vom 21. Februar 1931. – Anstaltsdirektion am 26. Februar: keine Veranlassung, dem Gesuch entgegenzutreten. „Abgesehen von einigen unbedeutenderen Verfehlungen, die schon weiter zurückliegen, war die Führung des F. in der Anstalt hausordnungsgemäß. Nach dem Verhalten des Gefangenen kann allerdings nicht damit gerechnet werden, daß die Strafe erzieherisch auf ihn eingewirkt hätte. Seine politische Einstellung hat jedenfalls keine Änderung erfahren." – Polizeidirektion am 16. März: „[...] ersuche ich, das Strafunterbrechungsgesuch Feuchtwangers abzulehnen, zumal sich

Nach München zog ihn inzwischen nichts mehr, ihn lockte Berlin, genauer gesagt: die erneute Arbeit im zentralen M-Apparat. Das kam Alex durchaus gelegen. Er hätte da etwas für ihn, kein Provisorium mehr wie zuvor, nein, eine Dauerstelle in verantwortlicher Position, die Leitung des Ressorts Faschistische Organisationen. Die Aufgabe reizte ihn ungemein: interne Vorgänge der anderen Seite aufspüren, Bruchstellen im faschistischen Lager erkunden, die zu einem konspirativen Eindringen führen könnten, alles in allem eine „Kombination von Nachrichten- und Zersetzungsarbeit, die sich auf Zuträger und, wenn möglich, auch getarnte Mitarbeiter in den gegnerischen Organisationen" zu stützen hätte. Unbehaglich an der Offerte stimmte Georg, wie er sich nunmehr nannte, lediglich eins. Bislang war es ihm nie in den Sinn gekommen, sich für seine Parteitätigkeit finanziell entschädigen zu lassen. Jetzt indessen beharrte Alex auf einem regelrechten Salär für ihn. Monat für Monat stolze 300 Mark bar auf die Hand – im Interesse der Sache rang Georg sich dazu durch, die Bedingung zu schlucken. Hartnäckig blieb er hingegen bei dem Entschluß, vor einem Kurs an der Moskauer Militärschule erst einmal sein Studium zum Abschluß zu bringen. Seinen juristischen Ambitionen hatte das preußische Kultusministerium zwar abrupt ein Ende gesetzt, ein promovierter Nationalökonom aber wäre für die Partei ja wohl auch nicht ganz ohne.[149]

Von nun an war er in zweifacher Rolle präsent. In seinem Weddinger Dreh zwischen Londoner Straße und Afrikanischem Viertel, wo sich der Proletarierbezirk ein arbeiteraristokratisches Mäntelchen zugelegt hatte, bekamen sie ihn als Musterexemplar des akademischen Nachwuchses zu Gesicht. Bis auf die Tatsache vielleicht, daß er einem mit seiner ewigen Pafferei die Tapeten verqualmte, war er genau der möblierte Herr, den jeder Untervermieter sich wünschte: blätterte zu Ultimo pünktlich seine drei Zehner auf den Tisch, ging Tag für Tag früh aus dem Hause, um erst am Abend wiederzukehren[150] – ein wirklich angenehmer, strebsamer junger Mensch. Wenn dieser Mensch Franz Feuchtwanger an der Müller-/Ecke Seestraße in die Untergrundbahn umstieg, die ihn ins Stadtzentrum brachte, konnte aus ihm übergangslos Kippenbergers Agentenführer Georg werden. Der war dann in der Friedrichstraße nicht als eifriger Student zur Universität unterwegs, sondern steuerte jenseits der Weidendammer Brücke seinem hauptberuflichen Arbeitsplatz entgegen, einem „Rechtsberatungsbüro". Untergebracht „im Plüsch der einem älteren Kleinbürgerpaar abgemieteten guten Stube", verbarg sich dahinter die Operationsbasis der im engeren Sinne politischen Referate des

[Forts. von Anm. 148]
seine politische Einstellung auch nicht im Geringsten geändert hat." BArch 29 (siehe Anm. 135), Bd. 9, Bl. 34 und Bl. 33 sowie Bl. 29 (dazu Bl. 30) und Bl. 28. – A. a. O., Bl. 23 f., Bl. 24 und Bl. 26.

149 Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 497 f., S. 500 und S. 496.

150 In den Monaten vor dem Verfahren in Leipzig wohnte Feuchtwanger im Turmhaus des Straßenbahnhofs Seestraße, Berlin N 65, Londoner Straße 1, 4. Stock, später im Afrikanischem Viertel, bis er nach dem 30. Januar 1933 in das benachbarte Moabit umzog. Ders., M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 497; Absenderangabe im Schreiben vom 11. Dezember 1929 an den 4. Strafsenat, BArch 29 (siehe Anm. 135), Bd. 7, Bl. 20; Mitteilung in der Beilage zu seinem Schreiben vom 18. August 1987. Dort auch: „Der 24jährige verleugnete in Äußerem usw. nicht den Studenten. [...] Georg war seinerzeit ein starker Raucher." Feuchtwanger am 27. Dezember 1987: „normaler Straßenanzug, ohne Kopfbedeckung. Wohnte zur Untermiete (mit Frühstück 30,– Mark im Monat = 10% seines damaligen Einkommens); seine damalige Habe ließ sich, ausgenommen die Bücher, [...] in einem Koffer unterbringen." Zur Aushäusigkeit: M-Apparat, S. 528.

M-Apparats.[151] Hier sichtete Georg, was ihm an neuesten Informationen zugegangen war, hier konzipierte und diktierte er seine Berichte, bevor er sich wieder zu den Treffen mit dem buntscheckigen Kreis seiner Verbindungsleute begab, zu dem erprobte Genossen ebenso wie korrupte Galgenvögel gehörten. Hatte er seine wichtigsten Jagdgründe abgegrast, stand ein weiterer Dauertermin auf dem Tagesprogramm. Jeweils reihum in den Cafés und Gaststätten der Innenstadt trafen während der späten Nachmittagsstunden die „Bürochefs" des Apparats zur Arbeitsbesprechung zusammen. Wie Georg das alles mit der Vorbereitung auf die Diplomprüfung zu vereinbaren wußte, bleibt rätselhaft, er brachte es aber zuwege, ja mehr als das – er schaffte es sogar dann, als er sich zweimal innerhalb kürzester Zeit in einen neuen Tätigkeitsbereich einarbeiten mußte: beim Wechsel vorerst zum Aufgabenfeld Zentrumspartei und bald darauf schon zum Sektor Reformistische Organisationen.

Ein nachrichtendienstliches Vorzeigeobjekt war es nicht gerade, das Ressort, das Albert ihm da hinterlassen hatte. Die Zweigstellen in Düsseldorf und in Hamburg vor allem konnten sich immerhin sehen lassen. Ausgezeichnete Arbeit leistete auch das runde Dutzend konspirativer KPD-Mitglieder, die sich in einigen unteren Gliederungen der Berliner Sozialdemokratie eingenistet hatten. Gingen dort wieder einmal die Wogen auf den Zahlabenden hoch, verhalfen diese „Horchposten" den Redakteuren der „Roten Fahne" zu zweifellos aufschlußreichen Berichten. Unter halbwegs normalen Verhältnissen mochte derlei als Existenzberechtigung gerade noch ausreichend sein. Jetzt aber, da Papens Preußenschlag die SPD von Grund auf erschüttert hatte, genügte eine noch so tüchtige Basisarbeit den Ansprüchen bei weitem nicht mehr, jetzt galt es, von der Führungsebene her einen möglichst breiten Nachrichtenfluß in die Wege zu leiten. In dieser Hinsicht jedoch lag praktisch alles im argen: die einzige Verbindung, auf die Georg in einer reformistischen Spitzeninstanz zurückgreifen konnte, eine Bürokraft im Generalsekretariat des Internationalen Gewerkschaftsbundes, lieferte zumeist nur Belanglosigkeiten. Von Alex gedrängt, sich schleunigst um Abhilfe zu bemühen,[152] wäre er wahrscheinlich noch lange auf der Suche gewesen, hätte es da nicht plötzlich das Intermezzo „Krieger" gegeben.

Der Auftakt schon gab ihm zu denken. Im Normalfall hätte Alex ihn einweisen müssen; ersatzweise „Konrad", der Mann mit den Zettelchen, den tadellos angespitzten Bleistiften und dem penibel gefalteten Taschentuch; auch „Stefan", quasi der Adju von Alex, wäre möglicherweise in Frage gekommen, oder „Lore", Kippenbergers Sekretärin und Freundin in Personalunion. Diesmal aber wurden die Fäden anders gezogen. Eine wildfremde Frau paßte ihn ab, Ende der Dreißig wohl, Berliner Kodderschnauze, aber sie konnte wahrscheinlich auch anders. Wie sie sich nannte, wußte er später nicht mehr, warum sollte er auch. Namen waren nur Schall und Rauch in diesem Gewerbe. Daß sie autorisiert war, nahm er ihr ohne weiteres ab – sie kontaktierte ihn schließlich in

151 Feuchtwanger in der Beilage zu seinem Schreiben vom 18. August 1987: Das illegale Büro, das Georg mit dem Ressort Faschistische Organisationen teilte, „befand sich 1932/33 nahe der U-Bahn-Station Weidendammer Brücke (Elsässer Str. ? [heute Torstraße])". – Ders., M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 499 und S. 498.

152 A.a.O., S. 504, S. 508 f., S. 506, S. 498 und S. 499; S. 503, S. 507 und wieder S. 508 f. Die Formulierung Horchposten im Schreiben Feuchtwangers vom 9. Juli 1987.

der Kantine der sowjetischen Handelsvertretung.[153] Krieger-Zirkel, erfuhr er, hieß das Sesam-öffne-dich, das dringend nach ihm verlangte. Ein politischer Salon mit linkem Anstrich, sogenannte gute Gesellschaft, igittigitt – im M-Apparat rümpften sie über dergleichen die Nase. Elegant eingerichtet, erwies sich der Zirkel als reiner Herrenklub, in dem die „Mittelsperson" aus der Handelsvertretung, diskret im Hintergrund bleibend, die Hausdame spielte. Der Namenspatron schien in diese Umgebung auf den ersten Blick nicht hineinzugehören. Sein „gerötetes Gesicht, das ihm ein gewisses grobes Aussehen verlieh", ließ eher an einen Kutscher denken, doch zeigte er sich dann als marxistisch durchaus belesen. Deutsch sprach er fließend, wenn auch mit „östlichem" Akzent – der paßte hervorragend zu seiner Legende: ein linker polnischer Sozialist, hieß es von ihm. Ein „Mann der Russen", sagte sich Georg von Anfang an und hatte den Eindruck, daß sie sich beide verstanden.[154]

Die Aufnahme in das „Raucherkollegium" vollzog sich ohne Probleme, Krieger sorgte dafür. Krieger machte die Runde mit ihm, Hände wurden geschüttelt, Floskeln ausgetauscht, dann fiel das Stichwort. Bernstein. Das also war er, der Fisch, der zum Fang werden sollte – ein zurückhaltender Typ offenbar, nicht unfreundlich allerdings, eher still und bescheiden. Georg setzte sich zu ihm, ließ sich ins Gespräch ziehen, lockte ihn aus der Reserve. Die Linie der KPD schmeckte ihm nicht, aber auch gegenüber dem Kurs seiner eigenen Partei schien er massive Vorbehalte zu haben. Beim nächsten Mal ging er noch weiter aus sich heraus. Kriegers Freundin lag richtig: dieser Bernstein war „reif". Doch würde er sich zu dem entscheidenden Schritt durchringen können? Nur ein Gespräch unter vier Augen würde das klären. Georg schlenderte mit ihm ins Bibliothekszimmer hinüber. In solchen Fällen pflegte er „gleich aufs Ganze zu gehen". Auch diesmal verfuhr er so – „ohne viel Umschweife" zu machen, legte er Bernstein dar, was er sich von ihm erhoffte: „unbedingte Mitarbeit".[155]

153 Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 502. – Schreiben Feuchtwangers vom 12. Juli 1988: „Meine feste Vermutung ist, daß der Krieger-Zirkel auf Veranlassung der deutschen Zweigstelle des russischen Apparates [Erläuterung im Schreiben vom 29. August: „Was den Apparat anlangt, so meine ich nicht den der Komintern, sondern den staatlich-russischen"] ins Leben gerufen und von ihm strikt kontrolliert wurde, daß dies auch für meine Berührung mit dem Zirkel gilt und daß der Anstoß zur ‚Affaire B.' von ebendieser Seite kam; aus welchen Gründen immer wollte man B. nicht direkt, sondern über den deutschen Apparat bearbeiten. Soweit ich mich erinnere, wurde mir die Mittelsperson [...] nicht von Kippenberger zugeführt, jedenfalls traf ich sie zuerst in der Kantine der russischen Handelsvertretung, wo sie als Angestellte [der Vertretung] beschäftigt war. Wohl Ende der Dreißig, war sie der Mundart nach eine echt Berliner Pflanze. [...] Sie ‚beichtete' mir, weshalb sie mich suchte."

154 Feuchtwanger, M-Apparat (siehe Anm. 132), S. 530. „Ein solcher Zirkel war es, in den ich von einer Genossin – der Freundin des Hausherrn – eingeführt wurde, um die Bekanntschaft des dort verkehrenden ‚Vorwärts'-Redakteurs zu machen" (ebd.). Schreiben Feuchtwangers vom 26. April 1987: „in der eleganten Wohnung eines angeblichen polnischen Sozialisten, der sich Krieger nannte"; ebenso vom 12. Juli 1988: „ein reiner Herrenklub"; Kriegers Freundin hielt sich im Hintergrund. – Zur Charakteristik des Hausherrn: Schreiben vom 20. Oktober 1987 (hier auch: Mann der Russen) und vom 29. August 1988 (Kutscher); siehe ferner oben, S. 530.

155 Schreiben Feuchtwangers vom 29. August 1988: „in der bildlichen Erinnerung wie ein Raucherkollegium haften geblieben". 12. Juli 1988: „Krieger – der übrigens alles andere als ein Charmeur war – besorgte meine Einführung, stellte mich auch B. vor." – Vgl. Anm. 130: Feuchtwangers Eindruck von Bernstein. – 20. Oktober 1987: „Damals kam in diesem Zusammenhang [Parteilinie] immer wieder das Stichwort ‚Sozialfaschismus' zur Sprache." – 26. April 1987: „Ich wurde dort von der Freundin des Hausherrn eingeführt, die mir B. als reif zur Bearbeitung bezeichnete." – 12. Juli 1988: „Wie es zur ‚Zündung' kam,

Richard Bernstein als Zuträger? Eingeschworen seit frühester Jugend auf die Sozialdemokratie und nun Handlanger des kommunistischen Geheimapparats? Warum brauste er nicht auf, als er begriff? Oder wenn ihm laute Worte nicht lagen, warum wandte er sich nicht stillschweigend ab und ging seiner Wege? Weil da so manches zusammenkam. Dieser Georg – hätte das nicht zeitversetzt er selbst sein können, Richard Bernstein in seinen jüngeren Jahren? Eine ähnliche Herkunft; die Beweggründe, sich der sozialistischen Bewegung anzuschließen, ebenfalls nicht materieller Natur, sondern von dem Willen geprägt, einer weltumspannenden Idee zum Durchbruch zu verhelfen, einem großen gesellschaftlichen Entwurf zur Realität. Und genau wie dieser Georg hatte er es nicht bei Worten belassen. Er hatte gezeigt, daß er bereit war, einiges auf sich zu nehmen für seine Idee. Dann aber waren die Jahre der Ernüchterung gekommen. In der trostlosesten Provinz hatte es angefangen: der Alltag jämmerlich, die Tretmühle der Versammlungen kaum zu ertragen, die ständige Qual, für oft sehr rückständige Leute schreiben zu müssen! Von der reichsdeutschen Bewegung hatte er sich neue Impulse erhofft, doch was hatte er angetroffen? Eine Partei, die sich in Worten zwar noch zur Radikalität ihres Ursprungs bekannte, für deren Handeln jedoch der Gewerkschaftsgeist nüchterner Reformarbeit maßgeblich geworden war.[156]

Wäre er sich da nicht ein klares Bekenntnis zur innerparteilichen Opposition schuldig gewesen? Nun, ihren Anspruch, den alten sozialdemokratischen Geist hochzuhalten, konnte er unterschreiben. In mehr als nur einer Hinsicht aber machte diese Opposition es sich seiner Auffassung nach entschieden zu leicht. Vor lauter Kategorien war ihr das Leben aus dem Blickfeld geraten. Für die „Versumpfung", für die „Verwässerung des Klassenkampfes" verantwortlich sah sie „die Führer". Demgegenüber war es angeblich die Opposition, durch deren Stimme sich das Empfinden des sozialistischen Proletariats artikulierte, eines Proletariats allerdings, wie es sein *sollte,* nicht etwa, wie es in Wirklichkeit *war.* Doch den realen deutschen Arbeitergeist wollte sie nicht wahrhaben, die Opposition, wollte nicht zugeben, daß er zwar den reformatorischen Inhalt der sozialdemokratischen Grundgedanken sogleich aufgenommen hatte, das Revolutionäre aber lediglich als dekorativen Wortschwall verstand. Auch vor einer weiteren Tatsache

[Forts. von Anm. 155]
kann ich nicht mehr sagen. Jedenfalls geschah es ziemlich schnell." – Beilage zum Schreiben vom 18. August 1987: „Erstes Gespräch unter vier Augen im Bibliothekszimmer der Wohnung Krieger. Georg pflegte in solchen Fällen gleich aufs Ganze zu gehen und ohne viel Umschweife unbedingte Mitarbeit vorzuschlagen. Mit B. scheint er schnell ins Einvernehmen gekommen zu sein."

156 Richard Bernstein, Scherz und Ernst, in: Victor Adler im Spiegel seiner Zeitgenossen, Wien 1968, S. 49 f.; S. 49: „Da ich in Wien geboren und aufgewachsen bin, schon im Alter von etwa zwölf Jahren durch einen Mitschüler das sozialistische Witzblatt ‚Glühlichter' und bald darauf die ‚Arbeiter-Zeitung' durch einen Cousin, der Student war, in die Hand bekam, zog es mich – vielleicht angeborener Auflehnungsdrang gegen Autorität und Tradition – zur sozialistischen Bewegung. Ich las, was ich kriegen konnte." Ders., Der deutsche Parteikonflikt, in: *Der Kampf,* Jg. 9 (1916), S. 217–220; S. 218: „Wir, die wir uns in den Neunzigerjahren der Partei angeschlossen haben, wir kennen diesen Geist sehr gut, wir sind ja in ihm aufgewachsen; wir ‚Intelligenzler' aus bürgerlichen Kreisen sind ja nicht aus unserer sozialen Lage, sondern aus unserer geistigen Veranlagung zur Partei gekommen. Aber dieser Geist ist – wenn er auch bis zum Kriege dem äußerlichen Betrachter die Partei zu leiten schien – längst ein Ideal, um nicht pietätlos zu sagen: eine Schwärmerei, ein geliebtes Denken und Sprechen gewesen, war aber kein gegenwärtiges Tun." – Siehe dort weiter. – Über die Existenzbedingungen in der böhmischen Provinz das Schreiben an Vollmar (siehe Anm. 107).

verschloß sie die Augen. In erster Linie auf materiellen Aufstieg und geistige Hebung bedacht, war der deutsche Arbeiter in Lebensstellung und Empfinden längst eine Art Mittelständler geworden. Kein Wunder mithin, daß die Opposition, außer ihrer extremsten Gruppe vielleicht, von der parlamentarischen Taktik ernstlich nicht abzugehen gedachte. Einer solchen Abkehr fehlte in den Massen der deutschen Arbeiterschaft jeglicher Boden.[157]

Seit dem Novemberumsturz hatte er sein Urteil in mancher Hinsicht berichtigen müssen. Ganz so unpolitisch und handzahm, wie er das unterstellt hatte, war der deutsche Arbeiter ja wohl nicht. Verelendungsprozesse, die Millionen ergriffen, vermochten dem revolutionären Protest offensichtlich eine durchaus beachtliche Basis zu schaffen. Auf dem gemäßigten Flügel der nunmehr gespaltenen Bewegung wiederum war der Kontrast zwischen Worten und Tat noch schärfer geworden. Konnte das aber ein Maßstab sein, der über die Option für das eine oder andere Lager bestimmte? Das gewaltige Wiedererstarken des Kapitalismus und der Reaktion nach allem proletarischen Bruderkampf gab die einzig treffende Antwort darauf. Der Spaltung entgegenzuwirken und sie zu überwinden, galt es, nicht aber, ihr durch einen Lagerwechsel Vorschub zu leisten. Außerdem durfte man eines doch nicht unterschlagen: Die Sozialdemokratie nahm sich immerhin der undankbaren Aufgabe an, aus einer desolaten Nachkriegssituation das für die Arbeiterschaft gerade noch erreichbare Beste zu machen. Daß sie sich dabei nicht eben selten ihren bürgerlichen Koalitionspartnern anpassen mußte, war ärgerlich genug, doch gab es denn eine Alternative? Konnte man sich von einer Alleinherrschaft der Bourgeoisie vielleicht größere Vorteile versprechen? Sollte man es halten wie die KPD und sich auch unter demokratischen Bedingungen auf bloße Agitationsanträge beschränken? Überhaupt: von wegen KPD. Sollte ein Richard Bernstein etwa bei einer Partei Unterschlupf suchen, die ausgerechnet die linken Sozialdemokraten mit besonders niederträchtiger Polemik bedachte? Ihr vergiftendes Treiben erlaubte doch nur den *einen* Schluß: „Nicht auf die so notwendige Wiedervereinigung der sozialistischen Massen kommt es den Kommunisten an, sondern einzig und allein auf die Schwächung der soviel größeren Arbeiterpartei, ohne daß sie mit dem eventuellen Gewinn an Stimmen und Mandaten irgend etwas anzufangen gedächten."[158]

Richard Bernstein hatte sich eingerichtet in der Misere und war nicht schlecht gefahren dabei. Eine angesehene Stellung, das Einkommen nicht gerade üppig, aber gesichert; das Häuschen im vornehmeren Wilmersdorf, ein wenig zu nahe am Bahndamm, doch immerhin; die einsamen Stunden am Klavier, die gemeinsamen Hauskonzerte – er hatte wirklich keinerlei Grund, sich zu beklagen.[159] Seine Fortschritte in der

157 Vgl. Bernstein, Der deutsche Parteikonflikt (siehe Anm. 156), S. 218–220. S. 217, Anm. 1: „In diesem Artikel spreche ich das Ergebnis sechseinhalbjähriger Beobachtungen aus, die ich nach langjähriger Tätigkeit in der deutschösterreichischen Partei an der reichsdeutschen Partei- und Gewerkschaftsbewegung machen konnte. Meine Berufsarbeit hat mir zu solcher Beobachtung besonders reichliche Gelegenheit gegeben."

158 r. bn. [= Richard Bernstein], Der 1. Mai in Berlin. Wird er Blutvergießen sehen?, in: *Arbeiter-Zeitung*, Jg. 42 (1929), Nr. 117, 28. April.

159 Zum Haus siehe Anm. 108, zum Klavierspiel Anm. 130. Über regelmäßige Hauskonzerte „zu dritt oder viert" berichtet aufgrund von Erzählungen ihres verstorbenen Mannes Bernsteins Schwiegertochter, Frau Helga Bernstein (Schreiben vom 18. April 1988).

Kunstfertigkeit, über den Dingen zu stehen, hielten sich dennoch in Grenzen. Wie auch konnte man denn schweigen zu der Instinktlosigkeit sozialdemokratischer Minister, denen es anscheinend gleichgültig war, ob sie mit ihren einsamen Entschlüssen die Parteiöffentlichkeit vor den Kopf stießen und dazu noch Millionen Wähler verprellten. Sollte man es etwa betreten hinnehmen, daß den Arbeitern ausgerechnet unter einem sozialdemokratischen Polizeipräsidenten die Demonstrationsfreiheit am 1. Mai vorenthalten blieb? Skandalöse Zensureingriffe, Schupobeamte, die mit dem Gummiknüppel schnell bei der Hand waren, wenn sie auf Kozis einprügeln konnten, schießwütige Polizisten, die immer nur in Notwehr gehandelt hatten, wenn ein Prolet vor ihnen auf dem Pflaster lag[160] – es gab viele Anlässe, sich zu erregen, Anlässe kleinerer und größerer Art, gar nicht zu reden von den großen Weichenstellungen, die sich bei aller Würdigung von Sachzwängen und taktischen Aspekten zuweilen nur schwerlich rechtfertigen ließen. Da hatte sich schon manches angesammelt im Laufe der Jahre, worüber ein braver Parteisoldat zwar vor sich hinmeutern durfte, nur um sich dann schleunigst am Riemen zu reißen und seinen Mißmut runterzuwürgen, denn Disziplinbruch – nun, das hätte ja gerade noch gefehlt in dieser durch und durch belemmerten Lage. So hatte es sich denn angestaut und angestaut, bis dann am 20. Juli die Stunde der Wahrheit gekommen war.

Dieser 20. Juli hatte für Richard Bernstein das Faß zum Überlaufen gebracht, und den letzten Rest hatte ihm dann Stampfer mit seiner lachhaften Geheimnistuerei nach der Rückkehr von Winogradow gegeben. Zutiefst enttäuscht und erbittert, richtete er seinen Zorn auch gegen sich selbst. Diese schmähliche Kapitulation, jawohl, er trug sein gerütteltes Maß an Mitschuld daran. Was nämlich hatte er denn getan, um auf den verhängnisvollen Kurs der Parteiführung korrigierend Einfluß zu nehmen? Er hatte Vorbehalte durchblicken lassen, hatte Kritik geübt, wohltemperiert, schärfer allenfalls hinter vorgehaltener Hand, und das war es denn auch schon gewesen. Keine Frage, er hatte versagt; war der Sache, um die es ihm immer noch ging, etliches schuldig geblieben, er mußte Wiedergutmachung leisten. Was aber konnte er tun? Er war jetzt 50, halb erblindet, hatte Verantwortung für Frau und Kinder zu tragen. Mit dem Kopf durch die Wand gehen, das brachte er nicht, er war kein Karl Kraus, war keine „brennende Fackel", auch kein zweiter Friedrich Austerlitz, der kompromißlos und rücksichtslos seinen Weg gegangen war, „ohne rechts oder links zu schauen oder abzubiegen".[161] Nun aber wurde ihm trotz alledem noch eine Chance geboten, die letzte vielleicht. In jener unsichtbaren Front, von der ihm Georg erzählte, vermochte im Kampf gegen Hitler auch er einen sinnvollen Beitrag zu leisten. Und da wäre Entrüstung die einzig angemessene Antwort gewesen? Weil es hier ja doch um – ja, um was denn wohl ging?

160 Ein markantes Beispiel für seine zumindest in der Theorie abgehobene Sicht liefert die Glosse über Karl Kraus. R[ichard]. B[ernstein]., Ein Feind der Presse, in: *Die Glocke,* Jg. 2 (1917), S. 839 f.; S. 840: „[...] er wird sich aber nicht verhehlen, daß auch das, was er haßt und wogegen er kämpft, notwendig aus der Zeit und ihren Zuständen hervorgeht, in ihnen begründet und beschlossen ist." – Ders. [r. b.], Die Panzerkrise der Partei, in: *Arbeiter-Zeitung,* Jg. 41 (1928), Nr. 238, 27. August; ders., Der 1. Mai in Berlin (siehe Anm. 158).

161 Vgl. S. 186 (20. Juli, Stampfer). – Infolge seiner extremen Kurzsichtigkeit hatte er im Prager Exil einen kleineren Straßenunfall (Frau Medas, Schreiben vom 16. Juli 1988). – Bernstein, Ein Feind der Presse (siehe Anm. 160), S. 839. – Ders. [r. bn.], Friedrich Austerlitz, in: *Mitteilungen des Vereins Arbeiterpresse,* Jg. 31 (1931), Nr. 317, 1. September, S. 5 f.; Zitat S. 5.

Um groben Vertrauensbruch, vielleicht um Verrat? Nun, was war es denn eigentlich, das dieser Georg von ihm verlangte? Ihm die Bekanntschaft mit Parteifreunden zu vermitteln, die gleichfalls der Meinung waren, es müßte endlich etwas geschehen, und die gegenüber Kommunisten keine Berührungsängste verspürten. Um Gedankenaustausch ging es im Grunde, Gedankenaustausch, der darauf abzielte, ein realistisches Lagebild zu gewinnen, Kurskorrekturen vorzubereiten, Brücken zu bauen zwischen den Arbeiterlagern, Kräfte zu sammeln, verheißungsvolle Ansätze weiterzutreiben.[162] Verstieß auch nur ein Bruchteil davon gegen den Grundsatz der Treue zur Sache? Richard Bernstein hatte ein gutes Gewissen.

162 So wahrscheinlich die Selbstbeurteilung seines Verhaltens, die in einer geschickten, auf sein Ehrgefühl Rücksicht nehmenden Vorgehensweise Georgs ihre Stütze fand. In der späten Rückschau Feuchtwangers lief das zwischen beiden erzielte „Einvernehmen" darauf hinaus, „daß der von der SPD schwer enttäuschte B. bereit war, der KPD über mich vertrauliche Informationen zukommen zu lassen und mich mit ähnlich gesinnten Freunden aus dem SPD-Lager zusammenzubringen" (Schreiben vom 26. April 1987). „Ich stellte ihm nun zur Aufgabe, Informationen über Vorgänge und jeweilige Lageeinschätzung in den oberen Rängen der SPD einzuholen. Gedacht war dabei in erster Linie an den Parteivorstand. Die Redaktion des ‚Vorwärts' betrachtete ich dabei vor allem als Umschlagsplatz von parteiinternem gossip. [...] Konkret legte ich B. jedoch nahe, mich mit Aktivisten aus dem SPD-Apparat zusammenzubringen, die den Kontakt mit mir besonders auch in Hinblick auf eine drohende Illegalität nicht scheuten" (Schreiben vom 9. Juli 1987).

Max Habermann und der „Führerkreis" der Gewerkschaften

Von Peter Rütters

I.

Der sogenannte „Führerkreis" der Gewerkschaften, der im März und April 1933 offensichtlich noch den Versuch unternahm, durch eine Vereinigung der drei Richtungsgewerkschaften einem drohenden Eingriff des nationalsozialistischen Regimes in die Gewerkschaften zuvorzukommen, ist vor allem durch die Arbeiten von Gerhard Beier rekonstruiert worden. Kontroversen bestehen nach wie vor bei der Bewertung der Ende April getroffenen „Vereinbarung",[1] aber auch hinsichtlich der Bedeutung des „Führerkreises" für den gewerkschaftlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus und für den Aufbau einer Einheitsgewerkschaft nach 1945.[2]

Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, diese Kontroversen nachzuzeichnen und einer neuen Bewertung zu unterziehen, zumal auch die in den letzten Jahren herausgegebenen einschlägigen Quelleneditionen zur Gewerkschaftsgeschichte in dieser Frage kein neues Material dargeboten haben. Die folgende Skizze will vielmehr einen eher am Rande liegenden Aspekt der Debatte über den „Führerkreis" und seine Bewertung aufgreifen: in der einschlägigen Literatur besteht bislang keineswegs Einigkeit darüber, wer an diesem „Führerkreis" beteiligt war. Das muß nicht von besonderem Interesse sein und bräuchte nicht einmal irgendwelche Diskussionen anregen, wenn es sich dabei nicht um Max Habermann handelte. In einem Teil der einschlägigen Literatur wird er als Teilnehmer genannt, in einem anderen Teil nicht einmal erwähnt, ohne daß die jeweilige Entscheidung begründet wird.

Max Habermann[3] war bis Mitte April 1933 neben Hans Bechly führender Repräsentant des nationalistisch-antisemitischen Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Ver-

1 Vgl. z. B. Tilman Mayer, Einführung: Jakob Kaiser – Die soziale und nationale Herausforderung, in: Jakob Kaiser. Gewerkschafter und Patriot. Eine Werkauswahl. Hrsg. von Tilman Mayer, Köln 1988, S. 28; Gerhard Beier, Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt a. M. 1975, S. 41.

2 Vgl. die unterschiedlichen Wertung bei Gerhard Beier, Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaften 1933–1945, Köln 1981, und Willy Buschak, „Arbeit im kleinsten Zirkel". Gewerkschaften im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Hamburg 1993, S. 41 f.; ferner die Einleitung zu: Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Bd. 5: Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933–1945. Bearb. von Siegfried Mielke und Matthias Frese, hrsg. von Siegfried Mielke und Hermann Weber, Köln 1999, S. 21.

3 Eine ausführliche Biographie Max Habermanns gibt es nicht; vgl. aber Neue Deutsche Biographie, Bd. 7, Berlin 1966, S. 397 f.; Max Habermann, in: Das Gewissen entscheidet. Berichte des deutschen Widerstandes von 1933–1945 in Lebensbildern. Hrsg. von Annedore Leber, Berlin und Frankfurt a. M. 1960, S. 100–102; Hans Bechly, Max Habermann, in: Ludwig Heyde, Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens, Bd. 1, Berlin 1931, S. 741 f.; ferner auch Hinweise bei Albert Krebs, Tendenzen und Gestalten der NSDAP. Erinnerungen an die Frühzeit der Partei, Stuttgart 1959; Iris Hamel, Völkischer Verband und nationale Gewerkschaft. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband 1893–1933, Frankfurt a. M. 1967, S. 121, Anm. 174, und passim; sowie Elfriede Nebgen, Jakob Kaiser. Der Widerstandskämpfer, Stuttgart 1967.

bandes (DHV), und bis zum letzten regulären Verbandstag des DHV im Juni 1932 galt er als zukünftiger Nachfolger des DHV-Verbandsvorstehers Hans Bechly. Die mögliche Teilnahme Habermanns am „Führerkreis" der Gewerkschaften verdient aufgrund seiner politischen Position und gewerkschaftlichen Funktion eine nähere Betrachtung und Erklärung, auch wenn – oder gerade weil – er seit Mitte der dreißiger Jahre mit Leuschner und Kaiser den Kern einer gewerkschaftlichen Widerstandsgruppe bildete, an den Vorbereitungen für den 20. Juli beteiligt, in den Plänen für den Gewerkschaftsaufbau „nach Hitler" für wichtige Funktionen (Bildungsarbeit, Jugendbildung, Angestellte, Finanzen) vorgesehen und neben Jakob Kaiser als einer der beiden stellvertretenden Vorsitzenden benannt war. Nach der Festnahme durch die Gestapo am 30. Oktober 1944 beging Max Habermann in der Haftzelle Selbstmord.

Zwei Aspekten soll im Folgenden nachgegangen werden: 1. Anhand der einschlägigen Literatur soll überprüft werden, ob über die Beteiligung Max Habermanns am „Führerkreis" Klarheit zu gewinnen ist. 2. Anschließend wird die Frage diskutiert werden, ob die Beteiligung Max Habermanns am gewerkschaftlichen Widerstandszirkel um Jakob Kaiser und Wilhelm Leuschner – und darin liegt die eigentliche Problematik, die mit seiner gewerkschaftsorganisatorischen Herkunft und seinen gewerkschafts- und gesellschaftspolitischen Positionen verbunden ist – auf eine Indifferenz dieses Widerstandskreises gegenüber antisemitischen Positionen hindeutet.

II.

In gewissem Sinne Gleichgültigkeit gegenüber den am „Führerkreis" beteiligten Gewerkschaftsvertretern zeigt Hans Mommsen in seinem Aufsatz „Die deutschen Gewerkschaften zwischen Anpassung und Widerstand 1930–1944".[4] Zu den von ihm als „maßgebende Gewerkschaftsführer" apostrophierten Mitgliedern des gewerkschaftlichen „Führerkreises" rechnet er „Jakob Kaiser, Bernhard Otte und Adam Stegerwald für die christlichen Gewerkschaften, Wilhelm Leuschner, Theodor Leipart und Peter Graßmann für den ADGB und Anton Erkelenz, Max Habermann und Ernst Lemmer für die liberal-nationale Richtung". Mommsen geht es freilich um eine Erklärung des Kurses der Anpassung der ADGB-Führung an die „Ideologie der ‚nationalen Erhebung'"[5] und um die konzeptionelle Verortung des von Wilhelm Leuschner repräsentierten gewerkschaftlichen Widerstandes. Deshalb interessieren ihn die Teilnehmer des „Führerkreises" auch nicht weiter. Bei seiner Feststellung in dieser Sache beruft er sich im übrigen auf Gerhard Beiers Aufsatz „Einheitsgewerkschaft".[6]

4 Hans Mommsen, Die deutschen Gewerkschaften zwischen Anpassung und Widerstand 1930–1944, in: Vom Sozialistengesetz zu Mitbestimmung. Zum 100. Geburtstag von Hans Böckler. Hrsg. von Heinz-Oskar Vetter, Köln 1975, S. 275–299, hier S. 279, 289 f.

5 Ebd., S. 280.

6 Gerhard Beier, Einheitsgewerkschaft. Zur Geschichte eines Organisationsprinzips der deutschen Arbeiterbewegung, in: *Archiv für Sozialgeschichte* [künftig zitiert: *AfS*], Bd. 13 (1973), S. 207–242, hier S. 230.

Doch Beier vermerkt bei der politischen Zuordnung, daß dem „Führerkreis" Erkelenz, Habermann und Lemmer „als liberale bzw. nationale Gewerkschafter" angehörten. Das Adjektiv „liberal" dürfte wohl nicht, „national" indes auf jeden Fall Habermann zuzuordnen sein, auch wenn die Charakterisierung der von Max Habermann während der Weimarer Republik wesentlich mitgestalteten völkisch-nationalistischen Politik und antisemitischen Position des DHV mit diesem Epitheton kaum zutreffend gekennzeichnet wird.[7] Beier schränkt zwar in der Anmerkung die Gewißheit über die Teilnehmer des „Führerkreises" ein, wenn er bemerkt, daß „die Liste [...] womöglich nicht ganz zuverlässig" sei. Er hält aber an gleicher Stelle fest: „Auf jeden Fall haben Kaiser, Leuschner und Habermann zu diesem Kreis gehört."[8] Habermann gilt in diesem Aufsatz neben Leuschner und Kaiser als „wichtigstes Mitglied und rechter Flügelmann im ‚Führerkreis'"[9]. Beier stützt sich bei diesen Personenangaben auf die 1954 erschienene Dissertation von Rolf Thieringer.[10]

Als Teilnehmer des „Führerkreises" benennt nun Thieringer die freigewerkschaftlichen Vertreter Leuschner, Leipart und Graßmann sowie die christlichen Gewerkschafter Otte, Stegerwald und Kaiser, wobei er sich auf einen Vortrag von Jakob Kaiser aus dem Jahr 1951 stützt;[11] für die als Vertreter der „Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine" von Thieringer benannten „Führerkreis"-Teilnehmer, nämlich „Anton Erkelenz, Max Habermann [!] und Ernst Lemmer", wird indes keine Quelle angegeben. – Die Verweisreihe Mommsen-Beier-Thieringer und Verweise auf Äußerungen Jakob Kaisers führen also nicht weiter und bringen keine Klarheit, ob Max Habermann dem „Führerkreis" angehört hat. Die zum Teil falsche Etikettierung als Vertreter der national-liberalen Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine unterstreicht die Unsicherheit.

Aufklärung über die Mitglieder des „Führerkreises" bringen allerdings auch zwei neuere Publikationen nicht, von denen das vielleicht zu erhoffen gewesen wäre. Der von Peter Jahn bearbeitete Band 4 der „Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert"[12] versammelt die einschlägigen Dokumente zum „Führerkreis", versehen mit ausführlichen Annotationen. Bei den in Anmerkung 6

7 In einer späteren Publikation (Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaften 1933–1945, Köln 1981, S. 38) findet Beier zu der Charakterisierung: „ein alter Antisemit, der 1933 die Gleichschaltung der Gewerkschaften betrieben hatte".

8 Beier, Einheitsgewerkschaft (Anm. 6), S. 230. – Vgl. ferner Gerhard Beier, Zur Entstehung des Führerkreises der vereinigten Gewerkschaften Ende April 1933, in: *AfS*, Bd. 15, (1975), S. 365–392, hier S. 390, Anm. 128, und S. 392. – Die in diesem Aufsatz vorgenommene Rekonstruktion der „Vereinbarung" zum Führerkreis läßt die Vermutung zu, daß Max Habermann „ordentliches Mitglied des ‚Führerkreises'" war (S. 390, Anm. 128), listet ihn aber nicht als Unterzeichner der „Vereinbarung" auf (S. 392).

9 Beier, Einheitsgewerkschaft (Anm. 6), S. 234.

10 Ebd., S. 230, Anm. 145. – Rolf Thieringer, Das Verhältnis der Gewerkschaften zu Staat und Parteien in der Weimarer Republik. Die ideologischen Verschiedenheiten und taktischen Gemeinsamkeiten der Richtungsgewerkschaften. Der Weg zur Einheitsgewerkschaft, Tübingen 1954.

11 Vgl. ebd., S. 159, Anm. 755; der Vortrag von Kaiser, gehalten am 27. 11. 1951, ist als Auszug wiedergegeben in: Wolfgang Ehrlich, Aus der Vorgeschichte der Einheitsgewerkschaft, in: *Soziale Ordnung*, Jg. 5 (1951), Nr. 13, S. 3.

12 Vgl. Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Bd. 4: Die Gewerkschaften in der Endphase der Republik 1930–1933. Bearb. von Peter Jahn, hrsg. von Hermann Weber, Klaus Schönhoven und Klaus Tenfelde, Köln 1988 [künftig zitiert: Quellen 4].

des Dokuments 210[13] gegebenen Hinweisen auf die Teilnehmer des „Führerkreises" bzw. die Unterzeichner der „Vereinbarung" vom 28. April 1933 stützt sich Jahn vor allem auf Gerhard Beiers Aufsatz zum „Führerkreis" von 1975. Die von Beier aus der „Liste von Personen, die an der Beratung teilgenommen bzw. das Abkommen unterzeichnet haben können", übernommenen Namen sind wiederum für den ADGB: Leipart, Graßmann, Leuschner und Splied, für den Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften: Baltrusch, Behrens, Kaiser, Otte, Stegerwald, für den Verband der Deutschen Gewerkvereine: Lemmer. Ohne Begründung fehlt hier Max Habermann. Als Quelle für die Namen nennt Jahn, gestützt auf Beier,[14] Elfriede Kaiser-Nebgen, die sich ihrerseits auf eine Auskunft Jakob Kaisers in einem Gespräch im Februar 1954 bezog, angegeben in der unveröffentlichten Dissertation von Günther Scholz aus dem Jahr 1955.[15] Abgesehen von dem Hinweis auf die Unterzeichner und die Bestätigung durch Elfriede Nebgen bietet die Arbeit von Scholz keine weiteren Informationen über die Zusammensetzung des „Führerkreises". Max Habermann jedenfalls findet hier keine Erwähnung. Er taucht im übrigen, folgt man den Angaben im Namensregister, auch in dem von Peter Jahn bearbeiteten Quellenband, der die Geschichte der (freien) Gewerkschaften in der Endphase der Weimarer Republik dokumentiert, nicht auf.

Die zweite oben angesprochene Publikation ist der von Siegfried Mielke und Matthias Frese bearbeitete Band 5 dieser Quellenedition zur Gewerkschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, der „Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration" zum Gegenstand hat.[16] Zwar nimmt dieser Band die „Vereinbarung" über den „Führerkreis" der vereinigten Gewerkschaften" nochmals auf (Dok. 10), um u.a. die Beziehung dieser richtungsübergreifenden Verbindung zur „illegalen Reichsleitung" und zu späteren gewerkschaftlichen Widerstandsgruppen zu erörtern,[17] trägt aber zur Klärung der hier gestellten Frage nichts bei, zumal in dem Band beide Möglichkeiten – die Teilnahme und die Nichtteilnahme Habermanns am „Führerkreis" – offeriert werden.[18]

Im Vergleich zu diesen mitunter unklaren, ungeprüften und doppeldeutigen Aussagen über die Beteiligung Max Habermanns am „Führerkreis" sind die einschlägigen Biographien über Jakob Kaiser und Wilhelm Leuschner eindeutig. Weder bei Joachim G. Leithäuser[19] noch bei Erich Kosthorst[20] oder bei Elfriede Nebgen-Kaiser[21] wird eine

13 Ebd., S. 909–911.

14 Beier, Führerkreis (Anm. 8), S. 392, Anm. 143.

15 Quellen 4, S. 911 f., Anm. 6. – Günther Scholz, Äußerer und innerer Wandel der deutschen Gewerkschaftsbewegung und ihre Entwicklung seit ihrer Entstehungszeit bis zu ihrer Neugründung nach dem 2. Weltkrieg, unveröffentl. Diss., Marburg 1955, S. 182.

16 Vgl. Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Bd. 5: Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933–1945. Bearb. von Siegfried Mielke und Matthias Frese, hrsg. von Siegfried Mielke und Hermann Weber, Köln 1999 [künftig zitiert: Quellen 5].

17 Vgl. die Einleitung dieses Quellenbandes, S. 21 ff.

18 Einerseits wird Habermann als „ebenfalls dem ‚Führerkreis' angehörend" vermerkt (ebd., S. 25, Anm. 80) und mit Hinweis auf Thieringer als eines der „Mitglieder des Führerkreises" aufgeführt (S. 128, Anm. 3), andererseits erwähnt die Kurzbiographie (S. 292, Anm. 5) diese Beteiligung nicht, sondern bemerkt hinsichtlich der Kontakte zu Leuschner und Kaiser nur: „seit 1935 Kontakte zu Kaiser und Leuschner".

19 Joachim G. Leithäuser, Wilhelm Leuschner. Ein Leben für die Republik, Köln 1962, S. 104 ff., 179 f.

20 Erich Kosthorst, Jakob Kaiser. Der Arbeiterführer, Stuttgart 1967, S. 178.

21 Nebgen (Anm. 3).

Beteiligung von Habermann am „Führerkreis" angenommen. Während die Fortsetzung der Verbindung zwischen Leuschner und Kaiser auf die Zeit unmittelbar nach der Entlassung Leuschners aus dem Konzentrationslager am 10. Juni 1934 datiert wird,[22] wird – nach diesen Publikationen – Max Habermann in das sich um Leuschner und Kaiser bildende Kontaktnetz von Gewerkschaftern erst im Jahr 1935[23] einbezogen. Diese Feststellungen, die in jüngster Zeit von Tilman Mayer in seiner Einleitung zu einer Auswahl der Schriften Jakob Kaisers geteilt werden,[24] können sich im Prinzip auf verschiedene – mehr oder weniger präzise – Äußerungen Jakob Kaisers stützen.[25]

III.

Der Bezugspunkt der voranstehenden, etwas ausgreifenden Zusammenstellung der einschlägigen Forschungsliteratur liegt in den möglichen Schlußfolgerungen, die aus der Zusammensetzung des „Führerkreises" gezogen werden können. Als Beispiel sei hier Michael Prinz angeführt, der – gestützt auf die eingangs erwähnten Ausführungen Mommsens – hervorhebt: „Bezeichnenderweise vertrat in dem kurz vor der Gleichschaltung noch gebildeten Führerkreis der vereinigten Gewerkschaften Habermann vom DHV und nicht etwa Aufhäuser die Angestellteninteressen."[26] Für Prinz ist dieser – ungeprüft übernommene – Sachverhalt deshalb so bezeichnend, weil er zuvor auf die Rücktrittsforderung Leiparts an Aufhäuser im März 1933 hingewiesen hatte. Zwar kamen in dieser Forderung „tiefgreifende und letztlich unüberbrückbare Meinungsunterschiede über den der Lage angemessenen Kurs der Freien Gewerkschaften" zwischen AfA-Bund und ADGB zum Ausdruck, doch war Leiparts Aufforderung anscheinend von dem Hinweis begleitet, Aufhäuser sei unter den gegebenen Umständen als „Sozialist und Jude" für die Gewerkschaftsbewegung nicht mehr tragbar.[27]

Wie dem auch sei – bei so weitreichenden Schlußfolgerungen wäre eine Überprüfung des Sachverhaltes zu erwarten, zumal konkurrierende Positionen in der Literatur dargeboten werden. Zumindest einer Plausibilitätsprobe unterzieht Willy Buschak die Aussage Beiers, wenn dieser Max Habermann als DHV-Vertreter zum „Führerkreis" zählt.[28] Buschak hält Beiers Auffassung für „in hohem Maße unwahrscheinlich" und führt dazu aus: „Schließlich hatte sich der DHV erst im April 1933 freiwillig gleichgeschaltet und war aus dem Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften ausgetreten. Seine Taktik zielte sichtbar darauf ab, als deutsch-nationale Gewerkschaft eine Sonderbehandlung zu bekommen. Gerade eben erst hatte er die Brücken zur christlichen

22 Vgl. Leithäuser (Anm. 19), S. 158; Nebgen (Anm. 3), S. 39 f.
23 Vgl. Nebgen (Anm. 3), S. 50 ff.; ungenauer die Datierung bei Leithäuser (Anm. 19), S. 179 f.
24 Vgl. Mayer, Einführung (Anm. 1), S. 28, 38, 40.
25 Vgl. verschiedene Artikel Kaisers in der Werkauswahl von Mayer (Anm. 1), S. 180, 190, 305, 526, 531 f., 642 f.
26 Michael Prinz, Vom neuen Mittelstand zum Volksgenossen. Die Entwicklung des sozialen Status der Angestellten von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Zeit, München 1986, S. 99, Anm. 21.
27 Ebd., S. 98 f.
28 Buschak (Anm. 2), S. 38 ff. und S. 265, Anm. 75.

Gewerkschaftsbewegung abgebrochen. Höchst unwahrscheinlich, daß er sich nur einen Augenblick später an den Tisch setzen würde, von dem er gerade aufgestanden war."[29]

Abgesehen davon, daß der DHV nicht Mitglied des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften war, bei dem es sich um den Zusammenschluß der christlichen Arbeitergewerkschaften handelte, sondern des Gesamtverbandes Deutscher Angestellten-Gewerkschaften (Gedag), den er im April 1933 verließ, dürfte der DHV – wie Buschak zutreffend betont – zu diesem Zeitpunkt sicherlich nicht an einer Kooperation interessiert gewesen sein, wie sie der „Führerkreis" intendierte. Doch Max Habermann war in der zweiten Aprilhälfte auch nicht mehr offizieller Repräsentant des DHV, sondern nach der weitgehenden personellen Gleichschaltung der DHV-Führungsspitze seit dem 10. April seiner Funktionen im DHV enthoben. Verpflichtungsfähig für den DHV hätte Habermann an der „Führerkreis-Vereinbarung" demnach wohl kaum mitarbeiten können.

Für die Entscheidung über die hier diskutierte Frage der Beteiligung Max Habermanns am „Führerkreis" kann indes eine einfachere Lösung angeboten werden. Die im April 1933 vorbereitete Vereinigung der drei Richtungsgewerkschaften betraf – berücksichtigt man die Teilnehmer und die vertretenen Organisationen – nur die jeweiligen Arbeitergewerkschaften.[30] Eine Teilnahme Max Habermanns als einziger Vertreter einer – dazu noch nationalistisch-antisemitisch exponierten – Angestelltengewerkschaft hätte mit Sicherheit das Gleichgewicht zwischen den Verbänden gestört und vielleicht sogar die Kompromißbereitschaft der Funktionäre der freien Gewerkschaften überstrapaziert.

IV.

Damit ist – wenn auch nicht für den April 1933, sondern für das Jahr 1935 – noch der Frage nachzugehen, welche gewerkschafts- und gesellschaftspolitische Position Max Habermann Anfang und Mitte der dreißiger Jahre vertrat und was deren Integration in den „Leuschner-Kaiser-Kreis" für die gewerkschafts- und gesellschaftspolitische Orientierung bedeutet haben könnte.

Um die von Habermann vertretene gesellschaftspolitische Position zu skizzieren, soll vor allem auf zwei Schriften eingegangen werden: seine als Broschüre publizierte Rede „Stand und Staat" von 1931 und seine nicht veröffentlichte Geschichte des DHV in der Weimarer Republik von Anfang 1934.[31]

29 Ebd., S. 265, Anm. 75.

30 Vgl. auch einen entsprechenden Hinweis bei Beier, Führerkreis (Anm. 8), S. 374, Anm. 21.

31 Max Habermann, Stand und Staat. Eine Rede an die junge Mannschaft des DHV, Hamburg 1931; ders. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband im Kampf um das Reich 1918–1933. Ein Zeugnis seines Wollens und Wirkens, Februar 1934 [künftig zitiert: Habermann, DHV 1918–1933]; hierbei handelt es sich um ein Typoskript, das sich im Archiv des heutigen DHV in Hamburg befindet. – Eine Kopie wurde mir freundlicherweise von Herrn Jörg Hebsacker, Verbandsvorsitzender des DHV, zur Verfügung gestellt. – Diese DHV-Geschichte ist der Versuch einer Loyalitätserklärung gegenüber dem nationalsozialistischen Staat, indem die Gemeinsamkeit zwischen DHV und NS-Bewegung hervorgehoben und zugleich ein als zwangsläufig gedeutetes Scheitern des DHV begründet wird. Zur Broschüre „Stand und Staat" vgl. Hamel (Anm. 3), S. 246 ff.

In „Stand und Staat" entwickelt Habermann ein gegen die „Massendemokratie" der Weimarer Republik, gegen Parteien, Parlamentarismus und Demokratie gerichtetes organizistisches Gesellschafts- und Staatsverständnis.[32] In dessen Mittelpunkt stehen als „Organe einer natürlichen Volksordnung [...] die Stände, in die das soziale Leben der Nation gespannt" sei.[33] Eine in Stände gegliederte Gesellschaft bedurfte bei Habermann eines starken Staates, „der sie [die Stände] in seine Zucht nehmen kann". Dem Staat wurde dabei die Aufgabe zugewiesen, „die mannigfachen Strebungen und Interessen unter die Lebensnotwendigkeit des Ganzen zu stellen", während „die Stände als große Erziehungsgemeinschaft zum Volke wirksam sind". Ziel dieser Konstruktion sollte es sein „aus dem Massenvolk der Zivilisation ein Staatsvolk zu machen, indem alle Kräfte letzten Endes hingeführt werden auf das eine Ziel: Größe und Ehre des deutschen Volkes und des deutschen Staates".[34] Von dieser Position her kann Habermann auch die antidemokratische Forderung Hitlers nach „vier Jahren ungestörten Arbeitens" angesichts der Reichstagswahlen am 5. März 1933 als mutig bewundern.[35]

Eingebettet wurde diese antiparlamentarische Position eines Beziehungsgefüges von Stand, Staat und Volk/Nation in eine gegen die Moderne gerichtete Zivilisationskritik, die auf einem „völkisch-kulturellen Antisemitismus" aufbaute.[36] Die freien Gewerkschaften wurden unter dem Einfluß eines „artfremden Literatentum[s]" gesehen, während für den DHV hervorgehoben wurde, daß er sich „ohne den Beistand eines artfremden Lehrgebäudes und ohne jüdisches Ressentiment [hatte] entwickeln können".[37] Zu noch deutlicheren Formulierungen findet Habermann in seiner DHV-Geschichte, wenn er u. a. fixierte, daß die sozialistische Angestelltenbewegung nach dem Weltkrieg „unter die Fuchtel des [...] Juden Aufhäuser" geraten sei, oder, bezogen auf die Wirtschaftsunternehmen des DHV, betonte, daß es sich um „unternehmerische Angriffe auf jüdische und internationale kapitalistische Vormachtstellungen" gehandelt habe.[38] Von dieser Charakterisierung des AfA-Bund-Vorsitzenden Siegfried Aufhäuser her und von der Vorstellung, daß der Marxismus in den freien Gewerkschaften Folge des Einflusses „eines bluts- und artfremden internationalen Literatentums" sei, hatte Habermann im Februar 1933 „die freien Gewerkschaften am Scheidewege: Leipart oder Aufhäuser" gesehen.[39]

32 In seiner DHV-Geschichte (S. 20) pointiert Habermann diese Position dahin: „Aus den vielen Zeugnissen des DHV von 1919 bis 1933 läßt sich seine Geringschätzung des demokratischen Parteienregiments beweisen."

33 Habermann, Stand und Staat (Anm. 31), S. 8.

34 Ebd., S. 30.

35 Max Habermann, Reichskanzler Adolf Hitler, in: *Deutsche Handels-Wacht* [künftig zitiert: *DHW*], Jg. 40 (1933), Nr. 3, 13. 2. 1933, S. 29–31, hier S. 31.

36 Zur Form des Antisemitismus des DHV in der Weimarer Republik vgl. Hamel (Anm. 3), S. 157–167, Zitat S. 165; auch Heinrich August Winkler, Die deutsche Gesellschaft der Weimarer Republik und der Antisemitismus als „Blitzableiter", in: Vorurteil und Völkermord. Entwicklungslinien des Antisemitismus. Hrsg. von Wolfgang Benz und Werner Bergmann, Bonn 1997, S. 341–362, hier S. 354 f.

37 Habermann, Stand und Staat (Anm. 31), S. 19.

38 Habermann, DHV 1918–1933, S. 12, 53. – In dieser Publikation finden sich eine Vielzahl antisemitischer Formulierungen, mit denen Habermann den DHV in die Nähe der nationalsozialistischen Bewegung zu stellen bemüht war.

39 Habermann, Reichskanzler Adolf Hitler, in: *DHW*, Jg. 40 (1933), Nr. 3, 13. 2. 1933, S. 30.

Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband und nationalsozialistische Bewegung galten Habermann in seiner Geschichte als „wesensgleiche Ansätze", wenn er resümierte: „In ihrer Ablehnung des jüdischen Einflusses, im leidenschaftlichen Kampf gegen den Marxismus und in einer durch und durch sozialen Haltung deckten sich die Grundlagen des Nationalsozialismus mit dem Gesetz, nach dem der DHV angetreten war."[40] Von daher wertete Habermann den DHV, bezogen auf den Nationalsozialismus, als „am meisten Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut", während er gleichzeitig die Eingliederung des DHV in die DAF als eine notwendige Niederlage des Angestelltenverbandes verstanden wissen wollte.[41]

V.

Was machte nun Max Habermann zu einem Kooperationspartner von Jakob Kaiser und Wilhelm Leuschner? Und wie weit gingen Habermanns gesellschafts- und gewerkschaftspolitische Vorstellungen ein in die von Leuschner und Kaiser vertretenen Konzeptionen für ein Deutschland „nach Hitler"?

Eine zuverlässige Antwort auf diese Frage scheint angesichts der dürftigen Quellenlage kaum möglich. Doch läßt sich zumindest die (mögliche) Problematik dieser Kooperation etwas genauer charakterisieren.

Nach Angaben von Elfriede Nebgen nahm Habermann erst Anfang 1935 Kontakt mit Jakob Kaiser auf und beteiligte sich seit 1936 an den Diskussionen und Planungen Leuschners und Kaisers.[42] Denn zunächst stand er auch nach seinem unfreiwilligen Ausscheiden aus dem DHV im April 1933 dem NS-Regime keineswegs ablehnend gegenüber, sondern sah darin, wie seine DHV-Geschichte erkennen läßt, den – gegen die Weimarer Republik gerichteten – von ihm erhofften (und nun anscheinend auch erstrebten) politischen Neuanfang, für den er bereits vor 1933 (vergeblich) eine Bündnis zwischen Brüning und Hitler zu vermitteln versucht hatte. Angeblich zog er „den endgültigen Trennungsstrich [...], als er in den Maßnahmen vom 30. Juni 1934 die Manifestierung des Gewaltstaates erkannte".[43] Darauf, daß Habermann keineswegs ohne Einfluß im Leuschner-Kreis gewesen sein wird, verweist nicht zuletzt die Personalplanung für die „Deutsche Gewerkschaft", die die DAF nach einer Überwindung des NS-Regimes ersetzen sollte.

Habermann war, wie bemerkt, nach diesen Plänen neben Kaiser für einen der beiden Posten der stellvertretenden Vorsitzenden vorgesehen, und in der Reichsleitung dieser mit Zwangsmitgliedschaft ausgestatteten Organisation sollte er für drei Abteilungen verantwortlich sein: für Finanzverwaltung, Angestelltenfragen sowie Schulung und

40 Habermann, DHV 1918–1933, S. 65, 75.

41 Ebd., S. 79. – Die Charakterisierung Elfriede Nebgens (Anm. 3), S. 96, Habermanns „Bildungswille für seinen Verband [war] aber fern von völkischer und nationalistischer Haltung, wie sie manchen Vertretern seiner damaligen Organisation eigen war", bedarf zweifellos einer Korrektur.

42 Vgl. Nebgen (Anm. 3), S. 50 ff.

43 Leber (Anm. 3), S. 100.

Bildung; schließlich sollte er bei den einzurichtenden „Industriegruppen" die Personalvorschläge für die Angestelltengruppe machen.[44]

Vielleicht kann als Ausgangspunkt der Zusammenarbeit Max Habermanns mit Jakob Kaiser und Wilhelm Leuschner am ehesten die Vereinbarung des „Führerkreises" angenommen werden – auch oder gerade weil in dieser Erklärung die Elemente überwiegen, „die den Text zu einem Dokument der freiwilligen Gleichschaltung und limitierten Unterwerfung" machen, aber kaum zu einem des kommenden Widerstandes.[45] Parteipolitische Ungebundenheit der Einheitsgewerkschaft, Unterordnung der gewerkschaftlichen Interessenvertretung unter das Ziel der „Förderung eines gesunden Staates und Volkes", Anerkennung der christlichen Grundlagen von Gesellschaft und Staat waren Essentials,[46] die Kaiser und Leuschner im April 1933 mitgetragen haben und die für Max Habermann Mitte der dreißiger Jahre sicherlich auch akzeptabel waren. Hans Mommsen hat im Hinblick auf die von Leuschner (und auch Kaiser) vertretenen Vorstellungen einer Einheitsgewerkschaft als „Auffangorganisation für die Deutsche Arbeitsfront" bereits festgestellt: „Leuschner scheint – unter dem Einfluß Goerdelers, aber auch auf Grund der vielfach bezeugten Ansicht, daß die deutsche Arbeiterschaft mit der Institution der ‚Deutschen Arbeitsfront' zufrieden war – ernsthaft den Gedanken verfolgt zu haben, der Gewerkschaft in der neuen staatlichen Ordnung eine ausschlaggebende Stellung zu verschaffen und auf eine politische Parteibildung zu verzichten."[47] Und anscheinend war Leuschner auch gegenüber Vorstellungen, die „in Richtung eines demokratischen Ständestaates" gingen, aufgeschlossen.[48] Derartige Positionen und Vorstellungen boten Anknüpfungspunkte zu Habermanns Ablehnung der parlamentarischen Parteiendemokratie und seine Vorstellungen zu „Stand und Staat". Sie können Eckpunkte einer gewerkschaftspolitischen Konzeption und eines Gesellschafts- und Verfassungsverständnisses gewesen sein, die seit Mitte der dreißiger Jahre diskutiert und bis zum „20. Juli" entwickelt wurden und die sich von der Parteiendemokratie der Weimarer Republik ebenso distanzierten, wie sie von der späteren Konzeption des Grundgesetzes entfernt waren.

VI.

Es bleibt hier noch zu fragen, ob auch der von Habermann im DHV vertretene und in seinen Bildungsaktivitäten[49] geförderte (völkisch-kulturelle) Antisemitismus zu den „akzeptierten" Elementen der Kooperation gehörte.

44 Vgl. „Spiegelbild einer Verschwörung". Die Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in der SD-Berichterstattung. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt. Hrsg. von Hans-Adolf Jacobsen, Bd. 1, Stuttgart 1984, S. 383–386.

45 Beier, Lehrstück (Anm. 1), S. 41; mit etwas anderer Akzentuierung Beier, Illegale Reichsleitung (Anm. 2), S. 23; ferner Buschak (Anm. 2), S. 41.

46 Das Dokument (u. a.), in: Quellen 4, S. 909–911.

47 Hans Mommsen, Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes, in: Widerstand im Dritten Reich. Probleme, Ereignisse, Gestalten. Hrsg. von Hermann Graml, Frankfurt a. M. 1994, S. 14–91, hier S. 77.

48 Ebd., S. 78.

49 Vgl. Hamel (Anm. 3), S. 123–145.

Zwar läßt sich gegen Ende der Weimarer Republik bei den freien Gewerkschaften eine Anpassung an die von der NSDAP erfolgreich propagierte nationalistische Ideologie feststellen. Vielzitierte Beispiel hierfür sind die Bernauer Rede Theodor Leiparts vom 14. Oktober 1932,[50] aber vor allem die Anpassungspolitik des unter Druck geratenen ADGB nach der Reichstagswahl am 5. März 1933, die im Aufruf zum von der NS-Regierung zum „Tag der nationalen Arbeit" umgefälschten 1. Mai kulminierte. Bezogen auf den gegen Ende der Weimarer Republik anwachsenden Antisemitismus stellt indes Hans-Helmuth Knütter fest, daß „antisemitische Tendenzen innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung [...] selbst in der Zeit unmittelbar vor der nationalsozialistischen Machtergreifung nicht wieder aufgelebt" sind"[51] – eine Einschätzung, die auch in neuerer Literatur geteilt wird.[52] Die freien Gewerkschaften sind auch im März 1933 nicht offen zum Antisemitismus „übergelaufen". Doch gibt es einige Anzeichen dafür, daß auch in diesem Punkt eine Anpassungspolitik einsetzte und eine eindeutige Orientierung der Mitglieder und Gewerkschaftsfunktionäre vermieden wurde. Hinweise darauf geben der nicht verhinderte Rücktritt Siegfried Aufhäusers als AfA-Bund-Vorsitzender und Entlassungen von jüdischen Gewerkschaftsangestellten,[53] aber auch die erstaunliche Wort- und Kommentarlosigkeit beispielsweise der „Gewerkschafts-Zeitung" des ADGB gegenüber den nach dem 30. Januar 1933 rasch zunehmenden antisemitischen Aktionen der NS-Bewegung. Selbst der Aufruf zum Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933 führte zu keiner Reaktion im ADGB-Organ.

Ob die abnehmende Eindeutigkeit, gegenüber einer antisemitischen Politik Stellung zu nehmen, jede Form von Rassismus abzulehnen und religiöse Tolerenz nicht nur für christliche Religionen zu verlangen, auch „Geschäftsgrundlage" für die Kooperation von Leuschner, Kaiser und Habermann war, läßt sich nicht beurteilen. Ebensowenig ist zuverlässig bekannt, ob Max Habermann seine antisemitische Einstellung nach 1934 korrigierte.[54] Einer der wenigen Hinweise in dieser Sache ist die Erwähnung einer Denkschrift, die Kaiser, Habermann und Leuschner vermutlich 1936 für Generaloberst von Fritsch verfaßten. In dieser Denkschrift wurde – nach den Angaben von Elfriede Nebgen – darauf hingewiesen, „daß zwei Gruppen von dem neuen Staat am unwürdigsten behandelt worden seien und noch behandelt würden: die freie Arbeiterschaft und die Juden", und daß die Nürnberger Gesetze „jeden verantwortlichen Soldaten

50 Theodor Leipart, Die Kulturaufgaben der Gewerkschaften. Vortrag in der Aula der Bundesschule in Bernau am 14. Oktober 1932, Berlin 1932.

51 Hans-Helmuth Knütter, Die Linksparteien, in: Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik. Hrsg. von Werner E. Mosse, Tübingen 1965, S. 323–345, hier S. 344.

52 Vgl. Reinhard Rürup, Sozialdemokratie und Antisemitismus im deutschen Kaiserreich, in: Micha Brumlik, Doron Kiesel und Linda Reisch, Der Antisemitismus und die Linke, Frankfurt a. M. 1991, S. 17–32, hier S. 19: „Man könnte diese Linie sogar in die Weimarer Republik weiterziehen, wo es vor allem in der Endphase innerhalb der SPD Klagen über antijüdische Vorurteile zum Beispiel in der Gewerkschaftsführung gab und über die Neigung, Konzessionen gegenüber dem Antisemitismus zu machen, aber das blieben ausgesprochene Randerscheinungen, wie selbst die innerparteilichen der innergewerkschaftlichen Kritiker betonten." Ferner auch: Rosemarie Leuschen-Seppel, Arbeiterbewegung und Antisemitismus, in: Antisemitismus. Von religiöser Judenfeindschaft zur Rassenideologie. Hrsg. von Günter Brakelmann und Martin Rosowski, Göttingen 1989, S. 77–96, hier S. 93.

53 Vgl. Beier, Illegale Reichsleitung (Anm. 2), S. 33 f.

54 Auf die konträre Einschätzung von Elfriede Nebgen (Anm. 3), S. 96, wurde oben bereits hingewiesen.

aufs tiefste berühren mußten".[55] Die „Kaltenbrunner-Berichte" weisen zwar ausführlich auf die Ablehnung der Vernichtungspolitik des nationalsozialistischen Regimes und dessen Umgangs mit der „Judenfrage" als wichtiges Motiv für die Entscheidung, sich am Widerstand gegen das NS-System zu beteiligen, hin und zeigen auch unterschiedliche Einstellungen auf.[56] Den Berichten läßt sich jedoch kein Hinweis auf die Haltung und die Forderungen der gewerkschaftlichen Widerstandsgruppe um Leuschner entnehmen. Die Schwierigkeit, die Haltung und Politik des gewerkschaftlichen Widerstandes zum Antisemitismus und zur „Judenfrage" bestimmen zu können, verdeutlicht auch der jüngst erschienene, von Mielke und Frese bearbeitete Quellenband „Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933–1945".[57] Sein – auf der Grundlage der im Band versammelten einschlägigen Dokumente zu Widerstand und Emigration erstelltes – Register enthält kein zu diesem Themenbereich spezifisches Stichwort (Antisemitismus, Judenfrage, Judenverfolgung, Nürnberger Gesetze, Rassismus usf.).

VII.

Die oben gestellte Frage findet zunächst keine Antwort. Doch sollte das tragische Schicksal von Max Habermann und Wilhelm Leuschner nicht dazu verleiten, sie, aus falsch verstandener Pietät, nicht weiterhin zu stellen. Auch hier kann gelten, was Ulrich Borsdorf vor einigen Jahren angesichts des Nutzens für die Gewerkschaften aus „der Hinwendung intellektueller Schichten zur Arbeiterbewegung" – unter denen „im übrigen nicht von ungefähr viele Juden" waren – angemahnt hat: „ob nicht die freien Gewerkschaften – die christlichen waren, gelinde ausgedrückt, so völkisch-national, daß dies ohnehin nicht in Frage kam – gegenüber dieser Gruppe in ihrem Verhalten 1932/33 noch ein eigenes Schuldkonto offen haben".[58]

55 Nebgen (Anm. 3), S. 57; vgl. auch Peter Hoffmann, Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, München 1969, S. 52.

56 Vgl. „Spiegelbild einer Verschwörung" (Anm. 44), S. 449 f., 471–474.

57 Vgl. Quellen 5.

58 Ulrich Borsdorf, Gewerkschaften und Geschichte. Ein Nachwort mit bibliografischen Anmerkungen, in: Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945. Hrsg. von Ulrich Borsdorf, Köln 1987, S. 499–535, hier S. 516 f.

Von der Textilarbeiterin zur Stellvertretenden Volkskammerpräsidentin

Grete Groh-Kummerlöw – eine weibliche Karriere in der DDR

Von Sigrid Koch-Baumgarten

Als Grete Groh-Kummerlöw am 16. Februar 1980 mit 71 Jahren verstarb, lag eine steile gewerkschaftlich-politische Karriere in der DDR hinter ihr. Sie brachte die ungelernte Textilarbeiterin nicht nur in Führungspositionen beim FDGB, sondern bis ins Präsidium der Volkskammer. Als hochdekorierte[1] Spitzenfunktionärin schaffte Grete Groh-Kummerlöw als eine der wenigen Ausnahmefrauen den Aufstieg in die vornehmlich männliche politisch-administrative Machtelite der DDR,[2] wenngleich sie von deren hartem Kern weiterhin ausgeschlossen blieb. Wo lagen die Grundlagen für diese ungewöhnliche „weibliche" Karriere? Im folgenden Artikel wird auf der Basis von Selbstzeugnissen (insbesondere Erinnerungen und Lebensläufen[3]) versucht, die Fundamente dieser Frauenkarriere zu rekonstruieren, deren zentralen Wurzeln in die Weimarer Republik zurückreichen.

Konstruktionen in biographischen Selbstzeugnissen

Selbstredend läßt sich mit Selbstzeugnissen und einem Kontextwissen aus der Sekundärliteratur ein „life as lived"[4] nicht reproduzieren. Autobiographische Dokumente weisen

1 Die Grete Groh-Kummerlöw verliehenen zahlreichen Auszeichnungen und Orden reichten von diversen Ehrennadeln von DDR-Massenorganisationen wie dem Demokratischen Frauenbund Deutschlands oder der Liga für Völkerfreundschaft über die Fritz-Heckert-Medaille des FDGB, den Vaterländischen Verdienstorden der DDR (alle in Gold) bis zur höchsten Auszeichnung der DDR: dem Karl-Marx-Orden. Vgl. die Listen der Auszeichnungen im Nachlaß Grete Groh-Kummerlöw bei der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv [künftig zitiert: SAPMO-BArch], NY 4421/1, 16, 18-20, 34. Ferner: Grete Groh-Kummerlöw, in: Biographisches Handbuch der SBZ/DDR 1945–1990. Hrsg. von Gabriele Baumgartner und Dieter Hebig, München u. a. 1996, S. 246; Portrait Groh-Kummerlöw, in: Plauener Arbeiter ausgebeutet und verfolgt. Persönlichkeiten der revolutionären Arbeiterbewegung, Kämpfer gegen Faschismus und für ein Leben in Frieden und Wohlstand. Hrsg. von der SED-Kreisleitung Plauen, Kommission zur Erforschung der örtlichen Arbeiterbewegung, Plauen 1985, S. 15–17.

2 Anne Hampele, „Arbeite mit, plane mit, regiere mit" – Zur politischen Partizipation von Frauen in der DDR, in: Frauen in Deutschland 1945–1992. Hrsg. von Gisela Helwig und Hildegard M. Nickel, Bonn 1993, S. 281–320, hier 289–291; Sabine Ross, Verhinderter Aufstieg, in: Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR. Hrsg. von Peter Hübner, Köln, Weimar und Wien 1999, S. 147–167.

3 Im Nachlaß Grete Groh-Kummerlöw bei der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin [künftig zitiert: SAPMO-BArch], NY 4421. U. a. Redemanuskript Groh-Kummerlöws: Zum 100. Geburtstag W. I. Lenins (10. 4. 1970), in: ebd., NY 4421/55; Grete Groh-Kummerlöw, Im Zeichen der verschlungenen Hände. Die Gewerkschaften halfen, die Einheit der Arbeiterklasse herzustellen, in: Aufbruch in unsere Zeit. Erinnerungen an die Tätigkeit der Gewerkschaften von 1945 bis zur Gründung der Deutschen Demokratischen Republik, 2. Aufl., Berlin 1976, S. 50–56.

4 Jerome Bruner, The Autobiographical Process, in: Biographical Research. Schwerpunktheft *Current Sociology*. Ed. by Daniel Simeoni and Marco Diani, Jg. 43 (1995), H. 2/3, S. 161–177, hier S. 161.

eine duale Aussagestruktur auf. Neben dem Sachkern lebensgeschichtlicher Daten (vom Geburtsdatum über Arbeitsorte bis zu Organisationsmitgliedschaften und -funktionen) enthalten sie auch lebensgeschichtliche Deutungen, nachträgliche Sinngebungen und Legitimationen, kurz: Selbstinszenierungen als subjektiv-kollektive Konstruktionen.[5] Es ist die untersuchte historische Person selbst, die in die autobiographischen Überlieferungen einen „roten Faden" einzieht, die ein Lebensmuster, einen Karriereweg, einen Lebenssinn konstruiert. Diese Konstruktionen sind partiell kontextabhängige, bewußte und intentionale (zweckbestimmte) Inszenierungen – und daher auch im Zeitverlauf und/oder differenten Entstehungskontexten wandelbar. So sind die Überlieferungen zu Grete Groh-Kummerlöws Lebensweg beispielsweise im Zusammenhang einerseits von Bewerbungen für politisch-professionelle Funktionen in der DDR entstanden. Es liegt auf der Hand, daß hier durchaus zweckrational Karrieremuster gewoben werden, die an die Idealvorstellungen der Aufbaugeneration der SED und an die politischen Anforderungen der faktischen Elitenrekrutierung in der DDR angepaßt wurden. Außerdem entstanden „Erinnerungen" im Kontext der SED- bzw. FDGB-Geschichtsaufbereitung,[6] so daß sie ideologische Vorgaben der SED-Geschichtsbetrachtung berücksichtigten und kollektive DDR-Geschichtsbilder oder Wertorientierungen reproduzierten.

Andererseits ist Erinnerungsarbeit ein nicht restlos ideologisch (fremd-) oder rational (eigen)steuerbarer Prozeß. In die autobiographischen Rückblicke fließt auch Un- oder Vorbewußtes ein. Die Selbstinszenierungen können innerpsychischen Konflikten Ausdruck verleihen; sie sind durch Verdrängungen, Auslassungen – insbesondere in Deutschland mit seiner gebrochenen Geschichte zweier deutscher Diktaturen – oder „neurotische Illusionen"[7] geprägt. In den Selbst- und Weltdeutungen, in selektiven Wahrnehmungen sind sie darüber hinaus Ausdruck verinnerlichter Normen und Einstellungen (etwa zu Geschlechtsrollen, zu Parteifunktionen), die aus kollektiven Wertsystemen (einer sozialen Gruppe, eines soziokulturellen Milieus) gespeist worden sind. Sie spiegeln in ihren nachträglichen Sinnkonstruktionen gleichermaßen ein „tragendes Regelgerüst eines individuellen Lebens" als auch eine „kulturelle Normalform". Denn die „verborgene Gefügeordnung" der individuellen Biographie macht „Anleihen bei den sozial angebotenen Formularen subjektiven Lebens".[8] Autobiographische Dokumente verschränken daher individuelle und kollektive Orientierungen genauso wie biographische Realgeschichte und Konstruktion. Beide sollen in der folgenden Darstellung berücksichtigt werden. Gerade bei der Analyse der Bedeutung von Geschlecht für den

5 Vgl. ebd.; zum aktuellen Überblick über die Biographieforschung generell: Prue Chamberlayne u. a., The Turn to Biographical Methods in Social Science. Comparative Issues and Examples, London and New York 2000; Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Hrsg von Wolfram Fischer-Rosenthal und Peter Ahlheit, Opladen 1995.

6 Die ausführlichen „Erinnerungen vom Kampf um die Einheit der Arbeiterklasse" (zwei Fassungen 1965) entstanden auf Aufforderung des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Siehe SAPMO-BArch, NY 4421/55.

7 Peter Sloterdijk, Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographien der 20er Jahre, München und Wien 1978, S. 11; Prue Chamberlayne (Anm. 5), S. 6; Wolfram Fischer-Rosenthal, Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten, in: Biographien in Deutschland (Anm. 5), S. 43–86.

8 Heinz Bude, Deutsche Karrieren, Frankfurt a. M. 1987, S. 76–81, 104–110; Zitate S. 76 f., 81.

Biographieverlauf erweist sich die Einbeziehung der biographischen Konstruktionen als aussagekräftig.

Lehrjahre in der „Universität des Klassenkampfs"

Margarete Gertrud (genannt Grete) Groh wurde am 6. Februar 1909 als siebtes von neun Kindern einer Arbeiterfamilie in Plauen im Vogtland geboren. In der Region dominierte die – auf Spitzen und Stickereien spezialisierte, in der Weimarer Republik krisengeschüttelte – Textilindustrie, in der (weibliche) Heimarbeit vor dem Ersten Weltkrieg weit verbreitet war und die Beschäftigung von Frauen generell expandierte.[9] Auch die Mutter Grete Grohs arbeitete als Heimarbeiterin; die Tochter wurde bereits als Kind und Schülerin zur Mitarbeit herangezogen. Mit den in der Heimarbeit erworbenen Qualifikationen wurde sie direkt im Anschluß an die achtjährige Volksschule mit vierzehn Jahren ungelernte Industriearbeiterin in einem Plauener Textilbetrieb, „um möglichst gleich viel Geld zu verdienen, [und] weil es auch die Mutter so wollte".[10] Dieser frühe Arbeitsbeginn ohne formale – bzw. anerkannte – Ausbildung war typisch für eine Textilarbeiterinnenkarriere in der Zeit der Weimarer Republik,[11] er eröffnete weder Aufstiegs- noch überhaupt berufliche Entwicklungsmöglichkeiten in den geschlechtshierarchischen Textilbetrieben. Er war gleichermaßen typisch für geschlechtsspezifische Sozialisationsprozesse, die Männer für die lebenslange Erwerbsarbeit und Frauen für die Haus- und Erziehungsarbeit vorbereitete und daher keine Investitionen in die Qualifikation weiblicher Arbeitskraft vorsahen. Auch in der Familie Groh erhielt als einziger ein Bruder eine Facharbeiterausbildung als Maurer.[12] Grete Grohs eigentlicher, aber nicht verwirklichter Berufswunsch soll Kindergärtnerin oder Krankenschwester gewesen sein,[13] der bei der weiblichen Berufswahl in der Weimarer Republik generell stark nachgefragt wurde.[14]

Mit dem Berufseintritt eröffneten sich der später als überdurchschnittlich intelligent beurteilten[15] jungen Textilarbeiterin zwar keine Karrieremöglichkeiten, diese konnte sie nur außerhalb des professionellen Tätigkeitsfeldes in der gewerkschaftlich-politischen Arbeit finden. Aber Grete Groh wurde in den feminisierten Textilbetrieben in ein

9 Hans von Langermann, Zur sozialen Lage der sächsischen Textilarbeiter im Handelskammerbezirk Plauen i. V., München 1909, S. 57; Horst Fröhlich u. a., Plauen und das mittlere Vogtland, Berlin 1986.

10 Lebenslauf G. Groh-Kummerlöw vom 15. 7. 1951, in: SAPMO-BArch, NY 4421/1. Darauf beziehen sich auch die folgenden biographischen Daten, sofern nicht anders angemerkt.

11 Kathleen Canning, Languages of Labor and Gender. Female Factory Work in Germany, 1850–1914, Ithaca and London 1996, S. 256.

12 Wie Anm. 10.

13 Eveline Barsch, Grete Groh-Kummerlöw. Sie überzeugte mit ihrem Beispiel, in: Wegbereiter. 32 Porträtskizzen. Hrsg. von Heinz Deutschland und Ernst E. Lange, 2. Aufl., Berlin 1988, S. 197–208, hier S. 200.

14 Vgl. Karen Hagemann, Ausbildung für die „weibliche Doppelrolle". Berufswünsche, Berufswahl und Berufschancen von Volksschülerinnen in der Weimarer Republik, in: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Frauen und Männern. Hrsg. von Karin Hausen, Göttingen 1993, S. 214–235.

15 Abschlußbeurteilung 10. Lehrgang Landesparteischule Fritz Heckert, 2. 5. 1949 (gez. Haman), in: SAPMO-BArch, DY 34/26227.

intaktes weibliches sozial-moralisches Arbeitsmilieu integriert. Textilarbeiterinnen entwickelten eine ausgeprägte Berufsidentifikation und einen ausgeprägten Berufsstolz. Sie bauten stabile, intensive und solidarische Sozialbeziehungen, *solidarity networks,* am Arbeitsplatz auf, die nicht nur auf gemeinsamen Arbeitserfahrungen, sondern auch auf Erfahrungen von und die Kommunikation über „romance and rivalry, pregnancy, birth, illicit abortia, illness, death, and widowhood, the vigors of everyday life, the demands of the double burden on women's time and bodies" basierten.[16] In diesem Kontext entstanden Freundschaften und Loyalitäten am Arbeitsplatz, außerdem eine ungewöhnlich hohe Konfliktbereitschaft und Gewerkschaftsorientierung der Textilarbeiterinnen. In der Textilindustrie der Weimarer Republik lagen die weiblichen gewerkschaftlichen Organisationsraten mit 30 Prozent sogar über jenen der Männer (24,5 Prozent).[17] Der Deutsche Textilarbeiterverband (DTAV) wies den höchsten weiblichen Mitgliederanteil (zwischen 57 und 67 Prozent) der im übrigen hoffnungslos maskulinen Gewerkschaftsorganisationen des ADGB auf. Ihm kam außerdem bei der Entwicklung einer frauenspezifischen Gewerkschaftspolitik (etwa Aufbau eigener Frauengremien und -kongresse, Artikulation besonderer Frauenforderungen) eine Pionierrolle zu.[18] In Plauen hatten der DTAV-Ortsgruppe 1919 fast dreimal so viele Frauen (9287) wie Männer (3310) angehört. 1925 (im Jahr von Grete Grohs Gewerkschaftsbeitritt) gab es in Plauen trotz des gravierenden weiblichen Mitgliederrückgangs, der reichsweit im Zeitraum von 1919 bis 1925 75 Prozent betrug, noch immer fast doppelt so viele weibliche wie männliche DTAV-Mitglieder (3985 : 2291).[19]

Auch für Grete Groh wurde einerseits das weibliche Betriebsmilieu der Textilbranche prägend – ein Faktum, das in der stilisierten „kommunistischen" Biographie kaum erwähnt wird, wo die geschlechtsspezifische Erfahrungswelt in der „proletarischen" Klassenlage verschwindet. Für Grete Groh wurde die Einbindung in die betrieblichen solidarischen Frauennetzwerke zu einem wesentlichen Fundament ihrer lebenslangen Erwerbsorientierung und politischen Karriere. Die Bedeutung der kollegialen Beziehungen für ihr Wirken deutete sie selbst im autobiographischen Rückblick 1951 an, als sie das Heimweh nach „meiner Produktionsarbeit" (seit 1927 in den Plauener Stickereiwerken) und „Betriebsgruppenarbeit" dafür verantwortlich machte, daß sie einen vermutlich politisch motivierten Umzug nach Berlin 1929 schnell abbrach, wo sie branchenfremd in einer Bäckerei und im Krankenhaus arbeitete.[20] Umgekehrt wurde auch die Beliebtheit Grete Grohs unter ihren Kolleginnen mehrfach (auch später noch in ihren Plauener Nachkriegsjahren in der SBZ) hervorgehoben. Generell galt sie als „offener, ehrlicher Charakter", als hilfsbereit und kollegial, mit gutem „Kollektivgeist".[21]

16 Kathleen Canning, Languages of Labor and Gender (Anm. 11), S. 259.

17 Dies., Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung, in: Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Hrsg. von Hanna Schissler, Frankfurt a. M. und New York 1993, S. 139–163, hier S. 153.

18 Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S. 476 f., 479, 496 f.

19 *Deutscher Textilarbeiterverband. Jahrbuch 1926,* Berlin 1927, S. 23, 4.

20 Lebenslauf 15. 7. 1951 (Anm. 10), S. 2.

21 Abschlußbeurteilung Landesparteischule 1949 (Anm. 15); Charakteristik über Kummerlöw, Grete, vom 11. 9. 1950, Kaderabteilung FDGB; Telegramm FDGB Dresden/2018, 25. 3. 1949, Charakteristik über

Es waren Kolleginnen, die sie zusammen mit anderen Jungarbeiterinnen für den Textilarbeiterverband rekrutierten, dem sie im Alter von 16 Jahren 1925 beitrat.[22] Als Motiv für die Gewerkschaftsmitgliedschaft nannte Groh-Kummerlöw die Unzufriedenheit mit den altersspezifischen Lohndifferenzen; die jungen Frauen forderten mehr Lohn, „weil wir auch so viel leisteten wie die älteren Frauen. Wir organisierten uns dann [...] im Textilarbeiterverband, weil uns andere Frauen sagten, daß wir wegen unserer Forderungen zur Gewerkschaft gehen müssen, die uns vertritt."[23] Hier zeigt sich interessanterweise auch, daß in einer geschlechtersegregierten Arbeitswelt nicht die gravierenden Lohndifferenzen zwischen Männern und Frauen, sondern zwischen den Altersgruppen eines Geschlechts mobilisierend wirkten.

Als Grete Groh dann auf Gewerkschaftsversammlungen die jugendspezifischen Forderungen artikulierte, stieß sie allerdings auf wenig Resonanz.[24] Tatsächlich repräsentierten die jugendlichen Textilarbeiterinnen im Alter von 14 bis 16 Jahren, die „Ostermädchen",[25] im DTAV nur eine Minderheit von 1,8 Prozent der gesamten (vergleichsweise jungen) weiblichen Mitgliedschaft. Die Altersgruppe der 14- bis 20jährigen stellte im Gau Dresden immerhin ein Mitgliedersegment von 16,7 Prozent, aber die Kerngruppe der organisierten Textilarbeiterinnen bildeten die 20- bis 50jährigen mit einem Mitgliederanteil von über 70 Prozent.[26] Auf ihre Lebens- und Arbeitssituation konzentrierte sich die frauenspezifische Gewerkschaftspolitik, die im DTAV in den zwanziger Jahren entwickelt wurde und die u.a. um Mutter- und Schwangerenschutz oder Kinderbetreuung und Gesundheitspflege kreiste.[27] Die speziell zur Organisationsarbeit unter Frauen gebildeten gewerkschaftlichen Arbeiterinnenkommissionen richteten mitunter auch Näh- und Handarbeitskurse aus,[28] rekurierten also mithin auf traditionelle und private weibliche Tätigkeitsfelder, auch wenn im Verband offiziell die „Mitkämpferin" als Frauenleitbild propagiert wurde.[29] Attraktiv für engagierte, die eigenen Berufsinteressen artikulierende, in die Öffentlichkeit oder gar auf Aktionen drängende

[Forts. von Anm. 21]
Grete Kummerlöw, geb. Groh, gez. FDGB-Landesvorstand Sachsen, Kurt Kühn, in: SAPMO-BArch, DY 34/26227; ferner: Plauener Arbeiter ausgebeutet und verfolgt (Anm. 1), S. 15.

22 Lebenslauf 15.7.1951 (Anm. 10), S. 1, legt den Gewerkschaftsbeitritt in das Jahr 1924; andernorts wird er auf 1925 datiert, so auch in den biographischen Nachschlagewerken: Wer war wer – DDR. Ein biographisches Lexikon. Hrsg. von Jochen Černý, Berlin 1992, S. 149; Biographisches Handbuch (Anm. 1), S. 246.

23 Lebenslauf 15.7.1951 (Anm. 10), S. 1. Es ist interessant, daß nicht die Lohndifferenz zwischen den Geschlechtern, die mindestens 25 Prozent betrug – Karen Hagemann, Frauenalltag (Anm. 18), S. 481 –, zum kollektiven Widerstand und zur Organisierung anregte, sondern die Lohndifferenz zwischen den Altersgruppen, die in der Weimarer Republik tarifvertraglich fixiert war. Das dürfte an den geschlechtersegregierten Tätigkeits- und damit Erfahrungsbereichen gelegen haben.

24 Lebenslauf 15.7.1951 (Anm. 10), S. 1.

25 Ebd.

26 Deutscher Textilarbeiterverband. Arbeiterinnen-Sekretariat. Die Verbandstreue der Mitglieder. Mitgliedsdauer und Lebensalter nach dem Stande vom 31. Dezember 1925, Berlin 1926, S. 6 f., 10.

27 Karen Hagemann, Frauenalltag (Anm. 18), S. 498; *DTAV.* Jahrbuch 1926, S. 135 ff.

28 Ebd., S. 191.

29 Zu den gewerkschaftlichen Frauenleitbildern der „Mitkämpferin" und der „Weggenossin" in der Weimarer Republik, vgl. Sigrid Koch-Baumgarten „Er war ein Mann nehmt alles nur in allem." Geschlechterbilder in gewerkschaftlichen Nachrufen, in: *IWK,* Jg. 34 (1998), H. 3/4, Berlin 1999, S. 316–342, hier S. 337–341.

junge oder radikalere Frauen war diese Arbeit kaum, nicht zufällig klagten die Frauenkommissionen über „Interesselosigkeit" jugendlicher Arbeiterinnen.[30] Zwar blieb Grete Groh Mitglied des DTAV, eine gewerkschaftliche Funktion übernahm sie in der Weimarer Republik jedoch nicht. Überhaupt nur 4,1 Prozent der weiblichen Mitglieder des Textilarbeiterverbandes übernahmen eine Funktion (bei den Männern waren es zum Vergleich 20 Prozent!),[31] dann waren sie jedoch in der Regel zwischen 25 und 50 Jahre alt, verheiratet, hatten Kinder und eine längere Organisationserfahrung.[32]

Interessanterweise gibt Grete Groh noch eine abweichende Version ihres Wegs in die Gewerkschaft anläßlich einer offiziellen Rede auf einer Versammlung des Klubs der Internationalen Freundschaft 1970. Hier ist es das proletarische – und männlich gedachte – Milieu, Nachbarschaft und Familie, das über die Erfahrung von Armut und Parteidemonstrationen Klassenbewußtsein in ihrer Kindheit quasi natürlich entstehen läßt. Für die gewerkschaftliche Organisierung „sorgte schon mein Vater, der immer sagte: ‚Arbeiter gehören in die Gewerkschaft, weil sie sich da mehr Rechte erkämpfen können.' So wurde ich dann auch zu Gewerkschaftsversammlungen mitgenommen, später auch zu Versammlungen des Kommunistischen Jugendverbandes."[33] Die über den weiblichen Arbeitszusammenhang vermittelte Selbstorganisation junger Textilarbeiterinnen verwandelt sich in der politisierten Erinnerung in eine Station des Erwerbs von Klassenbewußtsein, das über den leiblichen Vater – und nachfolgend andere politische Vaterfiguren, kommunistische Patriarchen (wie Ernst Thälmann, „unser Teddy") – sowie die Klassenlage und den Klassenkonflikt vermittelt wird.[34] Hier zeigen sich in der retrospektiven Selbstdeutung zentrale Aspekte politisch-ideologischer Konstruktion, etwa die für die kommunistische oder sozialistische Vorstellungswelt typische Annahme, daß sich Klassenbewußtsein aufgrund von Klassenlage und Parteimitgliedschaft entwickelt; daß kollektive Existenzen vorrangig durch die Klassen- und erst zweitrangig – wenn überhaupt – durch die Geschlechtszugehörigkeit determiniert werden. Solange der betriebliche Alltag als reale weibliche Erfahrungswelt unmittelbar thematisiert wird, sind es die „Kolleginnen", die als Akteurinnen und politische Sozialisationsinstanzen von Grete Groh benannt werden. Im „Proletariat" – als Abstraktum kommunistischer Strategie und Ideologie – hingegen sind sie verschwunden und durch einen männlichen Idealtypus ersetzt. Sobald sich Groh-Kummerlöw auf das kommunistische kollektive Normensystem bezieht, wandeln sich implizit die von ihr beliehenen Geschlechterkonzeptionen:[35] die öffentliche und aktive Rolle wird vom Mann monopolisiert,

30 *DTAV. Jahrbuch 1926*, S. 191.

31 Karen Hagemann, Frauenalltag (Anm. 18), S. 500.

32 Ebd., S. 500, 503.

33 Zum 100. Geburtstag Lenins (Anm. 3), S. 2.

34 Erinnerungen: Ernst Thälmann gab mir Mut und Kraft in meinem Kampf gegen Faschismus und Krieg, 16. 2. 1953; Erinnerungen: Mein Zusammentreffen mit Ernst Thälmann, 15. 7. 1954, in: SAPMO-BArch., NY 4421/55; ferner: Plauener Arbeiter ausgebeutet und verfolgt (Anm. 1), S. 16.

35 Vgl. zur Arbeiterbewegung exemplarisch: Otto Rühle, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, 3 Bde., Berlin 1930; Ludwig Heyde, Frauen und Gewerkschaften, in: Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens. Hrsg. von Ludwig Heyde, 2 Bde, Berlin 1931/32, hier Bd. 1, S. 541–543. Einen Überblick über Geschlechtervorstellungen im kommunistischen Milieu geben: Silvia Kontos, Die Partei kämpft wie ein Mann. Frauenpolitik der KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt a. M. 1979; Eric D. Weitz, Creating German Communism, 1890–1990. From Popular Protest to

der zur übergeordneten Sozialisationsinstanz wird. Die politische Sozialisation Grete Grohs in der gewerkschaftlichen und der kommunistischen Bewegung legte damit auch das Fundament für ein Politikverständnis, das der Klassenfrage immer Priorität vor der Geschlechterfrage einräumte.

Ihr eigentliches Tätigkeitsfeld fand Grete Groh in der kommunistischen Bewegung, nachdem sie 1927 dem KJVD und 1930 der KPD beigetreten war. Erzgebirge-Vogtland war eine Hochburg des Weimarer (ländlichen Elends-)Kommunismus,[36] es stellte den drittgrößten Bezirk der KPD, auf 55 Einwohner kam ein Mitglied der Partei.[37] In Plauen war die kommunistische Jugend bereits seit 1918/19 präsent; Mitte der zwanziger Jahre gab es fünf Stadtteilgruppen des 1921 gegründeten KJVD.[38] Das kommunistische Milieu wurde zum zweiten prägenden Sozialisationsumfeld Grete Grohs. Sie wuchs in einem später als „Stalin-Gebirge"[39] bezeichneten Wohnviertel auf. Über die Nachbarschaft, den Arbeitersport und erneut direkte Kontakte zu jugendlichen Frauen wurde Grete Groh für die kommunistische Bewegung rekrutiert. Sie war Mitglied in kommunistischen Vorfeldorganisationen wie der Roten Hilfe und der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH).[40]

Ursprünglich angesprochen durch ihre jugendspezifischen Forderungen – darunter auch „ihr" Anliegen, die Löhne der Jungarbeiter und Jungarbeiterinnen zu erhöhen –, eröffnete sich Grete Groh in der kommunistischen Jugend und, darüber vermittelt, in der KPD eine schnelle Karrieremöglichkeit. Zwar waren auch die kommunistischen Organisationen überwiegend „maskulin", ihre Eliten im Unterschied zu den Gewerkschaften oder der SPD allerdings außergewöhnlich jung.[41] Seniorität war kein Auswahlkriterium für ihre Rekrutierung. Als solches fungierte eher die Betriebszugehörigkeit: Grete Groh repräsentierte jenseits ihres Geschlechts eine nachgefragte Minderheit in KPD und KJVD: den betrieblich verankerten (und bis zur Linkswende 1928: den gewerkschaftlich organisierten) Arbeitnehmer, der zwar im Zentrum des kommunistischen Selbstverständnisses und seiner Adressatengruppe stand, unter den Parteimitgliedern jedoch nur eine Minorität darstellte. Von 2200 Jungkommunisten im Bezirk Erzgebirge-Vogtland waren nur 68 in sieben Jugendbetriebszellen organisiert, davon bestand eine in den Stickereiwerken Plauen, dem Arbeitsort Grete Grohs.[42] Sie war aktives Mitglied dieser „weiblichen" Betriebszelle, die eine Betriebszeitung herausgab, neue Mitglieder für den KJVD rekrutierte und 1932 einen Lohn- und Solidaritätsstreik mitorganisierte. In dieser Funktion wurde sie schnell zu Parteikonferenzen, Parteischulungen

[Forts. von Anm. 35]
Socialist State, Princeton 1997, S. 188–232; Klaus-Michael Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung, Darmstadt 1996.

36 Klaus-Michael Mallmann (Anm. 35), S. 90, 97.

37 Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1969, hier Bd. 2, S. 367 f.

38 Beiträge zur Geschichte der kommunistischen Jugendbewegung. Dargestellt am Bezirk Chemnitz/Erzgebirge/Vogtland. Hrsg. von der Bezirksleitung Karl-Marx-Stadt der SED/Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung, Karl-Marx-Stadt o. J.

39 Zum 100. Geburtstag Lenins (Anm. 3), S. 2.

40 Handschriftliche biographische Notizen, in: SAPMO-BArch, NY 4421/33.

41 Hermann Weber, Wandlung (Anm. 37), Bd. 2, S. 26 f.

42 Beiträge zur Geschichte der kommunistischen Jugendbewegung (Anm. 38), S. 32.

(u.a. 1930) und bereits 1927 zur 10. Reichskonferenz des KJVD in Hamburg und zum RFB-Treffen in Berlin delegiert. Grete Groh genoß ihre neue, in der Weimarer Arbeiterbewegung für Frauen noch immer atypische öffentliche Rolle und die damit verbundene Anerkennung: „Durch diese [Betriebs-]Arbeit, die anerkannt wurde, waren wir oft Delegierte zu Konferenzen, was uns stolz machte, Kraft gab und noch aktiver [machte]."[43] Nach einem kurzen Zwischenspiel in Berlin 1929 (siehe oben, S. 215) übernahm Grete Groh schnell regionale Parteifunktionen in Sachsen: sie wurde 1930 (bis 1933) mit 21 Jahren jüngste Landtagsabgeordnete der KPD und arbeitete als „Organisationsleiterin" und „Instrukteur" der KJVD-Bezirksleitungen Dresden und Leipzig.[44] Seit 1931 war sie hauptberuflich Parteipolitikerin, da sich politische Tätigkeit und Betriebsarbeit zeitlich nicht mehr vereinbaren ließen.[45]

Die Weimarer politischen Lehrjahre Grete Grohs wurden retrospektiv in der DDR-Publizistik und von ihr selbst als Schule oder gar „Universität" des Klassenkampfes[46] gedeutet. Diese Konstruktion einer quasi universitären Bildung verdeutlicht einerseits die Bemühungen der DDR-Elite, die aus Bildungsdefiziten resultierenden sozialen Minderwertigkeitsgefühle zu kompensieren[47] und die eigene Biographie aufzuwerten. Mit der Vorstellung der „Schule des Klassenkampfs" war darüber hinaus die Idee einer parteizentrierten und autoritär-patriarchalen politischen Sozialisation verbunden. Denn der politische Bildungsweg Grete Grohs wurde unter die Schirmherrschaft des Vaters und kommunistischer Führer wie Thälmann gestellt. Der Einfluß der Mutter (etwa auf die Berufswahl; siehe oben, S. 214) und der betrieblichen Frauennetzwerke wurden in den unsichtbaren Teil des Lebenswegs verbannt. Tatsächlich vermittelte die politische Sozialisation im KJVD notwendige Qualifikationen für eine Karriere in einer zentralistisch-kommunistischen Partei. In einem „beaufsichtigten Lernprozeß" wurden in der „Miniaturausgabe" der KPD abhängige, linientreue und unkritische Parteisoldaten herangebildet,[48] so daß die Kommunistische Jugend zum Reservoir für die SED-Funktionärsgeneration nach 1945 wurde. Auch Groh-Kummerlöw galt später nicht nur als „eine der begabtesten und fleißigsten Funktionärinnen" der Kommunistischen Jugend,[49] sondern in den Kaderakten auch als „prol[etarisches] Element mit hohem Klassenbewußtsein. Unbedingt parteiergeben."[50]

43 Lebenslauf 15. 7. 1951 (Anm. 10), S. 1 f. Vgl. ferner: Angaben zum Einlegeblatt für das Ehrenbuch beim Zentralvorstand des FDGB, in: SAPMO-BArch, NY 4421/1; Handschriftliche biographische Notizen, in: ebd., NY 4421/33; Grete Groh-Kummerlöw, Im Zeichen der verschlungenen Hände (Anm. 3), S. 50; Plauener Arbeiter ausgebeutet und verfolgt (Anm. 1), S. 15.

44 Lebenslauf Grete Groh-Kummerlöw, Dresden, 28. 2. 1947, in: SAPMO-BArch, NY 4421/1; Plauener Arbeiter ausgebeutet und verfolgt (Anm. 1), S. 16.

45 Lebenslauf 15. 7. 1951 (Anm. 10), S. 2.

46 Eveline Barsch, Groh-Kummerlöw (Anm. 13), S. 198; vgl. auch die Erinnerungen an Thälmann, wie Anm. 34.

47 Vgl. dazu Arnd Bauerkämper, Jürgen Danyel und Peter Hübner: „Funktionäre des schaffenden Volkes"? Die Führungsgruppen der DDR als Forschungsproblem, in: Gesellschaft ohne Eliten? Führungsgruppen in der DDR. Hrsg. von Arnd Bauerkämper u.a., Berlin 1997, S. 11–86, hier S. 72.

48 Klaus-Michael Mallmann (Anm. 35), S. 188–191, Zitate S. 188 und 182.

49 Charakteristik G. Groh-Kummerlöw, Dresden, 5. 3. 1946, in: SAPMO-BArch, DY 34/26227.

50 Abschlußbeurteilung Landesparteischule 1949 (Anm. 15); Telegramm FDGB Dresden/2018, 1949 (Anm. 21).

Widerstand im Nationalsozialismus

1933 engagierte sich Grete Groh sofort im kommunistischen Widerstand. Möglicherweise wurde sie bereits in einer ersten parteiübergreifenden Verhaftungswelle in Plauen im Februar 1933 nach dem Reichstagsbrand kurz inhaftiert.[51] Anfangs arbeitete sie illegal im Erzgebirge, wurde dann vom Zentralkomitees des KJVD zur Reorganisation des Verbands nach Frankfurt am Main, Worms, Mannheim und Gießen entsandt. Bereits Anfang Juni wurde sie in Bitterfeld verhaftet, als sie sich (unter Mißachtung elementarer Regeln illegaler Arbeit[52]) auf dem Weg zum ZK des KJVD in Berlin „zur Berichterstattung" befand. Vom Oberlandesgericht Dresden wurde sie nach achtmonatiger „Schutz"haft im Polizeigefängnis Plauen 1934 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zwanzig Monaten Zuchthaus verurteilt. Bis zum 8. November 1935 war sie im sächsischen Zuchthaus Waldheim inhaftiert.

Nach ihrer Entlassung war Grete Groh vorübergehend arbeitslos, auf Wohlfahrtsunterstützung angewiesen und stand unter Polizeiaufsicht.[53] Zuerst fand sie erneut Arbeit in einem Landwirtschaftsbetrieb, der als Stützpunkt kommunistischen Widerstands diente.[54] 1936 wechselte sie zurück in die Plauener Textilindustrie, wo sie – trotz zweifachen Betriebswechsels – bis 1940, dem Zeitpunkt der Geburt ihres Sohnes Fritz (5. Dezember 1940), beschäftigt blieb. Seit 1937 war sie mit Heinrich Kummerlöw verheiratet, ebenfalls langjähriges Mitglied von KJVD und KPD und aktiv im kommunistischen Widerstand.[55] Im Januar 1951 wurde die Ehe geschieden.

Bis zu ihrer erneuten Verhaftung 1944 blieb Grete Groh-Kummerlöw Hausfrau. Ihre Erwerbsbiographie folgte damit dem für Frauen typischen Verlaufsmuster: mit der Geburt des ersten Kindes wurde die Erwerbstätigkeit zumindest vorübergehend unterbrochen. Ihre Widerstandstätigkeit setzte Groh-Kummerlöw auch in dieser Zeit – bis 1943 ohne, dann mit losem Kontakt zum organisierten kommunistischen Widerstand – in verschiedenen Funktionen fort, die interessanterweise später in der DDR unterschiedlich gewichtet, gewürdigt und zur „antifaschistischen" Legitimation genutzt wurden. Nur am Rande – im Kontext des FDGB – thematisierte Groh-Kummerlöw

51 So die lokale DDR-Historiographie: Zur Geschichte der Plauener Arbeiterbewegung in den Jahren 1945/1946 nach der dunkelsten Ära der deutschen Geschichte. Hrsg. von der SED-Kreisleitung Plauen, Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung, Plauen 1987, S. 5. Groh-Kummerlöw erwähnt diese Verhaftung in ihren Rückblicken selbst nicht.

52 Obwohl sie als Landtagsabgeordnete gesucht wurde, machte sie in Bitterfeld bei einer kommunistischen Familie halt, der ihre Ankunft bereits vorher in einer Postkarte angekündigt worden war. Zudem wurde ihr Kleidung vom vormals offiziell bei der Landesleitung der KPD Sachsens beschäftigten Fahrer gebracht. Lebenslauf 15. 7. 1951 (Anm. 10), S. 2.

53 Ebd.; ferner: Margarete Kummerlöw, Politischer Lebenslauf, Dresden, 6. 9. 1948; ferner: Lebenslauf der Margarete Gertrud Kummerlöw geb. Groh, geb. am 6. 2. 1909 in Plauen/V, undatiert, beide in: SAPMO-BArch, NY 4421/1. Darauf basiert auch die folgende Darstellung, sofern nicht anders angemerkt.

54 Plauener Arbeiter ausgebeutet und verfolgt, S. 16; Zur Geschichte der Plauener Arbeiterbewegung (Anm. 51), S. 6.

55 Heinrich Kummerlöw, Politischer Lebenslauf, Dresden, 6. 9. 1948, in: SAPMO-BArch, NY 4421/1; Zur Geschichte der Kreisparteiorganisation Plauen der SED. Teil 3: 1946 bis 1949. Der antifaschistisch-demokratische Neuaufbau in der Stadt und im Kreis Plauen unter Führung der SED nach der Vereinigung bis zur Gründung der DDR (Mai 1946 bis Oktober 1949). Hrsg. von der SED-Kreisleitung Plauen, Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung, Plauen 1988, S. 5 f.

ihren betrieblichen Widerstand im Rahmen der Deutschen Arbeitsfront (DAF), den sie vermutlich an die offizielle kommunistische Widerstandstaktik des „Trojanischen Pferdes"[56] anlehnte. Sie wurde 1937 (und blieb bis 1940) Mitglied der DAF, organisierte eine Arbeitsniederlegung mit einer Demonstration der Belegschaft ihres Wäschereibetriebs und protestierte damit erfolgreich gegen ungeheizte Arbeitsräume.[57] In den offiziellen Parteirückblicken auf den Widerstand in Plauen wird in der DDR später darauf nicht eingegangen,[58] Groh-Kummerlöw selbst spart diesen Aspekt ihres antifaschistischen Engagements in ihren frühen politischen Lebensläufen aus. Als wichtiger eingeschätzt werden partei- und auf die Sowjetunion bezogene Aktivitäten, die sie als Hausfrau und im familialen Rahmen (mit Ehemann und Schwester) leisten konnte: Hilfe für die Familien inhaftierter Kommunisten; private Diskussionen mit ehemaligen Parteimitgliedern; Kontakte zu sowjetischen Zwangsarbeiterinnen aus einem bei Plauen gelegenen Arbeitslager, die von Grete Groh-Kummerlöw und ihrer Schwester Martha Groh mit Nahrungsmitteln, Kleidung und Medikamenten versorgt wurden. Gemeinsam hörten sie Nachrichten der BBC und von Radio Moskau. Im Auftrag der illegalen KPD schrieb die Plauenerin zudem Briefe nach Parteivorlagen an die Front und bemühte sich erfolglos, „im Vogtland mit der Arbeit der KPD wieder zu beginnen".[59]

Nicht unbedingt überraschend ist die Dethematisierung der betrieblichen Aktion und der DAF-Mitgliedschaft im offiziellen Widerstandsbild der DDR-Historiographie oder die Überbetonung parteigelenkten und -organisierten Widerstands,[60] wo es sich eher um nicht vernetzte Aktivitäten einer familialen Kleingruppe handelte, die noch Kontakte zu ehemaligen KPD-Mitgliedern unterhielt. Interessant ist auch die geschlechtstypisierende und hierarchisierende Darstellung von Groh-Kummerlöws Widerstandstätigkeit in der DDR-Publizistik, wenn private und karitative weibliche Tätigkeiten betont und der Widerstand unter männliche Anleitung gestellt wird: „Die Genossin Grete Groh-Kummerlöw, die täglich ihrem Mann das Mittagessen brachte, hatte mit seiner Hilfe eine Widerstandsgruppe geschaffen. Sie kümmerte sich um die sowjetischen Frauen im Barackenlager Holzmühle und half ihnen mit Medikamenten und anderen Mitteln."[61]

Am 10. August 1944 wurde Groh-Kummerlöw erneut verhaftet. Kurz darauf wurden auch ihr Ehemann und ihre Schwester inhaftiert, die in der Gestapohaft ums Leben

56 Darunter ist der Versuch zu verstehen, ein Netz von Vertrauensleuten in der DAF zur Vorbereitung eines breiten antifaschistischen Bündnisses zu etablieren. Vgl. Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Bd. 5: Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration 1933–1945. Bearb. von Siegfried Miehlke und Matthias Frese, hrsg. von Siegfried Mielke und Hermann Weber, Frankfurt a. M. 1999, S. 42 f.

57 Lebenslauf 15. 7. 1951 (Anm. 10), S. 3; Angaben zum Einlegeblatt (Anm. 43); Erhebungsbogen für Delegierte des 4. FDGB-Kongresses, in: SAPMO-BArch, DY 34/26227.

58 Vgl. Anm. 54.

59 Lebenslauf 15. 7. 1951 (Anm. 10), S. 3; Plauener Arbeiter ausgebeutet und verfolgt (Anm. 1), S. 16. Erinnerungen II: Frauen, Deutsche und sowjetische Frauen im Kampf gegen den Faschismus, in: SAPMO-BArch, NY 4421/55.

60 Vgl. Zur Geschichte der Plauener Arbeiterbewegung (Anm. 51), S. 5 f. Nur hier wird erwähnt, daß Groh-Kummerlöw als Hausfrau ihren Mann beim Aufbau einer betrieblichen Widerstandsgruppe in ihrem ehemaligen, im Krieg auf Rüstungsproduktion umgestellten Betrieb Vomag unterstützte.

61 Ebd., S. 6.

kam. Groh-Kummerlöw wurde im Februar 1945 nach Potsdam verlegt, um vor dem Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt zu werden. Das Ende des Krieges bewahrte sie allerdings vor einem Prozeß und einer Verurteilung. Später wurde auch ihre Verhaftung in der DDR geschlechtsspezifisch skandalisiert: Plötzlich „waren sie da, die Herren von der Gestapo. Sie durchsuchten die Wohnung, fanden Kopfhörer und Bilder von einem Jugendtreffen. Das genügte. Von der Nähmaschine weg, an der sie gerade gesessen hatte, nahm man sie mit. Schnell, schnell über den Hof. Ihr vierjähriger Sohn weinte hinter ihr her."[62]

Grete Groh-Kummerlöw selbst hingegen thematisierte ihre doppelte Existenz als öffentliche (Politikerin) und Privatperson (Ehefrau und Mutter) genau umgekehrt: Priorität kam der Parteiarbeiterin zu, das Privatleben war nachgeordnet. Nachdem sie mit der Besetzung Potsdams durch die sowjetische Armee am 27. April 1945 ihre Freiheit wiedererlangt hatte, stellte sie ihre Arbeitskraft der Besatzungsmacht und der KPD sofort zur Verfügung, „ohne zu fragen, wann ich nach meiner Heimatstadt Plauen komme. Ohne zu wissen, ob mein Kind, mein Mann, meine Geschwister noch lebten."[63] Sie arbeitete für die sowjetische Kommandantur in Sanssouci und Cecilienhof bei der Vorbereitung der Arbeitsräume und Quartiere für die Potsdamer Konferenz. Gleichzeitig beteiligte sie sich bei der Wiedergründung der Ortsgruppe der KPD und wurde deren Verantwortliche für Frauenarbeit.[64]

Nachkriegskarriere im FDGB Sachsens

Das schnelle politische Nachkriegsengagement wird in Groh-Kummerlöws Erinnerungen mehrfach in den Kontext einer „antifaschistischen" Selbstverpflichtung gestellt. In einer stilisierten Beschreibung der Befreiung durch die sowjetische Armee haben sich bereits die inhaftierten Frauen am Tag ihrer Befreiung „geschworen", eine Wiederholung des deutschen Faschismus nicht mehr zuzulassen. Auch die Erschütterung beim Anblick ihrer zerstörten „Heimatstadt" Plauen, nur noch ein „Trümmerhaufen", in die Groh-Kummerlöw Anfang August 1945 zurückkehrte, wird politisch als Gefühl der Mitverantwortung und einer daraus erwachsenen Selbstverpflichtung gedeutet, „daß es die Kraft der Arbeiterklasse im einheitlichen Handeln nicht vermocht hatte, den Faschismus im Jahre 1933 und damit den grausamen Zweiten Weltkrieg zu verhindern, der auch über andere Völker dieses Grausame, Furchtbare brachte. Vieles wäre unserem Volk und anderen Völkern an Opfer[n] erspart geblieben. [...] Diese Erkenntnis muß in d[ie] Köpfe aller Menschen getragen werden, und dazu werde ich meinen Beitrag leisten, dachte ich mir damals auf dem Heimweg vom Bahnhof Plauen bis in meine Wohnung."[65]

62 Eveline Barsch, Groh-Kummerlöw (Anm. 13), S. 203.

63 Grete Groh-Kummerlöw, Erinnerungen vom Kampf um die Einheit der Arbeiterklasse (1. Entwurf, April 1965), in: SAPMO-BArch, NY 4421/55, S. 2. Ferner: Zum 100. Geburtstag Lenins (Anm. 3), S. 4.

64 Grete Groh-Kummerlöw, Erinnerungen vom Kampf um die Einheit der Arbeiterklasse (Anm. 63), S. 3; Eveline Barsch, Groh-Kummerlöw (Anm. 13), S. 204.

65 Grete Groh-Kummerlöw, Erinnerungen vom Kampf um die Einheit der Arbeiterklasse (Anm. 63), S. 4.

Grete Groh-Kummerlöw wurde nach ihrer Rückkehr aus Berlin Mitglied der Kreisleitung der KPD, der nur noch eine zweite Frau, Helene Damisch, als Verantwortliche für Frauenarbeit angehörte. In Anknüpfung an ihre Weimarer Betriebsarbeit wurde die ehemalige Textilarbeiterin als professionelle Parteifunktionärin eingesetzt, um den Aufbau kommunistischer Betriebszellen zu organisieren und beim Gewerkschaftsaufbau mitzuwirken.[66] Sie trat erneut dem Textilarbeiterverband bei (ihr Mitgliedsbuch trug die Mitgliedsnummer G 000001[67]) und wurde 1946, wenngleich gegen erheblichen Widerstand – sie erhielt die geringste Stimmenzahl bei der Vorstandswahl –, in dessen sächsischen Landesvorstand gewählt.[68] Wichtiger wurde ihre Delegation zum FDGB: noch 1945 wurde sie Mitglied der *top-down* gebildeten FDGB-Kreisleitung (und damit FDGB-Hauptamtliche), die von SPD und KPD paritätisch besetzt wurde.[69]

In den harten Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten um die Hegemonie in den wiederentstehenden Gewerkschaften[70] war Groh-Kummerlöw an der Zurückdrängung des sozialdemokratischen Einflusses und der Durchsetzung des Führungsanspruchs von KPD/SED beteiligt, nachdem in Plauen in der gewerkschaftlichen Gründungsphase im Spätsommer 1945 noch die Sozialdemokraten dominiert hatten. Sie stellten anfangs mit einer Ausnahme (Eisenbahn-Post-Fernamt) alle Vorsitzenden der Einzelgewerkschaften, die übrigens ausnahmslos Männer waren.[71] Sowohl ihre Legitimation als Widerstandskämpferin und Aktivistin der ersten Stunde als auch ihr Minderheitenstatus als Frau wurden genutzt, um Groh-Kummerlöw als Repräsentantin der KPD in Führungspositionen zu bringen und die Dominanz der Partei zu sichern. Nur auf dem Frauenticket und auf Druck der sowjetischen Militäradministration konnte sie im Januar 1946 als 3. Vorsitzende des FDGB-Landesvorstandes Sachsens durchgesetzt werden, wodurch die ursprünglich avisierte Parität im Landesvorstand zugunsten der KPD verschoben war: „Meine Wahl damals zur 3. Vorsitzenden des FDGB Landes Sachsen ging auch nicht ohne Diskussion vor sich. Man wollte seitens dieser Kräfte [gemeint ist die SPD] nur zwei Vorsitzende, um die Parität zu wahren. Aber schließlich wurde dann durch die Mehrheit entschieden, eine bewährte Frau mit als Vorsitzende zu wählen. Hier hat uns Frau Oberleutnant Mins von der damaligen sowjetischen SMA – die unser Verbindungsoffizier war – viel geholfen."[72] Als Hauptamtliche auf Landesebene war Groh-Kummerlöw in der Kommission zur Enteignung von Nationalsozialisten und Kriegsverbrechern, dann in der Abteilung für den Aufbau volkseigener Betriebe tätig und wurde schließlich Leiterin der Abteilung für

66 Ebd., S. 15; Grete Groh-Kummerlöw, Zum 20. Jahrestag der Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus (Manuskript), in: SAPMO-BArch, NY 4421/55.

67 FDGB-Personalfragebogen, 8. 1. 1958, in: SAPMO-BArch, DY 34/26227.

68 Grete Groh-Kummerlöw, Im Zeichen der verschlungenen Hände (Anm. 3), S. 54.

69 Grete Groh-Kummerlöw, Zum 20. Jahrestag der Befreiung (Anm. 66), S. 15 f.

70 Zur Geschichte des FDGB vgl. u. a. Ulrich Gill, FDGB. Die DDR-Gewerkschaft von 1945 bis zu ihrer Auflösung 1990, Köln 1991.

71 Zur Geschichte der Plauener Arbeiterbewegung (Anm. 51), S. 21 f., 60; vgl. ferner: Grete Groh-Kummerlöw, Im Zeichen der verschlungenen Hände (Anm. 3), S. 52 ff.

72 Grete Groh-Kummerlöw, Erinnerungen vom Kampf um die Einheit der Arbeiterklasse (Anm. 63), S. 18.

Wirtschaft. Noch im Februar 1946 wurde sie außerdem Mitglied des Bundesvorstands des FDGB in Berlin, dem sie bis 1963 angehörte.[73]

Zusätzliche Partei- und Staatsfunktionen machten aus Groh-Kummerlöw schon bald eine Multifunktionärin. 1946 wurde sie Mitglied des SED-Landesvorstands. Sie nahm an der Gründungskonferenz der SED sowohl auf Landesebene in Dresden am 7. April als auch auf Bundesebene in Ostberlin am 21./22. April 1946 teil. Die Vereinigung von SPD und KPD zur SED in der SBZ empfand sie als „den schönsten und besten Lohn für alle Müh- und Drangsale" ihres politischen Kampfes.[74] Ebenfalls 1946 wurde sie in den sächsischen Landtag gewählt und als Vertreterin des FDGB in der SED-Fraktion Mitglied deren Präsidiums.[75] Sie gehörte dem Vorstand des Sozialversicherungsausschusses bis Mai 1948 an.

Als kommunistische Verbandsfunktionärin setzte sich Groh-Kummerlöw in den Nachkriegsjahren für die Herausbildung einer Gewerkschaft „neuen Typs" ein, die nicht mehr primär ihre Schutz- und Interessenvertretungsfunktion, sondern die staatliche und wirtschaftliche Mitverantwortung betonte. Zu ihren neuen Aufgaben sollten Arbeitskräfteschulung und -einsatz, Bemühungen zur Einsparung von Rohstoffen, die Durchsetzung von Arbeitsmoral und Arbeitsdisziplin gehören. Auch unpopuläre Maßnahmen – wie Demontagen – verteidigte Groh-Kummerlöw: „Als Frau und ehemalige Widerstandskämpferin konnte ich mit meinen Argumenten natürlich mehr sagen als solche Funktionäre, die eben nichts gegen Faschismus und Krieg getan haben, ja oftmals sogar nicht einverstanden waren mit der Demontage solcher Rüstungsbetriebe."[76]

Gleichzeitig engagierte sich die Plauenerin auch für „Frauenfragen". Sie gehörte zumindest kurzzeitig dem Frauenausschuß des FDGB an. Sie forderte die Integration von Frauen in die Erwerbsarbeit und in gewerkschaftliche Organisationen. Frauen sollten für die Übernahme verantwortlicher Funktionen in politischen Institutionen herangezogen und geschult werden: „Wir Frauen werden uns viel mehr als bisher an die vorderen Stellen mit stellen und werden uns von keiner Seite abdrängen lassen. Denn ohne Frau kein Neuaufbau des demokratischen Deutschlands. Die Frau gehört mit an die führenden Stellen im Betrieb, in der Gewerkschaft und somit für die Zukunft an führende Stellen des neu zu schaffenden Staates."[77]

73 Lebenslauf 15. 7. 1951 (Anm. 10), S. 4; Lebensdaten Groh-Kummerlöw, G., in: Wegbereiter (Anm. 13), S. 444.

74 Grete Groh-Kummerlöw, Im Zeichen der verschlungenen Hände (Anm. 3), S. 56.

75 Angaben zum Einlegeblatt (Anm. 43), S. 1.

76 Grete Groh-Kummerlöw, Zum 20. Jahrestag der Befreiung (Anm. 66), S. 17, ferner S. 15 f., 20; Zur Geschichte der Plauener Arbeiterbewegung (Anm. 51), S. 22 f.

77 Rede Groh-Kummerlöw auf einer Funktionärinnenkonferenz des FDGB in Leipzig, in: SAPMO-BArch, NY 4421 7/53; ferner: Unterbezirkskonferenz des FDGB am 20. 1. 1946 in Plauen, Redebeitrag Groh-Kummerlöw, S. 27–29; in: ebd., NY 4421/67.

Stationen des politischen Aufstiegs in der DDR

Zu den wenigen Frauen, die diesen antizipierten Sprung in die faktisch männliche Staatselite der DDR schafften, gehörte Groh-Kummerlöw selbst. Nicht untypisch für die neue Aufsteigergeneration in der SBZ und der DDR, brachte sie keine fachliche Qualifikation für eine Spitzenposition mit. Ihre Ausbildung erhielt sie durch FDGB-Lehrgänge (etwa 1946) und in Parteischulen (1949 in Ottendorf und 1952 in Luckenwalde[78]). Herausgestrichen in Groh-Kummerlöws Beurteilungen wurden neben Parteiergebenheit, Klassenbewußtsein, Sozialkompetenz und „Kollektivgeist" eine überdurchschnittliche Intelligenz (siehe oben, S. 214), eine praktische (weniger theoretische) Begabung, Fleiß, Talent als Rednerin, Überzeugungskraft und Eigeninitiative. Zu ihren Aktiva wurden außerdem die proletarische Herkunft, die kommunistische Seniorität, der antifaschistische Widerstand, ihr Engagement „der ersten Stunde" und eine ehrliche positive Einstellung zur Sowjetunion gezählt.[79] Als problematisch wurden „Tendenzen des Praktizismus und die Gefahr des Nurgewerkschaftertums" angesehen, so daß ihre Delegation zur Parteischule 1952 auch der „ideologischen Festigung" dienen sollte.[80] 1949 wurde ihr attestiert, daß sie ihre Entwicklungsgrenze noch nicht erreicht habe.[81]

Noch im selben Jahr begann Groh-Kummerlöws Karriere auf Bundesebene. 1949 wurde sie als Leiterin der Abteilung für Sozialpolitik zum FDGB-Bundesvorstand nach Berlin berufen. Nach der Reorganisation der DDR-Sozialversicherung unter dem Dach des FDGB wurde sie 1950 stellvertretende Vorsitzende ihres Zentralvorstands und 1951 die Vorsitzende ihres Zentralrates.[82] Zeitgleich stieg sie in das Sekretariat und das Präsidium des FDGB auf, denen sie bis 1963 angehörte. 1955 bis 1957 war sie Mitglied der zentralen Parteileitung im FDGB-Vorstand, im darauffolgenden Jahr „Sekretär" des Zentralvorstands der IG Örtliche Wirtschaft. Auch auf internationalem Parkett wurde sie aktiv: sie wurde zu Gewerkschaftskongressen in die Sowjetunion (1949), später nach China (1953) delegiert. 1950 bis 1953 war sie stellvertretendes, anschließend bis 1957 ordentliches Mitglied des Generalrats des kommunistischen Weltgewerkschaftsbundes.

Als Gewerkschaftsrepräsentantin kam die Plauenerin 1949 in den Deutschen Volksrat und wurde Abgeordnete der provisorischen Volkskammer, dann der Volkskammer der DDR bis 1971. Sie war 1958 bis 1967 „Sekretär" der FDGB-Fraktion.[83] 1950 bis 1967 gehörte sie dem Präsidium der Volkskammer an, ab 1954 in der Funktion des „Schriftführers". 1954 bis 1963 stieg Groh-Kummerlöw bis zur Vizepräsidentin und

78 Vgl. Materialien in: SAPMO-BArch, NY 4421/2 und DY 34/26227.

79 Vgl. Beurteilungen in der Kaderakte Groh-Kummerlöw, in: SAPMO-BArch, DY 34/26227.

80 Charakteristik Groh-Kummerlöw, Sekretariat SED-Grundorganisation beim FDGB-Bundesvorstand, Weiß, 2. 11. 1951, in: ebd.

81 Abschlußbeurteilung Landesparteischule 1949 (Anm. 15).

82 Dierk Hoffmann, Sozialpolitische Neuordnung in der SBZ/DDR. Der Umbau der Sozialversicherung 1945–1956, München 1996, S. 188, 200.

83 Vgl. Angaben zum Einlegeblatt (Anm. 43); ferner die Kurzbiographien in: Aufbruch in unsere Zeit. Erinnerungen an die Tätigkeit der Gewerkschaften von 1945 bis zur Gründung der Deutschen Demokratischen Republik, 2. Aufl., Berlin 1976, S. 230; Biographisches Handbuch (Anm. 1), S. 246; Wer war wer – DDR (Anm. 22), S. 149; Wegbereiter (Anm. 13), S. 444; Plauener Arbeiter ausgebeutet und verfolgt (Anm. 1), S. 16 f. Darauf basiert auch – sofern nicht anders angemerkt – die folgende Darstellung.

Stellvertreterin des Präsidenten der Volkskammer auf.[84] Sie war Mitglied verschiedener Ausschüsse des DDR-Parlaments, 1950 bis 1958 des Ausschusses für Haushalt und Finanzen, 1958 bis 1961 des Ausschusses für Örtliche Volksvertretungen sowie für Bürgereingaben und schließlich 1967 des Ausschusses für Sozialpolitik. Im selben Jahr mußte sie aus Gesundheitsgründen ihre staatlichen Ämter niederlegen, blieb jedoch noch bis 1971 Mitglied der Volkskammer. Ihren Ruhestand verbrachte sie als „Gewerkschaftsveteran" – mit einer Vielzahl ehrenamtlicher Funktionen u.a. im Bundesvorstand des FDGB – in Karl-Marx-Stadt.

Grete Groh-Kummerlöws ungewöhnliche Karriere von der ungelernten Textilarbeiterin zur Volkskammer-Vizepräsidentin liegt zu wesentlichen Teilen in der Umbruchsituation der Nachkriegsjahre begründet, als der politisch motivierte Elitenwechsel in der SBZ neue Aufstiegsmöglichkeiten für die Generation Weimarer Kommunisten bereithielt. Das schloß auch die Minderheit jener Frauen ein, die wie Groh-Kummerlöw bereits in der KPD oder im KJVD eine Funktion innegehabt hatten und die sich sofort nach Kriegsende erneut in der KPD und SED engagierten. Tatsächlich erfüllte sie jenseits des Geschlechts alle wesentlichen Voraussetzungen für eine politische Karriere in der Aufbaugeneration der DDR: ihre politische Sozialisation erfolgte in kommunistischen Organisationen; ihre Ausbildung erhielt sie in KPD-/SED-Schulen; sie war unbedingt loyal zuerst gegenüber der KPD/SED und deren Ziel einer sozialistischen Republik, dann gegenüber der DDR und ihrer Staatspartei.[85] Sie verfügte über jene spezifischen Qualifikationen, die von einer Führungskraft im SED-Staat erwartet wurden. Gemeint sind die Fähigkeiten, Mobilisierungsaufgaben (speziell unter Frauen) wahrzunehmen, ideologiekonform zu agitieren und zentralistische Strukturen zu reproduzieren.[86] Als SED-Funktionärin war sie auch wegen ihrer proletarischen Herkunft, ihrer kommunistischen Seniorität und aufgrund ihres antifaschistischen Widerstands hervorragend legitimiert.

Hier lag auch der Schwerpunkt der Selbstinszenierung Grete Groh-Kummerlöws, die sich als Proletarierin, Partei- und Gewerkschaftsfunktionärin und Widerstandskämpferin begriff. Allerdings benutzte sie selbst – wie auch die Kaderakten oder die DDR-Publizistik – zur Charakterisierung eine männliche Sprache. Groh-Kummerlöw war Sekretär, Schriftführer, Abgeordneter – „ein tatbereiter und revolutionärer Kämpfer der Arbeiterklasse", ein „vorbildlicher Funktionär".[87] Weibliche Lebenswelten (wie die feminisierten Textilbetriebe), eine potentielle Geschlechtsspezifik der Erfahrungen, des Werdegangs oder des Engagements werden weder in der Selbst- noch in der Fremdinszenierung der öffentlichen Rolle bedeutsam. Brüche, Diskontinuitäten im Lebenslauf, Barrieren oder Probleme für die Karriere, die sich möglicherweise aus dem Geschlecht erklären, werden nicht thematisiert. Auch dem Privaten – Kind, Ehe, Familie – wird in

84 Andreas Herbst, Winfried Ranke und Jürgen Winkler, So funktionierte die DDR. Lexikon der Organisationen und Institutionen, 2 Bde, Reinbek 1994, hier Bd. 2, S. 1149.

85 Vgl. die Kaderakte Grete Groh-Kummerlöw beim Bundesvorstand des FDGB, in: SAPMO-BArch, DY 34/26227.

86 Gesellschaft ohne Eliten? (Anm. 47), S. 72.

87 Beurteilung. IG Örtliche Wirtschaft, ZV. Abt. Kaderentwicklung, 2.4.1958, gez. Thiele, in: SAPMO-BArch, DY 34/26227.

der Biographie des Spitzen„funktionärs" kein Raum gegeben. Im Gegenteil: Grete Groh-Kummerlöw distanziert sich explizit von der Vorstellung, Kind und Familie hätten ein Hindernis für ihr professionell-politisches Engagement bilden können.[88] Es ist die männliche Normalbiographie, die als Skript für die Selbstinszenierung der Politikerin dient. Es verweist auf die kollektiven Geschlechternormen in der DDR, die weiterhin einer klassischen binären Logik folgten und den öffentlichen Raum als männliche Domäne festschrieben.[89]

In den Fremdinszenierungen der DDR-Publikationen werden die traditionellen und hierarchischen Geschlechtsstereotype mit der Einbeziehung der privaten Rolle entschieden akzentuiert. Sie orientieren sich am klassischen Frauenleitbild der DDR. Als Skript für die Konstruktion von Groh-Kummerlöws Leben dient das Modell der weiblichen Doppelrolle, der in der Familie und im Beruf Tätigen, die ihre prioritär private Aufgabe mit einer öffentlichen Rolle vermittelt.[90] Der antifaschistische „Widerstandskämpfer" wird hier zur Hausarbeit leistenden Ehefrau, die ihren Mann mit dem „Mittagessen" versorgt, und zur verfolgten „Mutter", die „von der Nähmaschine weg" verhaftet wird.[91] Ihre Widerstandstätigkeit erfolgt mit der „Hilfe" des Ehemannes. In diesem Orientierungsrahmen mutiert der FDGB-„Sekretär" zum Exempel des DDR-Frauenideals: „[...] wurde die Textilarbeiterin Grete Groh-Kummerlöw lebendiges Beispiel für alle Frauen, die neben den Pflichten für die Familie mit ungeheurer Wißbegier und großem Fleiß das Rüstzeug erwarben, um qualifiziert an der Leitung von Staat und Wirtschaft teilnehmen zu können."[92]

88 Vgl. Anm. 69.

89 Irene Dölling, Gespaltenes Bewußtsein – Frauen- und Männerbilder in der DDR, in: Zur politischen Partizipation von Frauen in der DDR (Anm. 2), S. 23–52.

90 Ebd.

91 Vgl. Anm. 61.

92 Eveline Barsch, Groh-Kummerlöw (Anm. 13), S. 207 f.

Jakob Altmaier (1889–1963)

Ein (fast) vergessener Sozialdemokrat

Von Christoph Moß

Jakob Altmaier dürfte nur wenigen Personen, die sich mit der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung beschäftigen, ein Begriff sein. In der wissenschaftlichen Literatur gilt er als Vermittler und Wegbereiter des deutsch-israelischen Wiedergutmachungsabkommens von 1952.[1] Daß er aber nicht nur die SPD von 1949 bis 1963 im Bundestag und in verschiedenen europäischen Gremien vertrat, sondern sich seit 1918 als sozialdemokratischer Journalist an vielen verschiedenen Fronten für ein demokratisches und freies Deutschland eingesetzt hat, ist nahezu unbekannt und war bisher nicht Gegenstand wissenschaftlicher Forschung.[2] Der vorliegende Artikel hat zum Ziel, Jakob Altmaiers gesamtes politisches Wirken innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung vom Ende des Kaiserreiches über die Weimarer Republik und die Emigration bis zur Bundesrepublik zu beschreiben. Dabei geht es nur darum, die wesentlichen Schwerpunkte seines fünfzigjährigen politischen Engagements skizzenhaft darzustellen.[3] Der Artikel gliedert sich in vier Teile: Zunächst wird Altmaiers Herkunft und die Herausbildung seiner politischen Ansichten im Kaiserreich bis 1917 beschrieben, danach folgt die Darstellung seiner Arbeit als politischer Journalist bis zum Ende der Weimarer Republik. Im dritten Teil wird Altmaiers Leben im Exil behandelt, und schließlich wird im letzten Teil seine Rückkehr nach Deutschland und seine Arbeit als Politiker in der Adenauerära beschrieben.

Herkunft und journalistische Anfänge

Jakob Altmaier wurde am 23. November 1889 in Flörsheim am Main, einer kleinen Stadt in der Nähe Frankfurts, geboren. Er entstammte einer jüdischen Familie, die offenbar fest an den jüdischen Glauben und jüdische Traditionen gebunden war. Der Vater Joseph Altmaier war lange Zeit der Vorsteher und Kantor der jüdischen Gemeinde in Flörsheim.[4] Jakob Altmaier erhielt nach eigener Aussage neben dem normalen

1 Vgl. Willi Albrecht, Ein Wegbereiter: Jakob Altmaier und das Luxemburger Abkommen, in: Ludwig Herbst und Constantin Goschler, Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, München 1989, S. 205–214.

2 Bislang existiert lediglich eine neunzigseitige Broschüre von Werner Schiele, An der Front der Freiheit. Jakob Altmaiers Leben für die Demokratie, Flörsheim a.M. 1991 [künftig zitiert: Schiele, Altmaier].

3 Der Autor erarbeitet zur Zeit im Rahmen einer Dissertation die politische Biographie Jakob Altmaiers. Die Dissertation wird von Prof. Niedhart (Mannheim) betreut und von der Ernst-Straßmann-Stiftung (Bonn) gefördert.

4 Vgl. Werner Schiele, Juden in Flörsheim am Main. Die Geschichte einer Minderheit auf dem Lande, Flörsheim a. M. 1999.

Schulunterricht jüdischen Religionsunterricht.[5] Für seine Jugend prägender dürfte jedoch die hessische Heimat gewesen sein, der er zeit seines Lebens in einem außergewöhnlich starken Maße verbunden blieb. Ein Ausdruck dieser Heimatverbundenheit waren Altmaiers Artikel in der „Flörsheimer Zeitung", die in Flörsheimer Mundart Ereignisse und Personen der Stadt karikierten.[6]

Erste politische Anstöße erhielt Altmaier durch Zusammenkünfte der ortsansässigen Sozialdemokraten in Wirtschaften oder in der Werkstatt des ortsansässigen Schusters.[7] Die SPD war in Flörsheim, das stark von Landwirtschaft und Handwerk geprägt war und in dem die Zentrumspartei das politische Sagen hatte, bis zum Ersten Weltkrieg eine kleine, stets bekämpfte Minderheit.[8] Ein Schlüsselerlebnis für Altmaiers politische Prägung war eine Rede August Bebels in Rüsselsheim anläßlich einer Nachwahl zum Reichstag im Jahre 1906. Altmaier beschrieb das Erlebte viele Jahre später wie folgt: „Bebel spricht. Wie eine reine helle Glocke klingt seine Stimme, erzählt, klagt, klagt an, beschwört voll Zorn, mahnt, höhnt und mahnt wieder, belehrt, spricht von dem drohenden Gewitter eines alles verschlingenden Krieges und fordert zum Kampf für den Frieden, für Freiheit, soziale Gerechtigkeit, für Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, und für eine bessere und sozialistische Gesellschaftsordnung, und nie hat diese Stimme und Glocke von August Bebel aufgehört in mir zu klingen."[9]

Parallel zu kaufmännischer Lehre und Ableistung des Militärdienstes begann Altmaier im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, journalistisch zu arbeiten. Die „Flörsheimer Zeitung" veröffentlichte seine ersten Artikel.[10] Später volontierte er bei der Frankfurter „Volksstimme" und schrieb seit 1913 für die „Mainzer Volkszeitung". Durch die Mitarbeit an diesen sozialdemokratischen Zeitungen lernte er viel „Parteiprominenz" kennen, darunter Ludwig Quessel, Max Quarck und Hermann Wendel. Mit letzterem verband Altmaier lebenslang eine besonders enge Freundschaft.[11]

Im Sommer 1913 hielt sich Altmaier einige Wochen lang in Frankreich auf, wo er in einer Fabrik arbeitete. Seine Hoffnungen auf eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland, für die er sich nach seiner Rückkehr in der „Flörsheimer Zeitung" einsetzte,[12] wurden schon ein Jahr später durch den Ersten Weltkrieg zunichte gemacht.

Altmaier wurde im August 1914 in das Füsilierregiment 80 der 21. Division im Armeekorps 18 eingezogen, das in den folgenden Jahren in Frankreich, u. a. in Verdun, eingesetzt wurde. In den wenigen erhaltenen Briefen Altmaiers aus dieser Zeit fehlt jegliche Kriegsbegeisterung, es dominieren Schilderungen des „Kriegsalltags" und von Schlachten, an denen er teilnahm. Das Entsetzen über das Erlebte wird in einem Brief

5 Vgl. Abschrift einer Konferenz von Jakob Altmaier mit Julius Klein in Chicago, 19. 12. 1953, in: Archiv der sozialen Demokratie Bonn [künftig zitiert: AsD], Altmaier, Mappe 9.

6 Vgl. Schiele, Altmaier, S. 27–31.

7 Vgl. Jakob Altmaier, Adam Kilb, in: *Volksstimme*, 31. 12. 1919.

8 Vgl. Werner Schiele, Auf roten Spuren. Die Geschichte der Sozialdemokratie in Flörsheim am Main. Hrsg. vom SPD-Ortsverein Flörsheim am Main, Flörsheim a. M. 1988.

9 Zitiert nach Schiele, Altmaier, S. 17.

10 Vgl. Werner Schiele, „Ein Liter Herzblut gehört dieser Zeitung ...", in: *Flörsheimer Zeitung*, 5. 6. 1997 (Jubiläumsausgabe).

11 Vgl. Altmaiers Nachruf auf Hermann Wendel, in: *Das Neue Tagebuch*, Jg. 4 (1936), Nr. 42, S. 1001–1003.

12 Vgl. Jakob Altmaier, Ein Jubiläum, in: *Flörsheimer Zeitung*, 14. 6. 1913.

vom 24. Juli 1916 deutlich: „Über das Grauen hier sträubt sich die Feder, es zu schildern. Die Haare stehen uns zu Berg. Ich habe viel gesehen, aber das noch nicht. Wo man geht und steht, Tote, verfaulende Leichname, zerfetzte Arme, Beine, Rümpfe. Es ist grauenhaft. Hier ist es mit dem Sterben allein nicht getan. Glücklich wer irgendwo anders ein ruhiges Grab fand. Hier werden die Toten noch hundertmal zerfetzt und gemahlen. [...] Es ist schrecklich."[13]

Altmaier erlitt mehrere Verwundungen und wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. 1917 wurde er schließlich als dauerhaft Kriegsbeschädigter aus der Armee entlassen.

Der politische Journalist Altmaier 1917–1933

Als Max Quarck infolge eines seit Kriegsbeginn andauernden Konfliktes um die einzuschlagende politische Richtung innerhalb der Redaktion der Frankfurter SPD-Zeitung „Volksstimme" im Oktober 1917 bei dieser ausschied, wurde Jakob Altmaier sein Nachfolger.[14]

Altmaiers Artikel[15] lassen erkennen, daß er in allen entscheidenden Punkten die „Burgfriedenspolitik" der Parteimehrheit vertrat. So stand die Legitimität der Beteiligung der Sozialdemokraten am Krieg für ihn außer Frage, da er es als Pflicht eines jeden Deutschen betrachtete, sein Land zu verteidigen. Auch die Unterstützung der Reichsregierung fand Altmaiers Zustimmung. Dies hinderte ihn jedoch nicht, deutliche Kritik an den Zuständen im wilhelminischen Obrigkeitsstaat zu üben. Anläßlich der Lesung der Verfassungsreform im preußischen Abgeordnetenhaus im April 1918, bei der es um die Reform des Wahlrechts ging, wies Altmaier auf die überragende Bedeutung der Durchsetzung des freien, allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechts anstelle des Dreiklassenwahlrechts hin: „Fällt die preußische Junker- und Kapitalistenburg, dann ist für die Demokratie in ganz Deutschland der Weg frei, um alle Volkskräfte bis zum letzten Arbeiter im Dienst des Staates nutzbar zu machen."[16] Die Entscheidung des Verfassungsausschusses, das freie, allgemeine, geheime und direkte Wahlrecht abzulehnen, beschreibt Altmaier wenige Tage später als Herabsetzung des deutschen Namens in der Welt und als Schande für Deutschland.

Im Juli 1918 setzte Altmaier sich in mehreren Artikeln mit der Politik der SPD-Fraktion im Reichstag auseinander. Anläßlich der erneuten Zustimmung zu den Kriegskrediten warf er der Fraktion vor, nicht die Chance genutzt zu haben, mit der Regierung und dem Reichstag „Fraktur" geredet zu haben. Sie habe die Hoffnungen des Volkes auf die Partei enttäuscht. „Wie konnte sie wieder in die allgemeine Harmonieduselei verfallen? [...] Es muß hier offen gesagt werden, soweit es sich im knappen Rahmen

13 Zitiert nach Schiele, Altmaier, S. 23.

14 Zu diesem Konflikt vgl. Kurt Koszyk, Zwischen Kaiserreich und Diktatur. Die sozialdemokratische Presse von 1914 bis 1933, Heidelberg 1958, S. 55 ff.

15 Alle politischen Artikel wurden mit einem „A." gezeichnet, nur ganz selten erschienen Artikel mit seinem vollen Namen.

16 Jakob Altmaier, Entscheidungskampf in Preußen, in: *Volksstimme*, 11. 4. 1918.

einer Tageszeitung aussprechen läßt: unsere Fraktion hat diesmal versagt."[17] Offensichtlich habe die Regierung die SPD-Fraktion getäuscht, woraus diese die zwingende Konsequenz ziehen müsse, aus der Reichstagsmehrheit auszuscheiden. Weiter schreibt er: „Mit dem Austritt aus der Reichstagsmehrheit ist es jedoch noch lange nicht getan. Wir müssen durch die Kreditablehnung bekunden, daß wir dem Regierungskurs nicht die Kraft zutrauen, den Krieg bald und ohne Schaden für das Reich zu beenden. Kein Mensch kann daran denken, die Pflicht der Landesverteidigung zu verweigern. Im Gegenteil! Heute denken wir zuerst an Staat und Gegenwart, und weil wir fürchten, durch das autokratische, volksfeindliche Regierungssystem ins Unglück gestürzt zu werden, deshalb bewilligen wir so lange keine Kredite, bis wir zu einem parlamentarischen und freiheitlichen Staat geworden sind. [...] Wenn wir heute die Kredite ablehnen, dann nur aus dem Geist heraus, der sie uns bisher bewilligen ließ."[18] Aus diesen Äußerungen Altmaiers wird ersichtlich, daß seinem politischen Engagement deutlich patriotische Motive zugrunde lagen. Er kämpfte für die sozialdemokratischen Ziele nicht um dieser Ziele willen, sondern um des Wohlergehens Deutschlands willen. Dieses allerdings sah er nur durch die sozialistische Umgestaltung des Landes gewährleistet. Mit dieser Einstellung und auch mit der Ansicht, eine solche Umgestaltung müsse auf parlamentarischem Wege geschehen, befand er sich in voller Übereinstimmung mit der Mehrheit seiner Partei.

Als die von Kiel ausgehende Revolution auch Frankfurt erreicht hatte, hielt es Altmaier nicht mehr in der Redaktion: „Es kribbelt in den Fingerspitzen, und wenn man jahrelang den Tag des Frühlings mit Worten herbeigesehnt, wenn man auf ihn seit Jugendgedenken gläubig gehofft, da bleibe einer in der Stube sitzen und registriere den Zeigerstand."[19] Er wurde Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates in Frankfurt, wo er zunächst die Aufgabe übernahm, die Frankfurter Presse zu kontrollieren.[20] Des weiteren war er an Verhandlungen mit den französischen Besatzungsbehörden beteiligt, reiste im Auftrag des Arbeiter- und Soldatenrates nach Berlin, um dort Beratungen mit dem Rat der Volksbeauftragten durchzuführen, und hielt zahlreiche Reden.

Seine Auffassung über die Durchführung der Revolution wird am besten in einem Artikel vom 7. November 1918 deutlich.[21] Darin begrüßte er zunächst die Gründung des Arbeiter- und Soldatenrates in Kiel, hob dann aber besonders hervor, daß „die politische und soziale Umwälzung in bester Ordnung" geschehen sei. Er war weit von abenteuerlichen Vorstellungen über die Durchführung der Revolution entfernt, vielmehr war für ihn nur auf demokratischem Wege die Umwälzung möglich. Deshalb forderte er Wahlen zum frühestmöglichen Zeitpunkt, um das Volk entscheiden zu lassen.[22]

17 Jakob Altmaier, Quo vadis?, ebd., 16. 7. 1918.

18 Jakob Altmaier, Zur Taktik der Fraktion, ebd., 27. 7. 1918.

19 Jakob Altmaier, Frankfurter Revolutionstage, Frankfurt a. M. 1919, S. 6.

20 Zu Altmaiers Rolle und zum Arbeiter- und Soldatenrat in Frankfurt vgl. Erhard Lucas, Frankfurt 1918/19: Der Arbeiter- und Soldatenrat. Von der Doppelherrschaft zum Einmarsch der Reichswehr, Frankfurt a. M. 1969; Frankfurter Arbeiterbewegung in Dokumenten 1832–1933, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1997.

21 Vgl. Jakob Altmaier, Der Sieg von Kiel, in: *Volksstimme*, 7. 11. 1918.

22 Vgl. Jakob Altmaier, Wie lange noch?, ebd., 17. 12. 1918.

Aus dieser Einstellung heraus verurteilte er schließlich im April 1919 die Münchener Räterepublik. Egal, ob die „Diktatur von einer Adelsklasse, der Bourgeoisie oder dem Proletariat ausgeübt" werde, das Ergebnis müsse immer der Ruin des beherrschten Volkes sein.[23]

Ein weiterer zentraler Aspekt in all seinen Artikeln aus dieser Phase war die Vereinigung von Mehrheitssozialdemokraten und Unabhängigen. Er verurteilte jegliche Bestrebungen, in dieser „historischen" Situation die Spaltung fortzusetzen oder sogar zu vertiefen, als Verbrechen gegenüber dem deutschen Volk. Vor allem, weil davon auszugehen sei, daß das Bürgertum bei den kommenden Wahlen wieder Erfolge erzielen werde, sei es die Pflicht aller Sozialdemokraten, den „Bruderkampf" zu beenden.[24] Als es der SPD nicht gelang, bei der Wahl zur Nationalversammlung die absolute Mehrheit zu erlangen, war für Altmaier eben dieser „Bruderkampf" dafür verantwortlich.[25]

Im Sommer 1919 verließ Altmaier die Redaktion der Frankfurter „Volksstimme", nachdem er als einer der wenigen sozialdemokratischen Journalisten für den „Vorwärts" aus Versailles von den Friedensverhandlungen berichtet hatte. Er zog nach Berlin, wo er eine Stelle in der Reichsregierung, vermutlich in der Pressestelle, antrat.[26] Seine Aufgabe war es, für den „Sozialdemokratischen Pressedienst" über die Aktivitäten der Regierung zu berichten.[27] Daneben schrieb er für den „Vorwärts", die Zeitschrift „Die Glocke"[28] sowie für den „Manchester Guardian".

Ein Schwerpunkt seiner Artikel in dieser Zeit waren die Folgen des Versailler Friedensvertrages, den Altmaier als Werk des übermütigen Kapitalismus und elendes Machwerk bezeichnete. Er bereiste das in dem Vertrag vom Rest Deutschlands abgeschnittene Ostpreußen sowie Oberschlesien, über dessen Zukunft 1921 in einer Abstimmung entschieden werden sollte. "[...] these articles were by far the best on Upper Silesia that have ever appeared in the German press", schrieb F. A. Voigt, der Korrespondent des „Manchester Guardian" in Berlin, über diese Artikel Altmaiers. [29]

Bis etwa Ende 1922 unterstützte Altmaier die Politik seiner Partei, ohne jedoch auf Kritik zu verzichten. Er votierte für die „Erfüllungspolitik" der Regierung Wirth, um nicht der Ablehnung der alliierten Forderungen durch das Bürgertum entgegenzuarbeiten. Auch in bezug auf die Koalitionspolitik befürwortete Altmaier in dieser Phase die Politik seiner Partei, weil sie in seinen Augen dem Interesse des deutschen Volkes diente. Was ihm an seiner Partei mißfiel, war der obrigkeitsstaatliche Geist des

23 Vgl. Jakob Altmaier, Christus oder Barrabas?, ebd., 17. 4. 1919.

24 Vgl. Anm. 22.

25 Vgl. Jakob Altmaier, Heraus aus dem Sumpf!, ebd., 29. 1. 1919.

26 Die wenigen vorhandenen Quellen zu diesem Thema geben keine eindeutige Auskunft zu dieser Frage. Vgl. Jakob Altmaier zum Abschied, in: *Flörsheimer Zeitung*, 2. 10. 1919; Sitzung des Parteivorstandes, Parteiausschusses und der Parteiredakteure am 27. 1. 1920 im Reichstag, in: Protokolle der Sitzungen des Parteiausschusses der SPD 1912–1921. Hrsg. von Dieter Dowe, Berlin 1980, S. 798 f.

27 Über den „Sozialdemokratischen Pressedienst" konnten bislang so gut wie keine Informationen gesammelt werden. Bestände dieses Pressedienstes sind offensichtlich nicht erhalten.

28 Vgl. Thomas Dietzel und Hans-Otto Hügel, Deutsche literarische Zeitschriften 1880–1945, Bd. 2, München 1988, S. 499.

29 F. A. Voigt an C. P. Scott, Cricklewood, 1. 12. 1920, in: University of Manchester, Manchester Guardian Archive, A/A26/3a.

Kaiserreiches, der auch in der SPD noch bestehe und keine wirkliche Kritik innerhalb der Partei zulasse.[30]

Das Jahr 1923, das durch die Besetzung des Ruhrgebietes, Hyperinflation, Separatismusbestrebungen sowie Aufstandsbewegungen von rechts- und linksradikaler Seite geprägt war,[31] war für Jakob Altmaier das Jahr, in dem sich seine Einstellung zur Politik seiner Partei entscheidend veränderte. In den Artikeln über die Ruhrbesetzung verurteilte er vor allem die massenhaften Ausweisungen von Deutschen aus den besetzten Gebieten und wehrte sich gegen den Vorwurf, nationalistisch zu argumentieren. Genauso, wie er im eigenen Land gegen alle, die für Völkerhaß, Krieg und Zerstörung einträten, kämpfe, müsse er gegen „Schurkenstreiche fremder Machthaber, begangen an fremdem Volk, protestieren".[32]

Die Hauptschuld für die katastrophale Situation in den besetzten Gebieten sah er jedoch bei der bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaft, die die „Erfüllungspolitik" jahrelang sabotiert hätte und die auch nun, während der Besetzung, als einzige von dieser profitieren würde. Altmaier argumentierte hier ganz im Sinne der marxistischen Gesellschaftsanalyse und sah deshalb nicht im passiven Widerstand gegen die Besatzer das Hauptkonfliktfeld, sondern im Kampf zwischen Staat und Wirtschaft, der nach dem Ende der Besetzung in Deutschland ausgetragen werden müsse. „Kampf zwischen Staat und Wirtschaft, das ist die große historische Linie, in der die innenpolitischen Ereignisse der letzten fünf Jahre wurzeln, die entscheidend gewesen ist für die Außenpolitik der deutschen Republik und die entscheidend sein wird im außenpolitischen Ringen um den Bestand des Reiches. Der Arbeiterschaft war die ‚Erfüllungspolitik' nicht ein demütiges Winseln vor überstarken englisch-französischen Imperialisten und Militaristen. Es war der einzige Ausweg vor einer Katastrophe, wie sie uns jetzt droht: vor der Zerreißung Deutschlands, die zugleich das Ende der politischen Einheit und das Ende der einheitlichen großen deutschen Arbeiterbewegung bedeuten würde."[33]

Aus der Analyse des Bürgertums als einer gesellschaftlichen Klasse, die gegen die Interessen des Staates handele, ergab sich für Altmaier die logische Konsequenz, daß die SPD nicht *mit* den bürgerlichen Kräften, sondern *gegen* diese arbeiten müsse.

Diese der Mehrheitspolitik seiner Partei widersprechenden Positionen konnte Altmaier nicht im „Vorwärts" oder in der „Glocke" vertreten. Er veröffentlichte seine Artikel in dieser Phase in der Zeitschrift „Sozialistische Politik und Wirtschaft", die von Paul Levi, dem früheren KPD-Vorsitzenden, im Februar 1923 gegründet worden war.[34] Altmaier gehörte bis zum Frühjahr 1924 zu den festen Mitarbeitern dieser Zeitschrift, die schon bald das wichtigste Organ der linken Opposition innerhalb der SPD wurde[35]

30 Vgl. Jakob Altmaier, Kaisersozialisten, in: *Die Glocke,* Jg. 7 (1921/22), H. 25/26, S. 679–683.

31 Vgl. Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, 2. Aufl., Bonn 1985, Kap. 4.

32 Vgl. Jakob Altmaier, Die Ausweisungs-Schmach, in: *Vorwärts,* Jg. 40, Nr. 188, 23. 4. 1923.

33 Jakob Altmaier, Staat und Proletariat, in: *Sozialistische Politik und Wirtschaft,* Nr. 34, 21. 6. 1923.

34 Zu dieser Zeitschrift vgl. Hans-Ulrich Ludewig, Die „Sozialistische Politik und Wirtschaft". Ein Beitrag zur Linksopposition in der SPD 1923 bis 1928, in: *IWK,* Jg. 17 (1981), H. 1, S. 14–41.

35 Zur linken Opposition in der SPD vgl. u. a. Dietrich Klenke, Die SPD-Linke in der Weimarer Republik. Eine Untersuchung zu den regionalen organisatorischen Grundlagen und zur politischen Praxis und Theoriebildung des linken Flügels der SPD in den Jahren 1922–1932, Münster 1989, sowie Ernst

und die, ganz im Sinne Altmaiers, den Rücktritt der Regierung Cuno sowie das Ende der Unterstützung der bürgerlichen Parteien durch die SPD und der Zusammenarbeit mit ihnen sowie das baldige Ende des passiven Widerstandes forderte.

Altmaiers Artikel in dieser Zeit sind gleichzeitig von der Hoffnung auf eine Änderung der SPD-Politik und von immer stärker werdenden Zweifeln an seiner Partei gekennzeichnet.

Im Februar 1924 schrieb Altmaier einem Freund: „Versammlungen, Versammlungen, innere Konflikte. 12 Jahre bin ich jetzt in dieser Partei und gehöre innerlich nicht mehr dazu. Jeder Tag sagt mir aufs Neue: heraus. Aber wohin?"[36] Wenige Tage später entschloß sich Altmaier, aus der SPD auszutreten und sich dem Sozialistischen Bund[37] anzuschließen. Diese Partei war von Georg Ledebour[38] im März 1924 gegründet worden und verurteilte die Politik von SPD, USPD und KPD gleichermaßen, trat jedoch aufgrund der von ihr hervorgehobenen aktuellen Faschismusgefahr für die Einheit aller linken Parteien ein. Sie erhob den Anspruch, als einzige linke Partei eine wirklich sozialistische Politik zu betreiben und als einigende Kraft für das deutsche Proletariat zu wirken. Bei der Wahl zum Reichstag im Mai 1924 trat Altmaier erfolglos als Kandidat für den Sozialistischen Bund an, der insgesamt nur 0,1 Prozent der Stimmen erhielt.

In den folgenden zwei Jahren engagierte sich Altmaier außerdem in der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH)[39], in der er im Reichsvorstand zusammen mit Fritz Weiss für den Bereich Propaganda verantwortlich war.[40] Aus einer Einleitung zu einem Buch mit Reden von Ferdinand Lassalle, das 1925 im Neuen Deutschen Verlag veröffentlicht wurde,[41] lassen sich Altmaiers Positionen ablesen. Nach einer Einordnung Lassalles in die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung hebt er die Aktualität der in dem Buch veröffentlichten Reden hervor. Die Reden seien so aktuell, weil sich die politischen Vorgänge zur Zeit Lassalles in der Weimarer Republik wiederholten. „Seine Nachfahren setzen Fett an und verfaulen im Lotterbett bürgerlicher Koalitionen. Es ist, als hätte er nie gelebt und nie den Arbeitern zugerufen: ‚Das Proletariat allein ist der Fels, auf dem die Kirche der Gegenwart errichtet wird.' Heute wie damals ist die Frage der proletarischen Revolution die wahre nationale, und nichts ist wiederum gebieterischer, als die Arbeiterklasse loszulösen von allen bürgerlichen Illusionen und sie zum Klassenkampf,

[Forts. von Anm. 35]
Wolowicz, Linksopposition in der SPD von der Vereinigung mit der USPD 1922 bis zur Abspaltung der SAPD 1931, 2 Bde., München 1983.

36 Zitiert nach Schiele, Altmaier, S. 54.

37 Vgl. Dieter Engelmann, Die Nachfolgeorganisationen der USPD, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Jg. 33 (1991), H. 1, S. 37–45.

38 Vgl. Ursula Ratz, Georg Ledebour 1850–1947, Berlin 1969.

39 Zur IAH vgl. u.a. Rolf Becker, Die Internationale Arbeiterhilfe (IAH) in Deutschland 1921–1933, Diss., Potsdam 1972; Rolf Surmann, Die Münzenberg-Legende. Zur Publizistik der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung 1921–1933, Köln 1983; Bärbel Schrader, Willi Münzenbergs Verlags- und Pressearbeit für die internationale Arbeiterbewegung, in: *Weimarer Beiträge*, Jg. 35 (1989), H. 8, S. 1261–1276.

40 Vgl. Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin [künftig zitiert: SAPMO-BArch], RY 9, 6/7/5, Bl. 4.

41 Vgl. Ferdinand Lassalle, Reden. Mit einem Vorwort von Jakob Altmaier, Berlin 1925.

zur Revolution zu führen."[42] In den Jahren 1924 bis 1926 zählte Altmaier auch zu den Mitarbeitern der „Weltbühne". Auch hier kommentierte er mit spitzer Feder die sozialdemokratische Politik.

Angesichts der geschilderten politischen Positionen Altmaiers in dieser Phase ist es erstaunlich, daß er ab etwa 1926 wieder hauptberuflich für den „Sozialdemokratischen Pressedienst" arbeitete. Die vorliegenden Quellen geben diesbezüglich kaum Aufschluß. Es ist nur zu vermuten, daß Altmaier zu der Überzeugung kam, daß es im linken Parteienspektrum keinen Platz für eine sozialistische Partei oder eine Gruppierung gab, die über Parteigrenzen hinweg als eine einigende Kraft für die gesamte deutsche Arbeiterbewegung wirken konnte. Schließlich hatte er selbst diese Erfahrung 1924 mit dem Sozialistischen Bund gemacht. Und seine Mitarbeit in der kommunistisch inspirierten IAH mußte ihn über kurz oder lang vor die Entscheidung stellen, ob er sich für eine totalitäre, undemokratische Bewegung engagieren sollte, was ihm aufgrund seiner grundlegenden politischen Vorstellungen nicht möglich war. Nicht zuletzt wird die Tatsache eine Rolle gespielt haben, daß Altmaier, der seit Mitte 1922 ohne eine feste Anstellung war, diese beim „Sozialdemokratischen Pressedienst" erhielt.

In den Jahren bis 1933 war Altmaier Korrespondent dieses Pressedienstes in Paris, Belgrad und London. In dieser Funktion lieferte er Informationen und Meldungen aus den jeweiligen Ländern an den Pressedienst, der dann für die Verbreitung in der deutschen sozialdemokratischen Presse sorgte. Die wenigen überlieferten Artikel aus dieser Zeit sind hauptsächlich unpolitische Reportagen, Reiseberichte oder Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg.

Zu Jugoslawien entwickelte Altmaier in dieser Zeit eine besondere Beziehung. Hermann Wendel, früherer Reichstagsabgeordneter der SPD und Mitarbeiter der Frankfurter „Volksstimme", war es, der das Interesse Altmaiers für die Geschichte des Balkans weckte.[43] In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre hielt Altmaier sich oft für längere Zeit in Belgrad auf, und ab Mitte 1929 war er der Korrespondent des „Sozialdemokratischen Pressedienstes" in Belgrad. Er unterstützte den südslawischen Staat, der nach dem Ersten Weltkrieg als „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen"[44] gegründet worden war, und trat auch darüber hinaus für die südslawische Einigungsbewegung ein, die für ihn die beste Lösung der politischen Probleme auf dem Balkan darstellte. Im Januar 1929 setzte der jugoslawische König Alexander die Verfassung außer Kraft, verbot alle Parteien auf nationaler oder konfessioneller Basis und bestimmte sich selbst als Träger aller staatlichen Gewalt. Altmaier traf im Sommer 1929 also in einer sehr angespannten Situation in Belgrad ein. Er versuchte, objektiv über die Situation in Jugoslawien zu berichten, wurde aber von Anfang an in seiner journalistischen Arbeit durch die Presseabteilung der jugoslawischen Regierung behindert. Schließlich wurde Altmaier im August 1929 aus Jugoslawien ausgewiesen.[45] Nach der Tätigkeit in Belgrad berichtete Altmaier sowohl aus Paris als auch aus London. Seine

42 Jakob Altmaier, Vorwort, ebd., S. 13 f.

43 Zu Hermann Wendel vgl. Roswitha Bauer, Hermann Wendel als Südosteuropa-Publizist, Neuried 1985.

44 Vgl. hierzu Holm Sundhausen, Geschichte Jugoslawiens 1918–1980, Stuttgart u. a. 1982.

45 Vgl. hierzu den Artikel Diktatur gegen Pressefreiheit. Der Sozialdemokrat Jakob Altmaier muß Belgrad verlassen, in: *Volksstimme,* 22. 8. 1929.

Artikel umfassen Beschreibungen und Reportagen über Alltag und Besonderheiten in den jeweiligen Ländern, z. B. über eine Wahrsagerin in Paris[46] oder einen Wochenendausflug nach Sussex.[47]

Altmaier, der 1919 nach Berlin gegangen war, engagierte sich seit 1927 wieder verstärkt in der hessischen SPD.[48] So hielt er z. B. im März 1927 auf einer Konferenz in Frankfurt das Grundsatzreferat und war auch Redner auf diversen öffentlichen Veranstaltungen der SPD. Im März 1928 bewarb er sich ein weiteres Mal um eine Kandidatur für den Reichstag, unterlag aber auf einer Konferenz des Unterbezirkes Höchst-Homburg-Usingen einem anderen Kandidaten. 1929 nahm Altmaier an der innerparteilichen Diskussion über das Wehrprogramm teil und legte auf einer Unterbezirkskonferenz eine Resolution vor, in der er sich dafür einsetzte, daß das Wehrprogramm auf dem Magdeburger Parteitag der SPD im Mai 1929 nicht zur Abstimmung gelangen, sondern zunächst weiter in den Parteigremien diskutiert werden sollte. Auf der gleichen Konferenz wurde er als Delegierter des Unterbezirks für den Parteitag gewählt.

Neben seiner Tätigkeit für den „Sozialdemokratischen Pressedienst" und dem parteipolitischen Engagement schrieb Altmaier von 1926 bis Anfang der dreißiger Jahre für die „Frankfurter Zeitung", wo er u. a. näheren Kontakt zu Joseph Roth fand. Gegen Ende der Weimarer Republik lebte Altmaier überwiegend wieder in Deutschland. Seine berufliche Situation war unsicher, so daß er die ihm gebotene Möglichkeit nutzte, für den Südwestdeutschen Rundfunk in Frankfurt als Kommentator zu arbeiten.[49]

Altmaier im Exil 1933–1945

Altmaier erlebte die Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 in Berlin. Nach seiner eigenen Schilderung wurde er von dem amerikanischen Journalisten Knickerbocker gewarnt, in dieser Nacht nicht zu Hause zu schlafen, da er auf der „schwarzen Liste" der Nazis stehe.[50] Er übernachtete dann beim Korrespondenten der Londoner „Times", Ebutt. Trotz der Tatsache, daß Altmaier unmittelbar gefährdet war, hielt er sich noch mehrere Wochen in Deutschland auf, in denen er wahrscheinlich noch Wahlversammlungen für die SPD in Sachsen durchführte.[51] Anfang April floh Altmaier mit Hilfe von Ellen Wilkinson, einer englischen Labourabgeordneten, F. A. Voigt, dem Korrespondenten des „Manchester Guardian", sowie Lady Rhonda, der Herausgeberin der englischen Zeitschrift „Time and Tide", nach Frankreich.[52]

Bis 1935 lebte Altmaier in Paris,[53] zunächst im Haus seines Freundes F. A. Voigt, reiste jedoch häufiger nach Jugoslawien, Bulgarien, Griechenland und Albanien. Er

46 Vgl. Jakob Altmaier, Madame Augusta, in: *Frankfurter Zeitung*, Nr. 29, 11. 1. 1930, S. 1.
47 Vgl. Jakob Altmaier, The Spinney, ebd., Nr. 270, 12. 4. 1931, S. 8.
48 Zum Folgenden vgl. Schiele, Altmaier, S. 58 ff.
49 Vgl. Henry Schaefer-Simmern an Jakob Altmaier, Berkeley, 21. 3. 1950, in: AsD, Altmaier, Mappe 5.
50 Vgl. Jakob Altmaier, Schwarzer Montag in Berlin, in: *Telegraf*, 30. 1. 1963.
51 Vgl. Schiele, Altmaier, S. 61.
52 Vgl. Ellen Wilkinson an Jakob Altmaier, London, 11. 10. 1945, in: AsD, Altmaier, Mappe 5.
53 Vgl. Dossier Jakob Altmaier, Nr. 1/1/12440, in: Centre des Archives Contemporaines Paris (Aktenzeichen 940432/131).

schrieb hauptsächlich für das „Pariser Tageblatt" sowie für englische und jugoslawische Zeitungen. Außerdem gehörte er dem von Georg Bernhard geleiteten Verband deutscher Journalisten in der Emigration an.[54] Die aus dieser Zeit vorliegenden Artikel beschäftigen sich ausschließlich mit Balkanangelegenheiten und umfassen sowohl Reiseberichte, z. B. über Tirana[55] oder Dubrovnik[56], als auch politische Artikel.[57] Vor allem in den Artikeln über Jugoslawien wird Altmaiers Sympathie für die südslawische Einheit immer wieder deutlich, die für ihn auch in bezug auf den Frieden in Europa von großer Bedeutung ist. Er knüpfte auch besonders enge persönliche Freundschaften zu jugoslawischen Politikern, u. a. zum jugoslawischen Außenminister Cinsar Marković.

Altmaiers Kontakte zur SPD in dieser Phase waren nicht besonders eng. Es ist bisher nur ein Artikel bekannt, den Altmaier unter dem Pseudonym „B. Kutscher" für den „Neuen Vorwärts" in Prag schrieb.[58] Darüber hinaus hielt er engeren brieflichen Kontakt zu Philipp Scheidemann, der in Kopenhagen im Exil lebte. Außerdem ist belegt, daß Altmaier als ein Vertreter der SPD Ende 1935 an zwei Sitzungen zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront teilgenommen hat.[59] In einer Sitzung am 22. November 1935 stimmte Altmaier den Ausführungen Willi Münzenbergs zu, der für die Bildung einer deutschen Volksfront mit all den Gruppen eingetreten war, die für die Wiederherstellung der demokratischen Rechte in Deutschland seien. Inhaltlich sah Münzenberg den Schwerpunkt bei der Lösung der wirtschaftlichen Fragen, was Altmaier, der in der Weimarer Republik für die Umsetzung der Demokratie auch im wirtschaftlichen Bereich eingetreten war, ebenfalls befürwortete.

Altmaier orientierte sich seit 1935 stärker nach Jugoslawien – im Februar zog er nach Belgrad –, nicht zuletzt aus beruflichen Gründen, denn er konnte als „Balkanspezialist" sicherlich mehr Artikel in der deutschsprachigen Exilpresse und in ausländischen Blättern veröffentlichen, als in Paris einer von vielen emigrierten deutschsprachigen Journalisten zu sein. Neben Reiseberichten publizierte er in dieser Zeit auch politische Artikel, z. B. über den jugoslawisch-italienischen Vertrag von März 1937.[60]

Im April 1937 reiste Altmaier zum ersten Mal nach Spanien, um für „Populaire", die Zeitschrift der französischen sozialistischen Partei, über den Spanischen Bürgerkrieg zu berichten. Er hielt sich bis Juli in Spanien auf und reiste während dieser Zeit durch das ganze Land. Seine Artikel wurden im Juni 1937 in großer Aufmachung in „Populaire" veröffentlicht, einige von diesen Artikeln brachte auch das „Pariser Tageblatt" in deutscher Übersetzung. Altmaiers erste Berichte aus Spanien waren vornehmlich Schilderungen des Kriegsalltages im umkämpften Madrid, in den weiteren Artikeln beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Rolle der internationalen Brigaden in den ersten

54 Vgl. Mitgliederliste vom Oktober 1935, in: Bundesarchiv Berlin [künftig zitiert: BArch], R 8052/5.

55 Vgl. Jakob Altmaier, Zwischen Esel und Flugzeug ... Die beiden Pole des Lebens in Tirana, in: *Pariser Tageblatt*, 20. 2. 1935.

56 Vgl. Jakob Altmaier, Blaue Adria, ebd., 13. 7. 1934.

57 Vgl. Jakob Altmaier, Parlamentswahlen in Jugoslawien, ebd., 4. 5. 1935.

58 Vgl. B. Kutscher [Jakob Altmaier], Das „Dritte Reich" auf Reisen, in: *Neuer Vorwärts*, Nr. 52, 10. 6. 1934.

59 Vgl. Die wichtigsten Reden aus der Sitzung zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront am 22. November 1935, undatiert, in: Arbeiderbevegelsens Arkiv og Bibliotek Oslo, SAP-Archiv, Box 6, Mappe 48, Nr. 57, und Bericht vom 15. 12. 1935, ebd., Box 2, Mappe 14, Nr. 81.

60 Vgl. Jakob Altmaier, Zwischen Belgrad und Rom, in: *Pariser Tageszeitung*, 30. 3. 1937.

Monaten des Bürgerkrieges sowie vor allem mit der Bildung einer ordentlichen spanischen Volksarmee, die in seinen Augen über Sieg oder Niederlage entscheiden mußte.[61] Die Aufgabe der internationalen Brigaden im Sommer 1937 sah Altmaier hauptsächlich als Erzieher und Ausbilder der spanischen Volksarmee. Diese im Entstehen begriffene Armee sei von dem Geist der Schulung, Ordnung und Disziplin geprägt. Die Tatsache, daß in den von ihm besuchten Einheiten großer Wert auf die Alphabetisierung der Soldaten sowie auf deren politische Schulung gelegt wurde, beeindruckte ihn sehr. Die Bedeutung dieses Bürgerkrieges beschrieb er Ende Juni 1937 folgendermaßen: „Der Krieg ist zu einem nationalen Befreiungs- und Unabhängigkeitskrieg gegen den Faschismus und gegen die faschistische Invasion geworden. Es ist eine Schlacht um die Demokratie, die Freiheit und den Fortschritt in Europa."[62]

Ende 1937 reiste Altmaier erneut als Sonderberichterstatter nach Spanien. Er zeigte sich sehr angetan von den Fortschritten bei der Bildung der spanischen Volksarmee und hob dies als große militärische Leistung hervor. Diese Armee sei zur Zelle einer sich neu bildenden und geeinten spanischen Nation und einer neuen sozialen Ordnung geworden.[63] Altmaier beschrieb auch die internationale Dimension des Bürgerkrieges. Dem Aufmarsch der „Mächte der Finsternis", der Reaktion und des Faschismus stellten sich nationale Unabhängigkeit, Freiheit, soziale Demokratie und die internationale Solidarität der Bedrückten aller Länder entgegen.[64] „In Spanien wird die erste Schlacht gegen den Faschismus geschlagen. Die spanische Republik blutet auch für uns. Wenn wir und alle Kräfte der europäischen Demokratie und des Fortschritts nicht mit ihr sind, wer soll mit ihr sein? Mit jedem Soldat, der auf den spanischen Schlachtfeldern verblutet, sinkt auch ein Held und Kämpfer für unsere Freiheit ins Grab."[65] Im Januar 1938 verließ Altmaier Spanien und reiste nach Paris. Seine Reportagen aus Spanien wurden wenige Wochen später unter dem Titel „Sur le front de la liberté. Un reportage en Espagne républicaine" veröffentlicht.[66]

Altmaier kehrte nicht nach Jugoslawien zurück, sondern war unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Spanien beim Sender der Deutschen Freiheitspartei (DFP) beschäftigt.[67] Dieser war Anfang 1938 von Karl Spiecker, einem führenden Mitglied der DFP, auf einem Fischerboot eingerichtet worden und sendete, im Ärmelkanal hin und her kreuzend, deutschsprachige Programme nach Deutschland. Altmaier war der erste „Redakteur" und Sprecher dieses Senders, wurde jedoch nach kurzer Zeit von Ernst Langendorf abgelöst.[68]

61 Vgl. Jakob Altmaier, Die spanische Volksarmee, ebd., 25. 6. 1937.
62 Ebd.
63 Vgl. Jakob Altmaier, Die neue Volksarmee, ebd., 26. 1. 1938.
64 Vgl. ebd.
65 Ebd.
66 Vgl. Jakob Altmaier, Sur le front de la liberté. Un reportage en Espagne républicaine, Paris 1938.
67 Zur Deutschen Freiheitspartei vgl. Beatrix Bouvier, Die Deutsche Freiheitspartei (DFP). Ein Beitrag zur Geschichte der Opposition gegen den Nationalsozialismus, Frankfurt 1969, sowie Astrid von Pufendorf, Otto Klepper (1888–1959). Deutscher Patriot und Weltbürger, München 1997; zum Sender vgl. Conrad Pütter, Rundfunk gegen das „Dritte Reich". Ein Handbuch, München 1986.
68 Vgl. Ernst Langendorf an Deutsches Rundfunkarchiv, 13. 4. 1976, S. 1, in: Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt a. M., Korrespondenz Langendorf.

Bis kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges lebte Altmaier in Paris. Dort beteiligte er sich an den Aktivitäten des Bundes Neues Deutschland.[69] Diese Gruppe wurde Anfang 1938 u. a. von Hugo Simon, Willi Münzenberg und Hans Siemsen gegründet.[70] Weitere Mitglieder waren Thomas Mann, Karl Barth, Paul Tillich, René Schickele, Veit Valentin, Fritz von Unruh und andere deutsche Emigranten. Ihr Ziel war die Zusammenfassung aller Hitlergegner im Exil, unabhängig von den parteipolitischen Ansichten, und die Herstellung des Kontaktes zwischen diesen und den in Deutschland lebenden Hitlergegnern, vor allem in den Bereichen Wirtschaft und Wissenschaft, um diese Kräfte zu unterstützen. Das Fernziel sah der Bund in der „Wiedereingliederung Deutschlands in die Gesellschaft gesitteter Völker und freier Nationen zur endlichen Schaffung einer europäischen Staatengemeinschaft, in der Deutschland seinen Platz einnimmt, wie jeder andere, nicht gehaßt und gefürchtet, sondern geehrt und geachtet [...]".[71] Mit diesen Zielen ähnelte der Bund der Deutschen Freiheitspartei, die ebenfalls unabhängig von den großen im Exil existierenden politischen Parteien und parteiübergreifend von außen auf die innerdeutsche Situation Einfluß nehmen wollte. Der Schwerpunkt der Aktivitäten des Bundes im Sommer 1938 lag bei den Vorbereitungen für den Beitrag der deutschen Emigration zur Weltausstellung in New York 1939. Altmaier entwarf im Juni 1938 das grundlegende Konzept für einen solchen Beitrag. Wichtig war ihm, daß die Botschaft des Beitrages positiv sein sollte. „Die Emigration darf nicht als Klagefrau erscheinen, die Mitleid erwecken will. Es ist wenig damit getan, immer nur seine Wunden zu zeigen und zu weinen. Es ist genug geweint und gejammert worden."[72] Der deutsche Kampf um die Demokratie sollte u. a. anhand der Stationen „Paulskirche" und „1918" als Gegenbild zum nazistischen Deutschland der Gegenwart dargestellt werden. Außerdem sollten die Ziele der Emigration verdeutlicht werden. Es galt, das Bild eines Deutschlands des Friedens, der Völkerverständigung und der Freiheit zu entwerfen, das zum Segen und nicht zum Fluch der Menschheit werden sollte.[73]

Altmaier und der Bund gerieten aufgrund ihres Engagements für einen Beitrag der deutschen Emigration auf der New Yorker Weltausstellung mit dem Schutzverband deutscher Schriftsteller (SDS) in Konflikt, der ebenfalls mit den Vorbereitungen für einen solchen Beitrag begonnen hatte. Bruno Frei, Mitarbeiter des SDS, warf Hans Siemsen in einem Brief vor, der Bund habe durch eine öffentliche Veranstaltung zu dem Thema – in dieser Veranstaltung am 26. Juni 1938 hatte Altmaier seine Überlegungen dargelegt – den Eindruck erweckt, nicht mehr an einer Zusammenarbeit interessiert zu sein.[74] Es ist nicht klar, wie dieser Konflikt ausgegangen ist, jedoch war der Bund Neues Deutschland nicht in dem Arbeitsausschuß der deutschen Emigration vertreten, der schließlich die Materialien für die Ausstellung vorbereitete.[75]

69 Zu dieser Gruppe gibt es in der Literatur kaum Hinweise; die bisher einzige Ausnahme bildet Hugo Simon, Paris – Vorkriegswolken 1933, in: *Exil,* Nr. 1 (1983), S. 52–60.

70 Vgl. Hans Siemsen an Hugo Simon, 21. 8. 1938, in: SAPMO-BArch, NY 2286/14, Bl. 130.

71 Bund Neues Deutschland, Manuskript, ebd., Bl. 3.

72 Jakob Altmaier, Weltausstellung in New York '39, ebd., NY 2286/29, Bl. 13.

73 Vgl. ebd., Bl. 13 ff.

74 Vgl. Bruno Frei an Bund Neues Deutschland, 13. 9. 1938, ebd., NY 2286/17, Bl. 58.

75 Vgl. Alfred Kantorowicz, Der Freiheitspavillon, in: *Neue Weltbühne,* Nr. 4, 26. 1. 1939, S. 111 ff.

Was das Wirken Altmaiers in dieser kleinen Gruppe angeht, so gilt für ihn sicherlich das, was Hugo Simon rückblickend über den Bund Neues Deutschland geschrieben hat: „Wir waren uns wohl bewußt, daß wir keine weite Wirkung ausstrahlen konnten, aber wir wollten mit einem reinen Gewissen vor uns und der richtenden Nachwelt dastehen."[76]

Mit dem Personenkreis, mit dem Altmaier schon im Bund Neues Deutschland zusammengearbeitet hatte, engagierte er sich auch in anderen Organisationen, so z. B. in der deutschen Gruppe der Union Franco-Allemande[77] und als Mitarbeiter der von Willi Münzenberg seit 1938 herausgegebenen Zeitschrift „Die Zukunft".[78]

Im September 1938 erlitt Altmaier in Paris einen Herzinfarkt und war längere Zeit danach arbeitsunfähig.[79] Ende 1938 und Anfang 1939 war er ständiger Gast im Bistro des Hôtel de la Poste in der Rue du Tournon, das der Treffpunkt des Kreises um Joseph Roth war, den Altmaier schon seit seiner Mitarbeit an der „Frankfurter Zeitung" in den zwanziger Jahren kannte.[80]

Im Frühjahr 1939 beantragte Altmaier die Aufnahme in den PEN-Club im Exil.[81] Er wollte nach Jugoslawien zurückkehren, was angesichts der dortigen politischen Lage nicht ganz ungefährlich war, und betrachtete daher die Mitgliedschaft im PEN-Club als Sicherheit. Diese Vorsicht erwies sich als angebracht, denn Altmaier wurde am 8. Mai 1939 vom nationalsozialistischen Deutschland ausgebürgert.[82] Die Mitgliedschaft im PEN-Club, die er im Juni erhielt, bot ihm so ausreichend Schutz, um nach Jugoslawien zu reisen.

In Belgrad lebte Altmaier bis zum Sommer 1940 im Haus von Milan Gavrilović, dem Vorsitzenden der Serbischen Bauernpartei.[83] Er unterhielt ebenfalls Kontakte zur Presseabteilung der englischen Botschaft, insbesondere zu Julian Amery, der später Ministerposten im englischen Kabinett innehaben sollte.[84] Über diese Verbindungen kam er vermutlich im Sommer 1940 in Kontakt mit dem britischen Geheimdienst Special Operations Executive (SOE), der vor allem für subversive Aktionen und Propaganda gegen den Feind verantwortlich war und dessen Ziel es war, Widerstandsbewegungen in den von Deutschland besetzten Ländern aufzubauen.[85] Altmaier schrieb Propagandaschriften in jugoslawischer Sprache und war der Hauptberater der Propagandaabteilung des SOE. Von September 1940 bis Anfang 1941 hielt sich Altmaier in Griechenland auf, wo er als Berater für den Aufbau der griechischen Abteilung des SOE arbeitete.

76 Hugo Simon (Anm. 69), S. 57.

77 Vgl. Mitgliederliste, undatiert, in: AsD, Friedrich Stampfer, Mappe 11.

78 Zu dieser Zeitschrift vgl. Hans-Albert Walter, Deutsche Exilliteratur 1933–1950. Bd. 4: Exilpresse, Stuttgart 1978, S. 128 ff.

79 Vgl. Bescheinigung von Benno Levy, 19. 5. 1955, in: AsD, Altmaier, Mappe 7.

80 Vgl. Soma Morgenstern, Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen, Berlin 1998, S. 226 ff.

81 Vgl. Jakob Altmaier an Rudolf Olden, 30. 3. 1939, in: Deutsche Bibliothek, Exil-Archiv, Deutscher PEN-Club im Exil, EB 75/175. Willi Münzenberg und Kurt Kersten empfahlen Altmaier für die Aufnahme in den PEN-Club.

82 Vgl. Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933–1945 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen. Hrsg. von Michael Hepp, 3 Bde., München 1985 (Liste Nr. 104, 8. 5. 1939).

83 Vgl. Julian Amery, Approach March. A Venture in Autobiography, London 1973, S. 147 ff.

84 Vgl. ebd.

85 Zur SOE ist mittlerweile eine umfangreiche Literatur vorhanden. Als Einführung vgl. M. R. D. Foot, SOE. The Special Operations Executive 1940–1946, London 1984.

Darüber hinaus war er Sprecher von Propagandasendungen, die vom Athener Radio ausgestrahlt wurden. Kurz vor der Okkupation Griechenlands gelang Altmaier die Flucht nach Kairo, wo auch die SOE-Zentrale war. Dort, in London und in Jerusalem arbeitete er in den folgenden Jahren als Balkanspezialist, ohne daß die genauen Aufgaben Altmaiers oder die Abteilungen, für die er arbeitete, näher beschrieben werden können. Altmaier pflegte während des Krieges nicht nur enge Kontakte zu hohen Vertretern der jugoslawischen Exilregierung, z. B. dem Minister Milan Gavrilović oder dem offiziellen Vertreter der jugoslawischen Exilregierung in Kairo, Jovan Djonović, sondern war sogar Mitglied der jugoslawischen Gesandtschaft in Kairo. Er besaß also in dieser Zeit einen jugoslawischen Paß.[86] Jakob Altmaier erlebte das Ende des Zweiten Weltkrieges in Kairo und blieb dort bis zum Ende des Jahres 1945.[87]

Entscheidung für Deutschland 1945–1963

Nach zwölf Jahren Exil mußte Altmaier für sich die Frage beantworten, ob er nach Deutschland zurückkehren wollte. Zunächst versuchte er erfolglos, als Journalist in Palästina zu arbeiten.[88] Obwohl er inzwischen erfahren hatte, daß viele seiner Angehörigen von den Nationalsozialisten ermordet worden waren, entschloß sich Altmaier dann gegen Ende des Jahres, nach Deutschland zu reisen und dort Arbeitsmöglichkeiten zu erkunden. In Deutschland besuchte Altmaier seine Heimatstadt Flörsheim und knüpfte erste Kontakte zu deutschen Verwaltungsstellen auf einer Landrätetagung in Niederflorstadt (Kreis Friedburg).[89] Er lehnte aber ein Angebot der amerikanischen Militärregierung ab, Mitherausgeber der „Frankfurter Rundschau" zu werden.[90] Seit Februar 1946 lebte Altmaier abwechselnd in London und Paris. Er arbeitete wieder als Journalist, u. a. als Korrespondent für den Berliner „Telegraf", und reiste in dieser Funktion oft nach Deutschland, ohne jedoch endgültig zurückzukehren. Diese Reisen nach Deutschland benutzte Altmaier auch, um mit der SPD in Verbindung zu treten. Er übernahm die Aufgabe, im Ausland für die SPD wichtige Kontakte zu britischen und französischen Regierungsstellen herzustellen, und lieferte u. a. Memoranden für die Presseabteilung des Parteivorstandes. Seit 1948 schrieb er auch wieder für den „Neuen Vorwärts". Die Artikel, die er hier und im „Telegraf" veröffentlichte, beschäftigten sich oft mit der politischen Situation in den Ländern, in denen Altmaier im Exil gelebt hatte, also mit dem Balkan, Ägypten und Frankreich. Artikel über die politische Entwicklung

86 Vgl. Jakob Altmaier an Lotte Altmayer, Jerusalem, 6. 4. 1942, in: Leo Baeck Institute New York [künftig zitiert: LBI], Altmaier Collection, Folder 12, und Jovan Djonović an Jakob Altmaier, Kairo, 5. 8. 1943, in: AsD, Altmaier, Mappe 3.

87 Vgl. Ellen Wilkinson an Jakob Altmaier, 6. 11. 1945, in: AsD, Altmaier, Mappe 5.

88 Vgl. Manchester Guardian an Jakob Altmaier, 12. 4. 1945, in: LBI, Altmaier Collection, Folder 12. – Zur Remigrationsforschung vgl. allgemein: Rückkehr und Aufbau nach 1945. Deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands. Hrsg. von Claus-Dieter Krohn und Patrick von zur Mühlen, Marburg 1997.

89 Vgl. Nachruf auf Jakob Altmaier, in: *Frankfurter Neue Presse,* 18. 2. 1963; LBI, Altmaier Collection, Folder 4.

90 Vgl. Schiele, Altmaier, S. 70.

in Deutschland veröffentlichte Altmaier seit 1949 in der amerikanischen Zeitschrift „The Nation" unter dem Pseudonym „Carolus". In diesen Artikeln zeichnete er ein überaus kritisches Bild von dem entstehenden neuen Staat.

Obwohl er als Journalist vielbeschäftigt war, war seine berufliche und politische Zukunft auch 1949, vier Jahre nach Ende des Krieges, noch immer völlig ungeklärt. Er war staatenlos und konnte nur im Rahmen seiner journalistischen Tätigkeit nach Deutschland reisen. Seine Enttäuschung über diese Situation brachte er in einem Brief an Fritz Heine zum Ausdruck: „Ich hätte mir anderes vorgestellt. Es scheint mir aber, als wäre für Emigranten kein Platz in Deutschland."[91] Altmaier sah seine Zukunft durchaus in Deutschland. Doch schien er auch dazu bereit, Deutschland endgültig den Rücken zu kehren, wenn ihm keine ausreichende Gelegenheit zur politischen Mitarbeit gegeben würde. Tatsächlich bemühte sich Altmaier 1949 erfolgreich um ein Visum für die USA.[92] Zeitgleich wurde er allerdings vom Parteivorstand der SPD als Kandidat für die bevorstehende Bundestagswahl im Wahlkreis Hanau-Gelnhausen aufgestellt. Diesem Wunsch des Parteivorstandes aus Hannover mußte der SPD-Unterbezirk entsprechen, obwohl dieser sich schon für einen anderen Kandidaten entschieden hatte.[93] Erst diese Kandidatur in einem „sicheren" SPD-Wahlkreis entschied über Altmaiers endgültige Rückkehr nach Deutschland, da mit der Kandidatur auch eine finanzielle Absicherung seines politischen Engagements verbunden war. Das wird auch dadurch bestätigt, daß Altmaier erst am 15. Juli 1949 beim Landrat des Main-Taunus-Kreises um die Zuerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft, die ihm 1939 aberkannt worden war, bat.[94]

Altmaiers Einstellung zur politischen Entwicklung Deutschlands unter alliierter Herrschaft war von äußerster Skepsis und starker Kritik geprägt. In seinen Augen herrschten in Deutschland nach wie vor die Nazis in allen Bereichen des Staates und in der Wirtschaft.[95] Außerdem kritisierte er den Verzicht auf eine weitgehende soziale und wirtschaftliche Neuordnung Deutschlands als Kardinalfehler bei der Bildung des neuen Staates. Mit dieser Meinung stimmte er ganz mit der Position der SPD überein, die aus der Erfahrung des Scheiterns der Weimarer Republik heraus eine solche Neuordnung als grundlegend für den neuen Staat ansah.[96] Den Parlamentarischen Rat betrachtete Altmaier lediglich als Mittel zu dem Zweck, einen westdeutschen Staat zu gründen, der den Westalliierten im Ost-West-Konflikt als Machtmittel dienen könne. Der Preis, den die Alliierten für die Gründung des Weststaates bezahlen müßten, sei die „Renazifikation Westdeutschlands, der Ausländerhaß der Deutschen, die Diskreditierung und Verachtung der Demokratie und der Verlust des Restes von Prestige, das den Westmächten geblieben war".[97]

91 Vgl. Jakob Altmaier an Fritz Heine, 18. 2. 1948, in: AsD, Sammlung Personalia Altmaier.

92 Vgl. Visum für die USA vom 9. 6. 1949, ausgestellt in Paris, in: LBI, Altmaier Collection, Folder 2. Es handelte sich um ein befristetes Visum, so daß nicht klar ist, ob sich Altmaier für eine endgültige Auswanderung in die USA entschieden hatte.

93 Vgl. Gerhard Flämig an den Autor, 29. 7. 1999.

94 Vgl. Jakob Altmaier an den Landrat des Main-Taunus-Kreises, 15. 7. 1949, in: LBI, Altmaier Collection, Folder 2.

95 Vgl. Jakob Altmaier, Die Juden im heutigen Deutschland, undatiert, in: AsD, Altmaier, Mappe 13.

96 Zur Einstellung der SPD vgl. Werner Sörgel, Konsensus und Interessen, Stuttgart 1969.

97 Jakob Altmaier, Die Geburt des westdeutschen Staates, 26. April 1949, in: AsD, Altmaier, Mappe 10, S. 6.

Nicht nur aus dieser übergeordneten Perspektive, sondern auch aufgrund ganz individueller Ziele hoffte Altmaier auf einen Sieg der Sozialdemokratie bei der ersten Wahl zum Deutschen Bundestag am 14. August 1949. Er sollte auf Wunsch Kurt Schumachers als Mitglied der SPD-Fraktion vor allem für die Kontakte zwischen Deutschland und Israel verantwortlich sein.[98] Dieser Wunsch entsprach ganz Altmaiers Vorstellungen, wie aus einem Manuskript hervorgeht: „Nach mehrfachem Aufenthalt in Deutschland nach 1945 und reiflichem Studium der deutschen Verhältnisse und der wieder auflebenden jüdischen Gemeinden in Deutschland, und nach allem, was international vorauszusehen war hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß sich das Problem der Juden in Deutschland neu aufwerfen werde. Es kam hinzu, daß inzwischen der Staat Israel neu erstanden war und daß eine Lösung der Frage der Juden in Deutschland nur durch ein friedliches und gütiges Verhältnis zwischen Israel und Deutschland möglich sein werde. Das konnte nur erreicht werden, wenn dieses Deutschland einen moralischen und materiellen Beitrag zum Aufbau des Staates Israel leiste, ganz abgesehen von der von Deutschland zu leistenden individuellen ‚Wiedergutmachung' an den jüdischen Opfern des Nationalsozialismus."[99] Aus diesem Zitat und anderen Quellen geht hervor, daß Altmaier sich der „jüdischen Sache", wie er es mehrfach ausdrückte, verpflichtet fühlte. Er sah seine Rolle im Bundestag ausdrücklich als Vertreter jüdischer und israelischer Interessen.[100] Dieses klare Bekenntnis zur jüdischen Herkunft ist um so erstaunlicher, als es bis zu diesem Zeitpunkt in seiner politischen Arbeit noch nie irgendeine Rolle gespielt hatte.

Altmaiers Enttäuschung über den Ausgang der Bundestagswahlen und die Bildung einer konservativen Regierungskoalition überschattete seine Freude, daß er in seinem Wahlkreis direkt in den Bundestag gewählt worden war, denn es war klar, daß er vorläufig an der Durchführung seines Hauptzieles, zwischen Deutschland und Israel ein Wiedergutmachungsabkommen zustande zu bringen, gehindert war: „Für mich selbst war dies die große Enttäuschung. Sollte ich vergebens nach Deutschland zurückgekehrt sein?"[101] In den ersten zwei Jahren der Regierung Konrad Adenauer spielte die Frage der Wiedergutmachung kaum eine Rolle.[102] Erst 1951 gelang es Altmaier, das Thema

98 Zum Verhältnis der SPD zur Wiedergutmachung vgl. Shlomo Shafir, Eine ausgestreckte Hand. Deutsche Sozialdemokraten, Juden und Israel, Tel Aviv 1986 (hebräisch); ders., Das Verhältnis Kurt Schumachers zu den Juden und zur Frage der Wiedergutmachung, in: Kurt Schumacher als deutscher und europäischer Sozialist, Bonn 1987, S. 168–187.

99 Jakob Altmaier, Meine Arbeit und Mitwirkung am „Israel-Vertrag", in: AsD, Altmaier, Mappe 7.

100 Neben Altmaier gab es im Bundestag in den fünfziger Jahren nur noch zwei weitere Abgeordnete jüdischer Herkunft: Jeanette Wolff und Peter Blachstein. Vgl. Willy Albrecht, Jeanette Wolff – Jakob Altmaier – Peter Blachstein. Die drei Abgeordneten jüdischer Herkunft des Deutschen Bundestages in den 50er und zu Beginn der 60er Jahre, in: *Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte*, Bd. 6 (1995), S. 267–299; Christoph Moß, Deutsche Politiker jüdischer Herkunft im Nachkriegsdeutschland: Peter Blachstein, Jakob Altmaier, Jeanette Wolff. Warum sie zurückkehrten und wie es ihnen erging, Diplomarbeit, Duisburg 1996.

101 Jakob Altmaier, Meine Arbeit (Anm. 99), S. 2.

102 Zur Wiedergutmachung sind zahlreiche Werke erschienen. Vgl. vor allem Ludwig Herbst und Constantin Goschler, Wiedergutmachung in der Bundesrepublik Deutschland, München 1989, sowie Yeshayahu Jelinek, Zwischen Moral und Realpolitik. Eine Dokumentensammlung. (Deutsch-israelische Beziehungen 1945–1965), Gerlingen 1997.

Wiedergutmachung im Parlament diskutieren zu lassen. In einer Interpellation hatte die SPD erfolglos von der Regierung ein einheitliches Bundesentschädigungsgesetz und die Anerkennung des Staates Israel als Repräsentanten des erbenlosen jüdischen Vermögens gefordert. In Übereinstimmung mit Kurt Schumacher nahm Altmaier im Februar 1951 Kontakt zu Adenauer auf, um ihn zur Aufnahme von Verhandlungen mit Vertretern Israels zu bewegen, und bot sich als Vermittler an.[103] Adenauer war, wie Altmaier schreibt, „sofort Feuer und Flamme" für dieses Vorhaben.[104] Daraufhin nahm Altmaier Kontakt mit dem israelischen Konsul in München, Eliahu Livneh, auf. Diese Bemühungen führten letztendlich zu dem ersten Gespräch zwischen Adenauer und dem israelischen Botschafter in Frankreich sowie weiteren Vertretern Israels in Paris Mitte April 1951. Trotz des ergebnislosen Ausgangs dieses Treffens gilt es in der Literatur als Durchbruch. Im Verlauf der weiteren Verhandlungen, die schließlich im September 1952 zur Unterzeichnung des Abkommens im Luxemburger Rathaus führten, spielte Altmaier an verschiedenen Punkten eine wichtige Rolle. So reiste Altmaier z. B. im September 1951 im Auftrag Adenauers nach Paris, um dort mit Vertretern der jüdischen und israelischen Seite die endgültige Fassung der Erklärung durchzuarbeiten, die die Regierung wenige Tage später im Bundestag abgab und in der diese die Verantwortung für die nationalsozialistischen Verbrechen übernahm sowie die Bereitschaft erklärte, „gemeinsam mit Vertretern des Judentums und des Staates Israel [...] eine Lösung des materiellen Wiedergutmachungsproblems herbeizuführen [...]".[105]

Altmaier erfuhr auch die besonderen Probleme, die sich aus seiner ungewöhnlichen Rolle als jüdischer Abgeordneter des Deutschen Bundestages, der sich für israelische Belange einsetzte, ergaben. Die israelische Seite äußerte Bedenken über den Plan Adenauers, Altmaier zum Mitglied der Verhandlungskommission zu machen. Diese Bedenken teilte Altmaier, er wollte aber seiner Partei die Entscheidung überlassen. Empört war Altmaier jedoch, als er erfuhr, daß von jüdischen Stellen in Deutschland Einwände gegen ihn erhoben worden waren. Tatsächlich hatte Karl Marx, der Verleger der „Allgemeinen Jüdischen Wochenzeitung" in Düsseldorf, einem hohen Beamten des Auswärtigen Amtes gegenüber seine Bedenken bezüglich Altmaiers geäußert: „Bei Erörterung allgemeiner Fragen sowie der politischen Persönlichkeiten, die sich mit dem Wiedergutmachungsproblem befaßt haben, kam das Gespräch auf den SPD-Abgeordneten Altmaier. Herr Marx gab sehr lebhaft starken Bedenken dagegen Ausdruck, Herrn Altmaier in irgendeiner Form in die Wiedergutmachungsfragen einzuschalten."[106]

Nach der Unterzeichnung des Vertrages in Luxemburg im September 1952, zu der Altmaier von Adenauer eingeladen worden war, und nach der Ratifizierung des Vertrages 1953 erhielt Altmaier von verschiedenen jüdischen und israelischen Seiten Dankesschreiben für seine Bemühungen, u. a. von Nahum Goldmann und dem israelischen Außenminister Moshe Sharett. Auf diese Anerkennung seiner Beteiligung an dem

103 Vgl. Willy Albrecht, Ein Wegbereiter (Anm. 1).
104 Vgl. Jakob Altmaier, Meine Arbeit (Anm. 99), S. 2.
105 Zitiert nach: Deutschlands Weg nach Israel. Hrsg. von Rolf Vogel, Stuttgart 1967, S. 35.
106 Vermerk Dr. Frowein, 7. 2. 1952, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Abt. II, Bd. 1665, Vermerk 244.10 II 1732/52.

Zustandekommen des Wiedergutmachungsvertrages war Altmaier sehr stolz, und er reagierte besonders empfindlich, wenn in seinen Augen sein Beitrag nicht anerkannt oder geringgeschätzt wurde.[107]

Der zweite Schwerpunkt von Altmaiers politischer Arbeit in der Bundesrepublik war seine Tätigkeit in verschiedenen europäischen Gremien. Von 1950 bis zu seinem Tode im Februar 1963 war er Mitglied der Beratenden Versammlung des Europarates[108] und der Parlamentarischen Versammlung der Westeuropäischen Union (WEU). In der Beratenden Versammlung des Europarates war Altmaier Mitglied des kommunalpolitischen Ausschusses, des Sonderausschusses für lokale und regionale Angelegenheiten sowie des Sonderausschusses für die im Europarat nicht vertretenen europäischen Staaten. In diesen Ausschüssen konzentrierte er seine Arbeit im wesentlichen auf zwei Schwerpunkte. Zunächst setzte er sich für die Ausschreibung eines Preises ein, der jedes Jahr an eine europäische Stadt verliehen werden sollte, die am meisten für die Propagierung des europäischen Gedankens getan hatte.[109] Altmaier schlug dies im September 1953 dem Sonderausschuß für lokale und regionale Angelegenheiten vor. In den folgenden Jahren wurde der Preis an verschiedene europäische Städte verliehen und gewann erheblich an symbolischem Wert. Er wird auch heute noch verliehen und gilt als höchste Auszeichnung für europäisches Handeln, die an Städte und Gemeinden vergeben wird. Daneben engagierte er sich für das Zustandekommen einer europaweiten Konferenz von lokalen und regionalen Gebietskörperschaften.

Dies war ein wesentliches Ziel des kommunalpolitischen Ausschusses, dessen stellvertretender Vorsitzender Altmaier war. Die ersten Konferenzen fanden 1957 und in den Folgejahren statt. 1975 wurde diese Konferenz auf die regionale Ebene ausgedehnt und trägt seitdem die Bezeichnung „Europa-Konferenz der Gemeinden und Regionen".[110]

Altmaiers Arbeit im Europarat war gekennzeichnet durch das Streben nach möglichst konkreten Verbesserungen. Wenn er sich für die Verankerung der europäischen Idee auf der lokalen und regionalen Ebene einsetzte, so aufgrund der festen Überzeugung, daß dies die breitestmögliche Basis sei, Menschen aus anderen Ländern kennenzulernen und gleiche Werte zu entwickeln, und zugleich die beste Garantie für die Verhinderung nationaler Konflikte und deren katastrophalen sozialen und wirtschaftlichen Folgen.

Für Altmaier muß es außerdem eine große Genugtuung gewesen sein, in Straßburg, Paris oder Rom mit französischen, englischen oder italienischen Kollegen gemeinsam politisch tätig sein zu können, ohne durch die engen deutschen – zum geringeren Teil geographischen – Grenzen eingeschränkt zu sein. Er war zunehmend enttäuscht über die politische Entwicklung Deutschlands. Die Bundesrepublik bezeichnete er als klerikalen Obrigkeitsstaat. Die Verhältnisse unter Kaiser Wilhelm II. seien im Vergleich

107 Vgl. beispielsweise Jakob Altmaiers Konflikt mit Kurt Grossmann: Letters to the Editor, in: *Aufbau*, 3. 4. 1959, S. 14.

108 Vgl. Rudolf Hrbek, Die SPD, Deutschland und Europa, Bonn 1972.

109 Vgl. Jakob Altmaier an Erich Ollenhauer, Bonn, 19. 9. 1955, in: AsD, Sammlung Personalia Altmaier; Jakob Altmaier, In elf Stunden war es vorbei, in: *Telegraf*, Nr. 119, 24. 5. 1956, S. 5.

110 Vgl. Der Europarat. Eine zusammenfassende Darstellung. Hrsg.vom Europarat, Presse- und Informationsabteilung, Straßburg 1982, S. 71 ff.

dazu ein Musterbeispiel von Parlamentarismus und Demokratie gewesen.[111] Immer wieder kommt seine tiefe Enttäuschung darüber zum Ausdruck, daß die Sozialdemokraten 1949 nicht die Regierung stellen konnten. Altmaier wies die Schuld dafür auch den Alliierten zu: „Schumacher statt Adenauer und Westeuropa auf sozialdemokratischer Labourbasis, das wäre ein anderer Schuh gewesen. Die USA war blind und konnte keinen Unterschied finden zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten. Jetzt verlaß Dich auf die Krupp, Thyssen, Stinnes plus Bismärcker. Und Adenauer zählt achtzig Jahre und ist doch auch nur das geduldete Geschöpf seiner Umgebung an Rhein und Ruhr."[112] Und weiter schreibt er, bezogen auf den Deutschen Bundestag: „Der Bonner ‚Parlamentarismus' ist zu einem kaum noch ertragbaren Kretinismus entartet."[113]

Altmaiers Enttäuschung bezog sich auch auf die SPD. Anläßlich der Formulierung des Godesberger Programms schrieb er: „Wie in Österreich wird demnächst auch in der SPD Karl Marx mit dem Bade ausgeschüttet."[114] Und kurze Zeit später schrieb er, ebenfalls zum Godesberger Programm: „Selbst politisch gibt es hier keine Heimat mehr. [...] Mit Siebzig jedoch noch einmal auf die Barrikaden steigen?"[115]

Eine fast logische Konsequenz seiner Ansichten über das politische und geistige Klima in der jungen Bundesrepublik war das Nachdenken darüber, Deutschland erneut und dann endgültig den Rücken zu kehren. Der Wille, dies zu tun, taucht wiederholt in persönlichen Briefen Altmaiers auf. Ende Dezember 1959 schrieb er: „Ich zähle – wie ein Rekrut – wieviel Monate ich noch hier aushalten muß. Eben ist Halbzeit. Noch 24 Monate."[116] Altmaier plante, nach New York überzusiedeln, wo sein Bruder Hermann lebte. Doch er traute sich einen Ortswechsel aus klimatischen und gesundheitlichen Gründen nicht recht zu. Als sein Bruder im Mai 1960 starb, verringerte sich Altmaiers Motivation noch mehr. Sein Pflichtbewußtsein und sein Verantwortungsgefühl für seinen Wahlkreis in und um Hanau wird ein weiteres dazu beigetragen haben, daß Altmaier den Schritt zur Auswanderung letztlich nicht wagte. Am 8. Februar 1963 starb er in seinem Büro im Bundeshaus und wurde erst Stunden später aufgefunden.

In den letzten Jahren seines Lebens war Altmaier ein von der politischen Entwicklung seines Landes und seiner Partei enttäuschter und darüber hinaus kranker[117] Politiker. Lediglich sein Engagement für die Wiedergutmachung und für die „jüdische Sache" konnte er noch für sich auf der Habenseite verbuchen. Seinen über fünfzig Jahre langen Einsatz innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung für ein sozialistisches und demokratisches Deutschland betrachtete er als vergebens und erfolglos.

111 Vgl. Jakob Altmaier an Kurt Kersten, 25. 4. 1955, in: LBI, Kurt Kersten Collection, S. 2.
112 Jakob Altmaier an Kurt Kersten, 17. Juni 1955, ebd. S. 2.
113 Ebd.
114 Jakob Altmaier an Kurt Kersten, 29. 8. 1959, ebd.
115 Jakob Altmaier an Kurt Kersten, 26. Dezember 1959, ebd.
116 Ebd.
117 Altmaier war in den fünfziger Jahren regelmäßiger Gast in Sanatorien und Kurkliniken und erlitt in dieser Zeit diverse Herzanfälle und körperliche Zusammenbrüche.

Neue Literatur

NESTLER, Brigitte: **Bibliographie Willi Bredel** (= Hamburger Beiträge zur Germanistik, Bd. 27). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften, 1999. 709 S.

Kann eine Bibliographie zur spannenden Lektüre werden, kann sie Überraschung auslösen, Fragen von aktueller Bedeutung aufwerfen? Diese hier kann es. Die erste Frage, die sich viele stellen werden: Wer ist denn eigentlich dieser Willi Bredel, dessen Schaffen und Wirken hier auf 700 Seiten dokumentiert werden? Bredel ist heute, 36 Jahre nach seinem Tod, ein vergessener Autor – das wird nirgendwo deutlicher als in dieser Bibliographie, denn von den insgesamt 3162 Veröffentlichungen (nur die Hauptnummern gerechnet), die hier verzeichnet werden, entfallen ganze 31 auf die Jahre 1989–1998, und auch diese sind in der überwiegenden Mehrzahl allein den Initiativen der Hamburger Bredel-Gesellschaft zuzuschreiben. Gründlicher als im Falle dieses Autors ist die deutsche Literaturgeschichte wohl kaum jemals „entsorgt" worden. Wie ein einsames Relikt ragt das voluminöse Werk Brigitte Nestlers in diese verödete Landschaft, fatal an Bertolt Brechts Diktum erinnernd, daß die Geschichte wohl einen reinen Tisch liebt, aber keinen leeren. Es wirft allerlei unbequeme Fragen auf, den vielerorts üblichen Umgang mit unserer Historie betreffend, aber auch eine andere, die lautet: Wer wird das Ergebnis dieser enormen Arbeitsanstrengung nutzen, ist sie denn vertan?

Eine große und solide Arbeit ist hier zweifellos geleistet worden. Dafür steht schon die Autorin, die mit ihrer Bibliographie der Buchveröffentlichungen deutscher sozialistischer Literatur 1918 bis 1945 (noch unter ihrem früheren Namen Melzwig publiziert) ein Standardwerk geschaffen hat und erst vor kurzem wieder mit einer Heinrich-Mann-Bibliographie hervorgetreten ist. Die Veröffentlichung über Bredel ist aus der Arbeit der Akademie der Künste der DDR, ihrer Literaturarchive und der von Alfred Klein geleiteten Forschungsgruppe zur deutschen sozialistischen Literaturtradition hervorgegangen; sie basiert auf deren Materialfundus und schließt die Ergebnisse weitreichender Recherchen in deutschen und internationalen Bibliotheken und Archiven ein. Leben und Schaffen Bredels werden umfassend dokumentiert. Verzeichnet sind seine Buchveröffentlichungen und deren Übersetzungen (letztere umfassen 284 Nachweise in 27 Sprachen), kleinere Publikationen der verschiedensten Genres, sodann auch die Literatur über Bredel, Briefe an ihn und Wirkungen seines Schaffens auf andere Künstler vor allem im Bereich von Literatur, bildender Kunst und Film. Ein umfangreiches Registersystem macht dieses reiche Material handhabbar.

Es wäre reizvoll, in der Bibliographie Brigitte Nestlers herumzustöbern, dieses oder jenes interessante Detail, das inzwischen vergessen oder überhaupt unbekannt ist, herauszuheben. Wichtiger aber erscheint mir, auf die vorher gestellte Frage zurückzukommen: Wer wird – oder könnte – das Ergebnis dieser Arbeit nutzen? Daß hier die Grundlagen für eine große Bredel-Biographie geschaffen wurden, steht außer Zweifel, indes wird man auf sie wohl noch lange Zeit warten müssen. Die Forscher haben gerade erst einmal angefangen, bedeutende Gestalten aus der deutschen sozialistischen Literaturtradition biographisch in angemessener Weise darzustellen, nach Bertolt Brecht jetzt auch Johannes R. Becher und Anna Seghers. Schwerer tut man sich offensichtlich mit Lebensläufen, die „von unten auf", um den Titel einer einstmals vielverbreiteten Anthologie zu zitieren, begannen. Eine Pionierleistung stellt die demnächst erscheinende Monographie Alfred Kleins über den aus Oberschlesien stammenden Lyriker Wilhelm Tkaczyk dar, aber sonst steht noch so gut wie alles aus; ich nenne nur die Namen Hans Marchwitza, Adam Scharrer, Ludwig Turek und Hans Lorbeer. Willi Bredel ist ein herausragender Repräsentant dieser Tradition. Den Weg dieses aus einer sozialdemokratischen Arbeiterfamilie stammenden Metalldrehers nachzuzeichnen, der später ein in vielen Ländern gelesener Autor und sogar Präsident der Deutschen Akademie der Künste in Berlin wurde, wäre eine lohnende Aufgabe.

Auch wenn die große Bredel-Biographie vorerst noch ein Desiderat bleiben wird, das literarische und publizistische Schaffen dieses Autors berührt zu viele wichtige Bereiche, als daß es auf die Dauer ignoriert werden könnte. Da sind seine zahlreichen Arbeiten zur Hamburger Geschichte und Sozialgeschichte: seine Artikel, Kritiken und Reportagen aus der „Hamburger Volkszeitung",

seine Hamburger Romane, angefangen bei „Maschinenfabrik N&K" und „Rosenhofstraße" bis zu seinem Hauptwerk, der proletarischen Familienroman-Trilogie „Verwandte und Bekannte", nicht zu vergessen der schöne Band „Unter Türmen und Masten. Geschichte einer Stadt in Geschichten". Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg war sich dieses Erbes wohl bewußt, als er den Druck der Bibliographie finanzierte und damit – nach dem Rückzieher von Bredels Hausverlag – ihr Erscheinen erst ermöglichte. Ein weiterer Aspekt: Willi Bredel hat ein wichtiges Kapitel des antifaschistischen Widerstandskampfes geschrieben; sein auf eigenem Erleben beruhender KZ-Roman „Die Prüfung" ging um die Welt, andere Arbeiten mit ähnlicher Thematik folgten. In diesen Zusammenhang gehören weiter Bredels zahlreiche Reportagen und Artikel aus dem Spanienkrieg, an dem er von 1937 bis 1939 als Kriegskommissar des Thälmann-Bataillons teilgenommen hatte, aber auch die umfangreiche Publizistik, mit der er den Kampf der Sowjetunion gegen die deutschen Invasoren unterstützte: seine Artikel für die russische Presse, die Flugblätter mit Aufrufen an seine Landsleute in der Wehrmachtsuniform, z. B. an die im Stalingrader Kessel Eingeschlossenen, seine Beiträge für die Zeitschriften des Nationalkomitees Freies Deutschland, zu dessen Gründern er gehörte. Sodann: Auch aus der Geschichte der deutschen Exilliteratur ist Bredel nicht wegzudenken, nicht allein wegen seiner literarischen Arbeiten, sondern ebenfalls als Mitherausgeber (neben Bertolt Brecht und Lion Feuchtwanger) und Redakteur der Zeitschrift „Das Wort" sowie als prominenter Autor der „Internationalen Literatur" (beide in Moskau erschienen). Schließlich: Daß Bredel im literarischen und kulturellen Leben der SBZ bzw. der DDR eine bedeutende Rolle spielte, bedarf kaum noch einer besonderen Erwähnung – durch seine Bücher, als Chefredakteur der Zeitschriften „Heute und Morgen" und „Neue Deutsche Literatur" sowie in vielerlei anderen Funktionen.

Wieweit Willi Bredel wirklich vergessen ist, hat man an seinem 100. Geburtstag gesehen – er war am 2. Mai 2001. Wenn er mehr oder weniger stillschweigend übergangen wurde, so hat das für eine zukünftige Forschergeneration nichts zu besagen. Frei von Scheuklappen aller möglichen Observanz, wird sie, die deutsche Geschichte und Literaturgeschichte durchstreifend, immer wieder auf Willi Bredels Spuren treffen, und sie wird sich möglicherweise eines Tages dieser Gestalt selber in ihrer Singularität, Repräsentanz und Zeitverstricktheit zuwenden. Die Bibliographie Brigitte Nestlers wird dabei eine wertvolle Hilfe sein.

Friedrich Albrecht

SCHÖLER, Uli: **Ein Gespenst verschwand in Europa. Über Marx und die sozialistische Idee nach dem Scheitern des sowjetischen Staatssozialismus** (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 52). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1999. 367 S.

Was bleibt von Marx und Engels nach dem Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus"? Wie weit können sie für dessen Fehlentwicklungen und schließliches Scheitern mit verantwortlich gemacht werden? Was bedeutet eine derartige Rechenschaftslegung für die sozialistische Idee und Bewegung im 21. Jahrhundert? Uli Schöler versucht in seinem Buch, auf diese Fragen hinreichend differenzierte Antworten zu geben. Er stellt auf gut fünfzig Seiten knapp die Entwicklung des Staatssozialismus sowjetischer Prägung vom „Kriegskommunismus" bis zur Auflösung der UdSSR dar (Kapitel 2) und unternimmt es anschließend, die diversen und weit verstreuten Äußerungen von Marx und Engels zum Sozialismus auf gut sechzig Seiten in systematischer Form wiederzugeben (Kapitel 3). Darauf vergleicht er beides, die sowjetrussische „Praxis" und die Marx-Engelssche „Theorie", und zieht Bilanz (Kapitel 4 und 5). Im letzten Drittel des Buchs legt er sein Verständnis von sozialistischer Politik nach dem „Marxismus" und dem „Staatssozialismus" dar.

Allein schon die Tatsache, daß sich mit diesem Buch ein hochrangiges Mitglied der politischen Klasse in der Debatte um die Zukunft der sozialistischen Idee und Bewegung zu Wort meldet, macht es bemerkenswert. Uli Schöler ist Sekretär der Grundwertekommission beim Parteivorstand der SPD und seit 1998 Leiter des Präsidialbüros des Deutschen Bundestags. Noch bemerkenswerter ist, daß er die Schwierigkeiten seines Unternehmens klar sieht: es kann keine Rede davon sein, daß die Bolschewiki außer einigen Faustformeln eine genauere Vorstellung davon gehabt hätten, wie die Sozialisierung bzw. der Sozialismus auszusehen habe. Sie ergriffen die Chance der Machtergreifung, und dann waren sie Gefangene der Macht. Sie improvisierten und suchten im Nachhinein theoretische Rechtfertigungen

für ihre zahlreichen Schwenks und Kurswechsel (S. 68 f.). Marx und Engels haben zwar einiges zum Sozialismus gesagt, aber keine ausformulierte Utopie, kein sozialistisches „System", keine systematische Darstellung ihrer Vorstellungen von der Zukunftsgesellschaft bzw. vom Weg dahin hinterlassen. Ihre zahlreichen und weit verstreuten Äußerungen lassen sich nur adäquat verstehen, wenn man sie in ihrem jeweiligen historischen Kontext zur Kenntnis nimmt (vgl. S. 79 f., S. 121 f. u. ö.). Meistens kritisieren Marx und Engels zeitgenössische sozialistische Vorstellungen. Was sie zum „Sozialismus" zu sagen haben, ist zum größten Teil Kritik der „falschen Kritik der politischen Ökonomie" bzw. der falschen „Kritik der Politik", die in der zeitgenössischen Linken im Schwang ist.

Diese vielerlei Kritiken lassen sich nicht leicht einordnen, da es entgegen der vom „Marxismus" verbreiteten Legende eine geschlossene Marxsche oder Engelssche Theorie nicht gibt. Selbst Marx' Hauptwerk, die Kritik der Politischen Ökonomie, existiert nur in mindestens vier verschiedenen, unvollständigen, nur in Teilen vollendeten bzw. mehrfach überarbeiteten Fassungen. Dazu kommt die weitere Schwierigkeit, daß die zeitgenössischen Akteure die verschiedenen Aussagen von Marx und Engels kaum oder gar nicht kannten. Das gilt für eine ganze Reihe von Texten, die der Autor heranzieht, wie die „Deutsche Ideologie" oder das Marxsche Manuskript von 1857/58 (bekannt als „Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie"), die erst 1932 bzw. 1939/1941 zum ersten Mal veröffentlicht wurden, davor nur in kleinen Auszügen oder gar nicht bekannt waren und erst viele Jahre nach der Erstveröffentlichung zur Kenntnis genommen wurden. Zu Recht betont Uli Schöler, daß den „führenden Bolschewiki" nur eine „begrenzte Auswahl" von Marxschen und Engelsschen Schriften überhaupt zugänglich war. Selbstverständlich war deren Rezeption vom „Marxismus", d. h. im wesentlichen von den Schriften Karl Kautskys und Georgij W. Plechanows geprägt. Schöler behilft sich mit einer Als-ob-Konstruktion, die allerdings zur Lösung des richtig gesehenen Problems wenig beiträgt: er fragt, welche Teile der Marx-Engelsschen Sozialismusvorstellungen den Bolschewiki „als Wegweiser" hätten dienen können, wenn sie ihnen bekannt gewesen wären (S. 141). So läßt sich die den Autor am meisten interessierende Frage, was von der Marx-Engelsschen Sozialismuskonzeption sich durch die Praxis des Sozialismus à la Sowjetunion als „überholt, falsch, irreführend oder gar gefährlich" erwiesen habe (ebd.), nicht beantworten. Was den Bolschewiki unbekannt blieb, kann gleichwohl falsch sein, was sie kannten, können sie auch gründlich mißverstanden haben. Außerdem haben sich führende Bolschewiki immer wieder über gängige „marxistische" Auffassungen hinweggesetzt und sich um Ambivalenzen und Feinheiten der Marxschen und Engelsschen Theorien wenig geschert.

Schöler versucht, auf dem heutigen Kenntnisstand ein möglichst vollständiges Bild vom Sozialismus à la Marx und Engels zu erstellen und anhand dessen, gleichsam im „Idealzustand", wo allen Akteuren die Theorie, auf die sie sich berufen, gleichermaßen bekannt ist, die Fehler und blinden Flecken zu ermitteln, die diese Theorie zu einem schlechten Ratgeber machen. Er hält Marx' und Engels' Analyse und Kritik des modernen Kapitalismus nach wie vor in weiten Teilen, „im Grundsätzlichen", wenn auch nicht in allen Einzelheiten, für zutreffend und keineswegs widerlegt (S. 262, S. 175, S. 197, S. 272), ohne die angedeutete Differenzierung näher zu begründen. Er sieht klar, daß die Marx-Engelsschen Aussagen zum Sozialismus, soweit sie über Tagespolemik hinausgehen, aus eben dieser Analyse und Kritik des modernen Kapitalismus folgen (S. 22 und S. 80). Der moderne Kapitalismus, das ist das A und O der Marx-Engelsschen Sozialismuskonzeption, bringt erst die materiellen und geistigen Voraussetzungen, die Bildungselemente, die „Übergangsformen" hervor, die eine Gesellschaft mit sozialistischer Produktionsweise zu einer „reellen Möglichkeit" machen. Schöler folgt in seiner Darstellung weitgehend der Marxschen Kapitalismusanalyse und hebt die Punkte hervor, an denen die kapitalistische Entwicklung nach Marx' Auffassung an ihre Grenzen stößt bzw. hybride Formen hervorbringt, die über ihre eigene Logik hinausweisen (S. 90 ff.). Das unterscheidet seinen Versuch vorteilhaft von dem im „Marxismus" (Abteilung „Politische Ökonomie des Sozialismus") etablierten Kanon. Einige der nach wie vor beliebtesten Fehl- und Vorurteile – z. B. das von der angeblichen ökologischen Leerstelle bei Marx und Engels oder das vom verelendeten Proletariat – werden knapp zurechtgerückt, einiges – z. B. die Marxsche Annahme vom Weltmarkt als einer wesentlichen materiellen und geistigen Voraussetzung des Sozialismus sowie seine starke Annahme einer „Gesellschaft im Überfluß" – bleibt unterbelichtet; einige traditionelle Mißverständnisse – z. B. das von der angeblich von Marx und Engels intendierten Aufhebung der

Arbeitsteilung (statt einer sehr spezifischen historischen Form der Arbeitsteilung) – stellt der Autor leider nicht richtig.

Die beiden wesentlichen Einwände, die der Autor im dritten und den beiden folgenden Kapiteln seines Buchs gegen die Marx-Engelssche Sozialismuskonzeption erhebt und ausführlich zu begründen versucht, überzeugen mich nicht. Marx und Engels, so Schöler, hätten aus ihrer im wesentlichen richtigen und bis heute „aussagekräftigen" Analyse des modernen Kapitalismus leider „keine konsistente Überwindungsstrategie" entwickelt (S. 197). Die russischen Revolutionäre wurden daher von ihren großen Vordenkern „in bezug auf ein wirtschaftspolitisches Übergangsprogramm ziemlich allein gelassen" (S. 152, vgl. auch S. 154 u. ö.), ein Vorwurf, den man heute auch von etlichen Noch- und Exkommunisten hören kann. Im Unterschied zu diesen will Schöler allerdings die katastrophalen Fehler der Bolschewiki keineswegs mit dem Hinweis auf theoretische Defizite bei Marx und Engels entschuldigen (vgl. S. 254 f.). Er nennt die Gründe, die Marx und Engels bewogen haben, sich nach 1847/48 im wesentlichen auf Kritiken der staats-, genossenschafts- und marktsozialistischen Vorstellungen der Zeitgenossen zu beschränken. So falsch waren diese Überlegungen nicht, auch wenn Schöler natürlich zu Recht feststellt, daß sich Marx und Engels keineswegs konsequent daran gehalten haben, vielmehr dem Zeitgeist und den Erwartungen ihres Publikums Konzessionen machten (wie z. B. die endlos ausgeschlachteten „geschichtsphilosophischen" Behauptungen, die Marx aus Sorge um die Wirkung seines Hauptwerks in den ersten Band des „Kapitals" einbaute, obwohl er genau wußte, daß diese dort nichts zu suchen hatten und auch nicht zu begründen waren). Wenn man sich die heutige Totalverwirrung und Mythenbildung über den „globalen Kapitalismus" vergegenwärtigt, dann erscheint Marx' und Engels' prinzipielle Entscheidung, mit allem Nachdruck an der richtigen Erkenntnis (und treffenden Kritik) der kapitalistischen Produktionsweise bzw. der Verbreitung dieser Einsicht zu arbeiten, nicht so verwunderlich. Denn genau daran fehlte es den zeitgenössischen antikapitalistischen Bewegungen, nicht an sozialistischen Utopien. Wie schon die klassischen Ökonomen des 18. und 19. Jahrhunderts wußten Marx und Engels, daß der moderne Kapitalismus auch in Westeuropa in höchst unterschiedlichen „historischen Milieus" zustande gekommen war, so daß sich auf dem Weltmarkt unterschiedliche „Kapitalismen" wie auch eine Vielzahl nichtkapitalistischer Ökonomien begegneten. Man mag sie dafür tadeln, daß sie sich doch immer wieder dazu drängen ließen, Ratschläge im Blick auf die aktuelle oder zukünftige sozialistische Politik in anderen Ländern oder Weltregionen zu erteilen; wenn sie es taten, taten sie es in der Regel wohlinformiert und mit großer Zurückhaltung. Wo sie sich kräftig einmischten, auch mit unerbetenen Ratschlägen und Kritiken, wie in Deutschland, legten sie gerade auf die Konsistenz und Realitätsnähe der Übergangsforderungen großen Wert und mühten sich, ihren sozialistischen Freunden das Phrasendreschen abzugewöhnen.

Die eigentliche Ursache ihres strategischen Defizits liegt nach Ansicht Uli Schölers im Ausblenden bzw. Unterbelichten des Marktes bzw. der ökonomischen „Vermittlungsinstanzen" in der Zirkulationssphäre. Hier hätten sie keinerlei Übergangsforderungen entwickelt. Die Entwicklung der Sowjetökonomie habe mit der radikalen Abschaffung des Marktes der Marx-Engelsschen Sozialismuskonzeption entsprochen, am Scheitern der diversen Wirtschaftsreformen seien die theoretischen Vorgaben von Marx und Engels nicht ganz unschuldig (vgl. S. 21 und S. 164 ff.). Zwar seien Marx und Engels für die konkrete Form des sowjetischen Planungsprozesses nicht verantwortlich zu machen, aber daran eben doch nicht unschuldig, da die „Unkonkretheit" ihrer Aussagen zu viele Fragen offengelassen habe.

Daß Marx' und Engels' diverse Andeutungen auf die reellen Möglichkeiten einer Ökonomie jenseits des Kapitalismus nie und nimmer etwas mit der Situation eines von Krieg und Bürgerkrieg zerstörten Agrarlandes wie Rußland zu tun hatten, daß die führenden Bolschewiki, Lenin voran, auch die konkretesten Äußerungen nur zur Rechtfertigung der Wendungen nutzten, die ihnen zwecks Machterhalt geboten schienen, weiß Schöler natürlich. Für den „Kriegskommunismus" sind Marx und Engels ebensowenig verantwortlich zu machen wie für die von Lenin bewunderte Kriegszwangs- und -planwirtschaft in Deutschland während des Ersten Weltkriegs. Der Vorwurf, sie hätten kein differenziertes Konzept vom Markt bzw. vom Zirkulationsprozeß und den dazu gehörigen Vermittlungen wie Handel und Kredit, trifft Marx und Engels genausowenig wie der Vorwurf, sie hätten keinen Blick für die Unterschiede besonderer Arten und Formen von Märkten gehabt (S. 103 und S. 150 f.). Das gilt ohne weiteres für die heutige Standardökonomie, die unablässig von Markt redet,

ohne zu wissen, wovon sie redet, aber eben nicht für Marx.

Selbstverständlich wußte Marx ganz genau, daß es lange vor dem modernen Kapitalismus entwickelte Marktökonomien gegeben hatte. Er war einer der wenigen Sozialwissenschaftler des 19. Jahrhunderts, die Aristoteles' Entdeckung und Analyse des Marktes in ihrer Genialität wie ihrer historischen Bedingtheit und Beschränktheit zu würdigen wußte (was er im ersten Kapitel des ersten Bandes des „Kapitals" tat). Im zweiten Band des „Kapitals", in einem seit 1884 veröffentlichten, wenn auch weithin unbekannt gebliebenen Text, beschrieb und analysierte er einen mittelalterlichen bzw. frühmodernen Markt und dessen „Einbettung" in die gesellschaftliche Ordnung, die im Übergang zum modernen Kapitalismus aufgelöst wird – achtzig Jahre vor Karl Polanyi. Auch wenn Marx selbstverständlich nicht über das wirtschaftshistorische Wissen Fernand Braudels verfügte, den Schöler zu Recht heranzieht (S. 179 ff.), der begriffliche Unterschied zwischen Marktwirtschaft und Kapitalismus war ihm durchaus klar. Allerdings waren Marx und Engels keine „Marktsozialisten" im heutigen Sinn, was damit zusammenhängt, daß die zeitgenössische, klassische Ökonomie noch keineswegs derart vom Aberglauben an „den Markt" besessen war wie die heutige Neoklassik. Anhänger einer Marktideologie waren eher die sozialistischen „Zirkulationskünstler" der Zeit, deren Glauben, die damals bekannten Übel des modernen Kapitalismus seien mit ein paar Geld- und Kreditreformen aus der Welt zu schaffen, sie kritisierten. Ihre Kritik beruht gerade auf dem Nachweis, daß eine moderne kapitalistische Ökonomie ein komplexes Bündel von Institutionen, zudem eine regelrechte Hierarchie besonderer Märkte, besonderer Warenarten, Geldformen und Kapitalsorten darstellt, das mit der einfältigen Formel der „Marktwirtschaft" nicht begriffen und mit einfältigen Aktionen wie Abschaffung „des Geldes" oder „des Zinses" nicht wirksam angegriffen werden kann.

Es rächt sich, daß Schöler sich ausdrücklich auf eine Untersuchung im Kontext von Markt und Plan festlegt (S. 21) und die wesentliche Frage nach der wirtschaftlichen und politischen Demokratie im Sozialismus ausblenden will. Für Marx und Engels ist die aber, allen terminologischen Unterschieden zum Trotz, entscheidend. Die Befreiung, die sie meinten, war ja keineswegs nur als Befreiung der Lohnarbeiter von den Zwängen des Lohnsystems gedacht. Es ging ihnen ebensosehr um die Befreiung aller Menschen von Marktzwängen bzw. vom „stummen Zwang ökonomischer Verhältnisse", von der Herrschaft angeblicher ökonomischer „Naturgesetze", also auch vom Zwang vermeintlicher „Marktgesetze" oder „Gesetze der Konkurrenz". Was aber nichts anderes bedeutet, als daß die Bürger als Produzenten, Konsumenten und Austauschende ihre wirtschaftlichen Geschicke selbst bestimmen, statt sich von „der Wirtschaft" beherrschen zu lassen. Demokratische Sozialisten sollten schon zur Kenntnis nehmen, daß die heutige Marktideologie im wesentlichen eine politische Theorie ist, die mit Aussagen über das, was in der „realen Welt der Märkte" vor sich geht, herzlich wenig zu tun hat. Es ist, gerade in der allseits gepriesenen Hayekschen Fassung, eine politische Theorie mit antidemokratischer Pointe, die die kollektive Dummheit bzw. Unvernunft der Menschen, aller Menschen zu allen Zeiten, behauptet und zu einer Art „Naturtatsache" verklärt.

Marx dagegen räumte dem „gesellschaftlichen Verstand" in bürgerlichen Demokratien eine Schlüsselrolle ein – als notwendiges Gegengewicht gegen die ökologische wie soziale Blind- und Taubheit „der Märkte". Ein „Marktsozialismus" ohne wirtschaftsdemokratische Einbettung wäre daher in der Tradition von Marx und Engels ein Unding. Viele der neueren Beiträge zur Sozialismusdebatte gehen genau in diese Richtung – Sozialismus als Erweiterung, Stärkung der politischen Demokratie mittels institutionalisierter Formen der wirtschaftlichen Selbstregierung. Unser Autor geht leider nur auf Diane Elsons Beitrag ein (einer der wenigen, die in deutscher Übersetzung vorliegen), der aber ohne diesen Kontext kaum verständlich ist.

Wie geht man heute mit Marx über Marx hinaus, wie sieht ein Sozialismuskonzept aus, das den Lehren des gescheiterten sowjetischen Experiments Rechnung trägt? Kaum überraschend, daß Schölers Vorschlag in Richtung einer Kombination von Grundwerte- und Marktsozialismus geht. Grundwerte, zumal die der Französischen Revolution und der Sozialdemokratie, waren dem alten Marx keineswegs fremd. „Ausbeutung", um nur ein Beispiel zu nennen, ist eben im Kontext der Marxschen Theorien kein Schimpf- oder Schlagwort, sondern ein analytischer Begriff, allerdings einer, der ebenso wohl normativ wie empirisch analytisch gemeint und ohne Bezug auf die Freiheits- und Gleichheitsideale der bürgerlichen Gesellschaft gar nicht zu verstehen ist. Der Marktsozialismus reduzierte sich in Schölers

Verständnis auf eine Form „regulierter Marktwirtschaft", die zwar „die Dominanz kapitalistischer Rationalität [...] überwinden", aber die Hauptinstitutionen der kapitalistischen Ökonomie, insbesondere Markt und Konkurrenz als Garanten von Effizienz und Innovation, bewahren soll (S. 264 ff.).

Historisch und in der „real world of markets", außerhalb der Phantasiewelten der heutigen Marktideologien, kennen wir, von Schwarzmärkten abgesehen, nichts anderes als „regulierte" Märkte. Die einzig spannende Frage lautet daher, welche neuen Institutionen den „Grundwerten" oder den fünf Prinzipien, die Schöler im Blick auf die fünf Herausforderungen der Gegenwart herausarbeitet (S. 291 ff. und Kapitel 8), Gewicht verleihen, d. h. eine alltägliche, handlungsleitende Bedeutung für die große Mehrzahl der individuellen und kollektiven Akteure geben, können. Anders herum gefragt: Welche Institutionen des gegenwärtigen Kapitalismus verurteilen diese Grundwerte oder Prinzipien zur Irrelevanz? Gibt es Prinzipien, die mit der heutigen Form von Kapitalismus leichter, wenn auch nicht ohne weiteres vereinbar sind als andere (z. B. die Gleichstellung der Geschlechter im Vergleich zur ökologischen Nachhaltigkeit)?

Wem es mit den Grundwerten Ernst ist, kann sich mit dem heute vorherrschenden Gottvertrauen in die Rationalität der Märkte kaum zufriedengeben. Für die Neueinrichtung und Reregulierung der Märkte, die Schöler vorschlägt, wird das kritische Potential von Marx und Engels gelegen kommen. Denn beide haben die Konkurrenz wie die diversen Märkte keineswegs umstandslos als Garanten von „Effizienz" schlechthin umarmt, sondern ihre sozialen und ökologischen Kosten gesehen, ihr „Versagen" bzw. ihre „Irrationalitäten" – z. B. Innovationsblockaden – kritisiert, mithin die ältere Marktkritik (im Zeichen der „faux frais", der „falschen Kosten") der klassischen Ökonomen und vieler Sozialisten des 19. Jahrhunderts fortgeführt. Den Vorschlag, vom Etikett des „Marxismus" Abschied zu nehmen und Marx und Engels von dem „ismus" zu befreien, der den Zugang zu ihrem Werk nach wie vor verstellt (vgl. S. 88 und S. 334), sollte man sich in jeder Hinsicht zu Herzen nehmen, auch im Blick auf ihre vergessene Kritik der Globalisierung und der angeblichen Marktrationalität.

Michael Krätke

BAST, Jürgen: **Totalitärer Pluralismus. Zu Franz L. Neumanns Analysen der politischen und rechtlichen Struktur der NS-Herrschaft** (= Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 22). – Tübingen: Mohr Siebeck Verlag 1999. IX, 328 S.

Immer wieder einmal wird das Œuvre von Franz L. Neumann neu entdeckt. Erst jüngst widmete sich eine Berliner Tagung jenem „nonkonformistischen Intellektuellen" (Axel Demirović), der kritisch mit der organisierten Arbeiterbewegung verbunden war. Die Auseinandersetzung mit Neumann oszilliert dabei allerdings oft zwischen zwei Polen – zwischen theoriegeschichtlicher Nostalgie und der hilflosen, meist im Anschluß verebbenden Empfehlung, sich dem Werk neu zu stellen und auf seine aktuellen Implikationen hin zu überprüfen. Die kritische Arbeit am Begriff, die erst eine reflektierte Aktualisierung Neumannscher Theoreme für zeitgeschichtliche und gegenwartsorientierte Deutungen ermöglichte, wird selten geleistet.

Jürgen Bast hat mit seiner Neumann-Studie „Totalitärer Pluralismus" dagegen einen überzeugenden Versuch vorgelegt, neue Schneisen in dessen theoretisches Schaffen zu schlagen. Bast konzipiert die Neumannsche Interpretation vom Niedergang der deutschen Demokratie und vom Nationalsozialismus entlang seiner materialistischen Analyse der Staatskonzepte und gesellschaftsformativen Bedingungen eines modernen „Pluralismus". Dabei wird herausgearbeitet, daß Neumann nicht nur genau differenziert zwischen einer demokratischen und „totalitären" Form „pluralistischer" Herrschaft, sondern vor allem auch theoretisch aufzeigt, wie sich diese aus jener hat entwickeln können. Neumann legt dabei Kontinuitäten und Dialektiken frei, um den „Übergang" zu erklären von der „demokratisch-pluralistischen Variante des Monopolkapitalismus" zur entfesselten Herrschaft des nationalsozialistischen „totalitären Monopolkapitalismus" und seiner kooperierenden wie konkurrierenden sozialen Organisationen: Kapital, Militär, Bürokratie, NSDAP. Diese Transformation gründet nach Neumann u. a. im Prozeß der Bildung kapitalistischer Monopole, in einer politisch-strukturellen Entdemokratisierung wie Bürokratisierung der kollektiven Akteure der pluralistischen Massendemokratie, im inneren Verfall der staatlichen und rechtlichen Einheit im Übergang zu direkter autoritärer Gewalt, ja in der sukzessiv totalisierten Herrschaft von mächtigen, „pluralen" Cliquen, die sich formaler Vermittlungen durch

Gewaltenteilung und Gesetz entledigen können. Diese Tendenzen sind laut Neumann dem Nationalsozialismus vorausgegangen und haben sich dort in offen terroristischer Weise bis in die Praxis des Völkermords verlängert und radikalisiert.

Bast widmet sich in seiner Studie, entgegen ihrem im Untertitel formulierten Anspruch, wesentlich der Neumannschen Analyse dieser historischen *Bedingungen* der NS-Herrschaft. Im ersten, respektive dritten Teil seiner Arbeit rekonstruiert Bast dabei den Funktionswandel des politischen und rechtlichen Systems aus Neumanns Sicht – *politisch* die Transformation des kollektiv-organisierten Pluralismus zum Bündnis totaler Apparate und zur umfassenden „Herrschaft privater Verbände", *rechtlich* die Transformation vom vertraglich geregelten zum „formlosen" Verhandlungssystem unter Beseitigung rational begründeten Rechts und eigentlicher staatlicher Ordnung, die durch einen willkürlichen Dezisionismus der Macht ersetzt wird. Erklärte die Weimarer Republik den Pluralismus offen zu ihrem Ordnungsprinzip, ist im Nationalsozialismus dagegen „ein spezifischer Pluralismus hinter verschiedenen, den Monismus der nationalsozialistischen Ordnung beschwörenden Ideologien verborgen und offenbart sich erst in der kritischen Analyse seiner Strukturen. [...] Freigesetzte Machtapparate, die eine über den herrschenden Gruppen stehende Staatsgewalt weder anerkennen noch benötigen, üben ihre Herrschaft direkt und unvermittelt aus, in einer bislang unbekannten Form ‚unmittelbarer Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse'" (S. 301 f.). Dabei geht der vertikale Konzentrationsprozeß von Macht zugunsten der Monopole und des Staates innerhalb des Staatsgefüges gerade mit einem horizontalen, wiederum „pluralistischen" Konzentrationsprozeß einher, durch den eine gesteigerte Anzahl von Apparaten „autonom" und mit eigenem Recht autoritäre Kontrolle ausüben. Zu begreifen ist nach Neumann dieser Funktionswandel aber nur vor der theoretischen Bestimmung seiner gesellschaftlichen, *sozioökonomischen* Bedingungen: des Strukturwandels vom liberalen zum monopolistischen Kapitalismus, den Neumann innerhalb einer Evolutionstheorie des Kapitalismus entfaltet, die im zweiten, zu Recht besonders umfangreichen Teil von Basts Untersuchung zum Gegenstand wird.

Denn das „Verhandlungssystem" des „paritätischen Pluralismus" bzw. der „pluralistischen Massendemokratie", wie es sich auch in der Weimarer Republik etabliert hatte, basierte nach Neumann vor allem auf einem gesellschaftlichen Kompromiß zwischen den sozialen und politischen Gruppen, soll im wesentlichen heißen: auf einem balancierenden „Klassengleichgewicht", einer verstetigten „freiwilligen" Kooperation der intermediären Körperschaften von Kapital und Arbeit, durch die vermeintlich die Herrschaft der Staatsbürokratie abgelöst werden sollte. Dieser kollektive Pluralismus, der in entwickelten Industriegesellschaften notwendig zur „organisierten Form der Konkurrenz bürokratisierter Organisationskomplexe" (S. 38) tendiere, zeitige jedoch eine „innere Dynamik zur Selbstzerstörung" (S. 39). Die Organisationen, auch der Arbeiterklasse, verselbständigten sich nach Neumann einerseits gegenüber ihren zunehmend entmündigten Mitgliedern und monopolisierten das dezentrale Partizipationsversprechen von „kollektiven Demokratie" in bürokratischen Oligarchien und vertikalen Dominanzverhältnissen. Andererseits ist die paritätische Kooperation der Klassenorganisationen für Neumann gerade im Zeichen von Krisen so prekär, daß im Konfliktfall die freiwillige Moderierung zusammenzubrechen droht und dem Staat wiederum die Rolle der parteilichen Intervention zukommt. In der Folge wächst auch die Macht einer verselbständigten Staatsbürokratie mehr als je zuvor, „jedenfalls solange das pluralistische System auf einer gesellschaftlichen Basis fußt, die von antagonistischen Konflikten geprägt ist" (S. 41).

Auf der Grundlage seiner Einschätzung von strukturellen Tendenzen, Zwängen und immanenten Widersprüchen des fortgeschrittenen Kapitalismus und seiner politischen Ordnung, die auf den Übergang in eine neue Gesellschaftsformation zielen, kommt Neumann so zu einer zugespitzten Deutung: „Das pluralistische System [...] steigert in Wahrheit die Macht der Bürokratie, drängt die politische und soziale Bedeutung der gesellschaftlichen Organisationen zurück und stärkt somit alle zum autoritären Staat führenden Tendenzen."[1] Diese „Dialektik des Pluralismus" (S. 37 ff., S. 168 ff.), die inhärente „autoritäre Tendenz des Monopolkapitalismus" (S. 171), den demokratischen Pluralismus der Parlamente und Gesetze durch einen „krisensicheren" dezisionistischen Interventionsstaat zu zerstören, verwirklicht sich nach Neumann vollends im NS-Staat, der das politische und gesellschaftliche Erbe der Weimarer Republik antritt. Jener totale Staat ist für Neumann politisch ein „Un-Staat", ein rechtloser Zustand. Denn der „autoritäre Staat," so behauptet Neumann letztlich nicht ohne ökonomistische Neigung, „verwirklicht die juristischen Forderungen der Monopolisten am reinsten";

bürgerliche Vermittlungsformen, demokratische Organisationen und Arbeiterklasse bleiben darin ausgeschlossen. Der Moment, in dem, im Sinne der faschistischen Staatstheoretiker wie Carl Schmitt, an die Stelle des Rechts „entweder der Führerbefehl oder die Generalklausel"[2] tritt, ist der Moment der Auflösung des Rechts und seiner vollständigen Aneignung durch die koexistierenden Gruppengewalten der totalitären Organisationen. Diese machen den „non-state" aus, in dem gesellschaftliche Entscheidungen nur noch informell, intransparent und personal ausgehandelt und dann mit totalitären Apparaten durchgesetzt werden.

Bast befaßt sich besonders ausführlich mit Neumanns Analyse des moderner Kapitalismus, die dieser in kritischer Auseinandersetzung mit vornehmlich sozialistischen Vordenkern seiner Zeit entfaltet hat; etwa mit der antirevisionistischen Literatur des frühen Austromarxismus eines Rudolf Hilferding oder Karl Renner. Durch die genaue Erarbeitung des gesellschaftskritischen Fundaments von Neumanns Deutung eines nationalsozialistischen „totalitären Pluralismus" verweist Bast hierbei indirekt auch auf die Verkürzungen der strukturalistischen Polykratie-Schule der NS-Forschung, die sich oft unausgewiesen auf Neumanns Pionierarbeiten stützt, dessen inopportune Betonung der Rolle von Kapital und gesamtgesellschaftlichen Strukturen aber meist unterschlägt. Anders als die Strukturalisten und marxistischen Faschismus-Theoretiker erkennt Neumann dabei auch die Bedeutung kontingenter Konstellationen und „spezifische[r] nationalhistorische[r] Umstände" (S. 22) in Deutschland, die von den autoritären Bindungen des deutschen Beamtentums über die historische Schwäche des liberalen Bürgertums bis zur Verankerung reaktionärer gesellschaftlicher Leitbilder reichen, für den Triumphzug des Nationalsozialismus. Dennoch hat auch Neumann den eigenständigen Charakter von Ideologien und insbesondere die historische Macht des Antisemitismus stets unterschätzt, bisweilen sogar ignoriert. Neumann hat nicht gesehen, wie das von ihm diagnostizierte „organisierte Chaos" des Nationalsozialismus gerade über die Bindekraft völkisch-antisemitischer Ideologie überdeckt und zusammengehalten worden ist. Aber selbst Neumanns Deutungsansätze der Rolle von „Rassentheorie" und „Rassenimperialismus" im Nationalsozialismus werden bei Bast leider zum Verschwinden gebracht.

Die Kritik der politischen Ökonomie und die kritische Theorie gesellschaftlicher Strukturen sind schließlich auch die axiomatischen Ausgangspunkte für Neumanns theoretische, aber auch scharfe *politische* Kritik des „Weimarer Reformismus" und der sozialdemokratischen Theoriebildung ante 1933. Diese Kritik ist für den Sozialisten Neumann weitgehend Selbstkritik. Die damalige demokratisch-pluralistische Variante des Monopolkapitalismus und die Illusionen der „kollektiven Demokratie" erweisen sich nach Neumann als gescheitert im Angesicht der „Selbstaufhebung" der Demokratie im NS-Terror, an der die bürokratisch erstarrte und entpolitisierte organisierte Arbeiterbewegung mitwirkte. Dies bedeutet freilich nicht die Annahme „historischer Notwendigkeiten" und deterministischer Zusammenbruchslogiken: „Ob sich die autoritären Tendenzen des demokratischen Monopolkapitalismus", so liest Bast Neumann, „im historisch konkreten Fall tatsächlich realisieren, hängt letztlich allein von den historischen Bedingungen und historischen Kräfteverhältnissen ab" (S. 178). Die Tragik der deutschen Entwicklung rührt für Neumann vielmehr gerade daher, daß keine sozialen Kräfte der ökonomisch induzierten Selbstaufhebungslogik der Weimarer Demokratie eine wirksame Praxis – außerhalb des Staatsapparates und der kollektiven „Gegenbürokratien" – entgegengesetzt haben.

Problematisch erscheint Basts politologische Bescheidenheit. Er enthält sich einer kritischen Position zu Neumanns Werk und Wirkung und erhebt nicht den Anspruch, einen Bezug auf neuere Debatten zum Nationalsozialismus oder die jüngere sozialwissenschaftliche Neumann-Rezeption bei Jürgen Habermas und vor allem Axel Honneth zu erstellen.[3] Gerade in Neumanns Pluralismusbegriff, der gängigen normativen Überhöhungen entkleidet ist, liegt dabei meines Erachtens enormes kritisches Potential für Gegenwartsanalysen. Denn er verweist darauf, daß „pluralisierte Herrschaft" keineswegs demokratische Substanz garantiert. Und er macht grundlegende Probleme demokratisch-pluraler Systeme in der Klassengesellschaft kenntlich, wie auch die Grenzen demokratischer Partizipation und Transparenz gegenüber einer Übermacht der gesellschaftlichen Verhältnisse. Ein kritisches Politik- und Rechtsverständnis ist demnach überhaupt nur in Beziehung zum gesellschaftlichen Zusammenhang und seiner allgemeinen Herrschaftsverhältnisse und Entscheidungsprozesse zu gewinnen.

Indem Bast die Analyse des Nationalsozialismus systematisch ins Verhältnis zu Neumanns Untersuchungen der Weimarer Republik setzt

und zum theoriepolitischen Umfeld vornehmlich der sozialistischen Arbeiterbewegung, werden auch in theoriegeschichtlicher Hinsicht neue Blickwinkel auf Neumanns Arbeit im Exil eröffnet. Bast argumentiert vor allem gegen die These von Alfons Söllner, der das „materialistische Jahrzehnt" Neumanns im Exil als einen „ganz abrupten Abbruch" gegenüber seinen bisherigen, vermeintlich „rechtssozialdemokratischen" Positionen deutet, welcher in der Flucht aus Deutschland und in der Exilerfahrung begründet sei. Bast extrapoliert, wie weit Neumann der Denktraditionen vor dem Exil „kritisch verbunden" bleibt. Basts lobenswerte Bemühungen jedoch, Neumanns Werk in bisher kaum beachteten theoriegeschichtlichen Bezügen und Kontinuitäten sichtbar zu machen, und ihn insbesondere im oft verschütteten Kontext der deutschen sozialistischen Theoriediskussionen seiner Zeit zu profilieren, korrigieren ihrerseits manch gängige Neumann-Verortung in recht einseitiger Weise. Der Sozialwissenschaftler will, entgegen den Arbeiten etwa Helmut Dubiels und Söllners, Neumann nicht eingeordnet sehen in die anglo-amerikanische politische Theorie, mit der er sich aber ausgiebig auseinandersetzte, und vor allem nicht in die Forschungszusammenhänge des exilierten Frankfurter Instituts für Sozialforschung, an denen Neumann partizipierte. Diese radikale Kehre führt Bast geradezu zur Kappung wichtiger Theoriekontexte.

Um nur ein Beispiel zu nennen: Institutsleiter Max Horkheimer verweist wie sein Kollege Neumann auf die immanente Tendenz der fortgeschrittenen kapitalistischen Herrschaft, jenseits des äußeren Scheins gesellschaftlich-staatlicher Integration potentiell in sich politisch zu zerfallen in die „Grundformen der Herrschaft", ins terroristische Bandenwesen; der totalitäre Staat regrediert demnach auf die unvermittelte Herrschaft von Gruppen, die mit unmittelbarer und exzessiver Gewalt als blinde Monaden „formlos" wie „außergesetzlich" um Macht und materielle Ressourcen, noch im Stadium des eigenen Untergangs, konkurrieren.[4] Die Voraussetzungen dieses Prozesses liegen, entgegen den in der bisherigen Rezeptionsgeschichte hervorgehobenen Differenzen, auch nach Horkheimer in den objektiven monopolistischen Tendenzen des fortgeschrittenen Kapitalismus, in der Substitution freier Konkurrenz durch repressive Kollektivierung, in der zunehmenden sozialen Kontrolle und Bürokratisierung gesellschaftlicher Macht, auch durch die erstarrten Gewerkschaften, oder in der Ersetzung von Demokratie und Gesetz durch informelle Politikmodi und untransparente Entscheidungsstrukturen monopolistischer Einheiten. Obschon Neumann die politisch-theoretischen Zuspitzungen der Horkheimerschen Racket-Vorstellung nicht mitgetragen hat, so steht sie doch in inniger Nähe zu seinen Analysen der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus, die im Kreis des Instituts entstanden sind und disputiert wurden. Aber obgleich Bast begrifflich-theoretisch gerade diese Affinität durch den präzisen Blick auf Neumanns Verständnis moderner politischer Herrschaftstendenzen zum Vorschein bringt, findet die Racket-Theorie in Basts Arbeit nicht einmal Erwähnung. Theodor W. Adornos Theorie des nationalsozialistischen Staates, den Oberflächenvorstellungen vom monolithischen Block entgegengesetzt, wurde wiederum, von Bast ebenso unberücksichtigt, von Neumann nachhaltig beeinflußt – trotz aller Divergenzen in der Debatte um Monopol- und Staatskapitalismus[5] und das „Primat der Politik" im Nationalsozialismus. Was sich als total und einheitlich propagierte, der NS-Staat, war, so brachte Adorno 1967 diese Nähe retrospektiv auf den Begriff, „in Wahrheit pluralistisch. Die politische Willensbildung stellte sich her durch die planlose Konkurrenz mächtigster sozialer Cliquen. Als erster vielleicht hat Neumann gewahrt, daß das Schlagwort Integration, seit Pareto eines der Zentralstücke faschistischer Ideologie, Deckbild seines Gegenteiles ist, eines Zerfalls der Gesellschaft in die divergierenden Gruppen, die, äußerlich und abstrakt, von der Diktatur unter einen Hut gebracht werden." Politik, Staat und Gesellschaft brechen dergestalt im Nationalsozialismus auseinander in eine „barbarische Vielheit", die durch das bürokratische Organisationsprinzip und den Schein der „Volksgemeinschaft" hindurch vom unmittelbaren Prinzip der an sich selbst irre gewordenen und zum grenzenlosen Terror tendierenden Herrschaft bestimmt wird.

Adorno benannte im Grunde auch früh die zentralen Schwächen und Stärken Neumanns. Aus dessen Arbeiten und Erscheinung springt dem Theoretiker entgegen, daß Neumann „in Denkstruktur und Gestik den Juristen nie verleugnete". Dadurch mag ihm das Verständnis ideologischer Dynamiken versperrt geblieben sein. Zugleich sei im *Behemoth* aber „vermutlich [...] das tiefste und wahrste Werk über den Nationalsozialismus" zu erblicken. Schon Adorno wünschte deshalb eine verstärkte Neumann-Rezeption und sah es als „ein Stück Wiedergutmachung, an ihm und an

der Sache, wenn in der Bundesrepublik nachdrücklich die Aufmerksamkeit auf Neumann gerichtet wird. [...] Durch den Geist seiner politischen und gesellschaftlichen Theorie, nicht durch hochtönende Parolen, ist das Werk Franz Neumanns das stärkste Plädoyer für ungeschmälerte Humanität."[6]

Jenseits von einigen blinden Flecken sowie Verkürzungen zugunsten der eigenen Konzeptionalisierung von Neumanns Werk ist es zweifellos Basts Verdienst, jenes leise „Plädoyer" überzeugend genug darzustellen, um ihm implizit zu neuen Geltungsansprüchen zu verhelfen. Auch hat Bast durch eine der ersten systematischen Analysen von Neumanns Schaffensperiode im Exil bis 1944 ein gutes, wichtiges Stück an der nötigen „Wiedergutmachung" gearbeitet, die bis heute, trotz zahlreicher hoffnungsvoller Ansätze, weitgehend ausgeblieben ist. Denn schließlich tritt durch die genaue Rekonstruktion seines Exilschaffens Neumann nicht nur als sozialistischer Intellektueller wie überaus reflektierter politischer Theoretiker hervor, sondern auch als Gründungsvater einer *kritischen*, materialistischen und doch nicht topologisch verhärteten Politik- und Demokratiewissenschaft.

1 Franz Neumann, Der Funktionswandel des Gesetzes im Recht der bürgerlichen Gesellschaft (1937), in: ders., Demokratischer und autoritärer Staat. Studien zur politischen Theorie, Frankfurt a. M. 1986, S. 33.

2 Ebd., S. 43 und S. 27.

3 Vgl. u. a. Axel Honneth, Kritische Theorie. Vom Zentrum zur Peripherie einer Denktradition, in: ders., Die zerrissene Welt des Sozialen. Sozialphilosophische Aufsätze, Frankfurt a. M. 1999, S. 25–72.

4 Vgl. hierzu jüngst Kai Lindemann, Der Racketbegriff als Gesellschaftskritik. Die Grundform der Herrschaft bei Horkheimer, in: Zeitschrift für kritische Theorie 11, Jg. 6 (2000), S. 63–81.

5 Vgl. Michael Th. Greven, Kritische Theorie und historische Politik, Opladen 1994, S. 172. Greven weist nach, daß die politische Racket-Theorie nicht an die in weiten Teilen obsolete Staatskapitalismus-Theorie gekoppelt ist, sondern sogar im theorieimmanenten Widerspruch zu ihr steht.

6 Theodor W. Adorno, Franz Neumann zum Gedächtnis, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. 20.2, Frankfurt a. M. 1986, S. 700–702.

Lars Peter Rensmann

Perspektiven der Linken. Ein kämpferisches Leben im Zeitalter der Extreme. Hrsg. von Jürgen HINZER, Helmut SCHAUER und Franz SEGBERS. – Hamburg: VSA-Verlag 2000. 132 S.

REVELLI, Marco: **Die gesellschaftliche Linke. Jenseits der Zivilisation der Arbeit.** Aus dem Italienischen von Dario Azzellini. – Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 1999. 221 Seiten.

Jakob Moneta ist sicherlich der bekannteste deutsche Nachkriegstrotzkist, doch die meisten kennen ihn nicht als solchen, sondern als aktiven Gewerkschafter und Publizisten, als ehemaliges SPD- und späteres PDS-Mitglied. Als Jude will er sich zwar bekennen, solange es Antisemitismus gibt, doch eigentlich, das hat er immer wieder deutlich gesagt, versteht er sich als Internationalist.

Der 1914 im damals noch österreich-ungarischen Ostgalizien Geborene ist eine der schillerndsten Gestalten der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Aufgewachsen in Köln in der Zwischenkriegszeit, schloß sich Moneta Anfang der dreißiger Jahre dem Sozialistischen Jugendverband, der Jugendorganisation der aus einer linksoppositionellen Strömung der SPD hervorgegangenen Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP), an und engagierte sich im Arbeitersport. Ende 1933 verließ der junge Jude und Sozialist das faschistische Deutschland und ging nach Palästina, um in einem Kibbuz zu (über)leben. Hier lernte er eine praktisch gelebte sozialistische Kollektivität, die ihn zeitlebens prägte. Den Ausschluß aus dem Kibbuz und 27 Monate Internierung brachte ihm 1939 die Organisation von gewerkschaftlichen Streiks und die Zusammenarbeit mit nichtjüdischen Arabern ein, bis ihm schließlich 1948 die Rückkehr nach Deutschland gelang. Er wurde Redakteur der von Willi Eichler und Heinz Kühn geführten sozialdemokratischen „Rheinischen Zeitung" und Mitglied der SPD, ging 1953 für zehn Jahre als Sozialreferent an die bundesdeutsche Botschaft nach Paris, doch im Geiste und hinter vorgehaltener Hand blieb er als Trotzkist ein heimatloser Linker jenseits von kommunistischem Bürokratismus und sozialdemokratischem Reformismus. 1962 kehrte er schließlich zurück und wurde Chefredakteur der beiden einflußreichen IG-Metall-Zeitungen „Metall" und „Der Gewerkschafter" – eine Position, die er bis in die achtziger Jahre innehatte.

Ende 1999 kamen über 100 Menschen aus den unterschiedlichsten Ländern und politischen

Milieus zusammen, um seinen 85. Geburtstag mit einer „Begegnungstagung" zu feiern. Die dort gehaltenen Beiträge liegen nun auch als Buch vor und bieten einen informativen Einblick in die aktuellen linken Diskussionen.

Von Frank Deppe ist ein Überblick über „Die Linke in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland" zu lesen, in dem er versucht, die „langen Wellen" des politischen Kampfzyklus der westdeutschen Linken nachzuzeichnen. Er interpretiert diese Geschichte dabei nicht als eine kontinuierliche Verfalls- und Niedergangsgeschichte bis zu ihrem vermeintlichen Ende in den neunziger Jahren, er arbeitet vielmehr das permanente Auf und Ab der sozialistischen Bewegung heraus. Er beschreibt und analysiert ausführlich die beiden „Perioden des zunehmenden Einflusses (1944–1948; 1965–1975)" sowie die beiden „Perioden der Schwäche und der Niederlagen (fünfziger und frühe sechziger Jahre, 1975–1991)" und hält die Frage, ob es im Übergang zum neuen Jahrhundert eine Renaissance der Linken geben wird, für eine offene Frage, da wir es „mit einem offenen und kontingenten historischen und politischen Prozess zu tun [haben]". Wenn auch die neue hegemoniale Weltordnung stabiler denn je und die aktuellen und potentiellen Gegenkräfte niemals so schwach gewesen seien wie heute, innere und äußere Widersprüche wirken ihm zufolge weiter und stecken den Möglichkeitsrahmen für eine neue Linke ab.

Dies ist auch das Thema Helmut Schauers. Schauer beschreibt die auf der Ausbeutung der Lohnarbeit konstitutiv beruhende Revitalisierung des zeitgenössischen Kapitalismus in einen Shareholder-Value-Kapitalismus – den er eine neue historische Formation nennt – und macht gleichzeitig deutlich, daß wir es als Resultat dieser Revitalisierung mit einer Verschärfung der krisenhaften Prozesse zu tun haben. Je mehr sich der Kapitalismus entwickele, desto mehr schlösse er die Menschen aus seinem Funktionieren aus, stoße an die ökologischen Grenzen und verstärke die weltweiten geopolitischen Kämpfe um kleiner werdende Ressourcen in bedrohlichem Maße. Um zu einer entsprechenden Revitalisierung der sozialistischen Linken zu gelangen, fordert er mehr theoretische Grundlagen- und Bildungsarbeit und eine Verabschiedung von reformerischen Illusionen. Sozialstaatlich orientierte Politik habe sich als trügerisch erwiesen, auch und gerade nach 1998, seitdem „die modernistische Zuspitzung des Neoliberalismus als Absage an ihn daher[kommt]".

André Brie verlangt in seinem Beitrag mehr selbstkritische Nachdenklichkeit auf der Linken. Der Sozialismus der Vergangenheit sei mehr gewesen als der Staatssozialismus, und man könne an sozialistischen Elementen heutiger Kämpfe anknüpfen. Reregulierung der Weltwirtschaft und Repolitisierung der Politik sind ihm die zentralen Ansatzpunkte eines neuen demokratischen Sozialismus, denn das „Problem des Kapitalismus für die Welt besteht nicht in der Wahrscheinlichkeit seines ökonomischen Versagens, sondern in der Wahrscheinlichkeit, dass sein Funktionieren über die Grenzen der Belastbarkeit von Natur, Kultur und Zivilisation hinausführt".

Michael Löwy schließlich erhofft sich eine Belebung sozialistischer Bewegungen durch eine Erneuerung des Marxismus. Vehement wendet er sich gegen den zur neuen Heilsreligion mutierten neoliberalen Kapitalismus, der „Verzweiflung, Resignation, Fatalismus, Passivität, die Hinnahme des Gegebenen als der ‚besten aller möglichen Welten' (Leibniz) – mit einem Wort: die völlige Ausrottung der Hoffnung" bedeute. In Anlehnung an die Befreiungstheologie geht es Löwy darum, die romantisch-revolutionäre Perspektive zu erneuern, um den „Dampfwalzen der kapitalistischen Modernisierung" Einhalt zu gebieten. Nicht um die Rückkehr zu alten, vorkapitalistischen Verhältnissen gehe es dabei, sondern um eine Erweiterung des Blickwinkels, um notwendig neues Denken zu lernen. Es gehe auch nicht um eine postmoderne Absage an Rationalismus und Universalität, vielmehr um „eine neue, im hegelschen Sinn konkrete Universalität [...], die die kulturellen, religiösen und nationalen Besonderheiten nicht leugnet, sondern sie vielmehr integriert, ‚aufhebt' – wiederum im hegelschen Sinn – in eine menschliche und geschwisterliche Solidarität. Die internationale Arbeiterbewegung hat, bevor sie durch nationalistische und bürokratische Tendenzen in die Krise geriet, die ersten Elemente einer solchen Geschwisterlichkeit hervorgebracht, etwa in der Erfahrung der Arbeiter-Internationalen oder der internationalen Brigaden in Spanien. Eine ähnliche Gesinnung rief die große Welle der Solidarität während der Kämpfe der 68er-Bewegung hervor."

Der Marxismus ist für Löwy nicht nur eine analytische Methode, sondern auch eine Ethik der Solidarität. Diese zu erneuern sei nicht nur die brennendste Aufgabe unserer Zeit, sondern auch eine Aufgabe, der sich Jakob Moneta zeitlebens verpflichtet gefühlt habe. Das wird besonders plastisch in dem anschließenden biographischen

Interview mit Moneta, das deswegen ruhig auch ausführlicher hätte ausfallen dürfen. Schade auch, daß die Herausgeber die Gelegenheit nicht genutzt haben, um zumindest eine Literaturliste mit den wichtigsten Schriften und Aufsätzen Monetas beizufügen. Man bekommt ja nicht alle Tage ein Buch gewidmet, schon gar nicht zum 85. Geburtstag.

Sehen die in diesem Band versammelten Autoren in der alten Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung nicht nur eine historische, sondern auch eine aktuelle Kraft im Emanzipationskampf gegen den Neoliberalismus, an die es, wenn auch kritisch, anzuknüpfen gelte, so plädiert Marco Revelli für einen Abschied von derselben.

Im Anschluß an regulationstheoretische Studien untersucht der Turiner Jurist und Politologe die Strukturen des neuen Kapitalismus. Mit den nachhaltigen Veränderungen im industriellen Arbeitsprozeß verändere sich nicht nur das technologische Paradigma, auch das Akkumulationsregime habe sich von der Massenfertigung und dem Massenkonsum verabschiedet. Schließlich sei auch das auf allgemeine Expansion ausgerichtete Institutionen- und Normenregime der Sozialpartnerschaft in der Krise und mache neuen Ausschließungsmechanismen Platz. Der hierarchisch zentralisierte Sozialstaat weiche einem netzförmig organisierten neuen Kapitalismus ohne strukturierte Hierarchie zwischen den Knotenpunkten. Dadurch würden die räumlichen Fesseln der Produktion gelöst und die zentralisierte Entscheidungs- und Verwaltungsbürokratie obsolet. Arbeit wird auf dem Wege von Zerschlagung und Zersetzung, von zunehmender Komplexität, Mobilität und Prekarität desorganisiert und Gesellschaftlichkeit destrukturiert. Das Hauptopfer solcher Zentrifugalität sei schließlich die Politik, die regulative Fähigkeit öffentlicher Macht.

Eine solcherart tiefgreifende „passive Revolution" (S. 9) beende, so Revelli, die materiellen Grundlagen der auf die alte Arbeiterbewegung des späten 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts zurückgehenden politischen Strategien, vor allem die der Eroberung und Ausübung politischer Macht. Mit dem Bedeutungsverlust der Konflikte auf der Fabrikebene und der Kontrolle des Staatsapparates infolge von Deregulierung, Dezentralisierung, neuen Technologien und Krise der Lohnarbeitsgesellschaft, verliere die „politische Linke" ihre ureigensten Standbeine. Der Nationalstaat löse sich tendenziell auf, der Zusammenhang von Territorium, Staat und Reichtum breche ebenso auf wie die vertikale soziale Partnerschaft von Kapital und Arbeit, Fabrik und Staat. Das Territorium werde von einer externen Produktionsbedingung zum Produktionsfaktor, auf dem aneinandergrenzende Räumlichkeiten (Nord gegen Süd, Ost gegen West, jung gegen alt, Erwerbslose gegen Arbeiter gegen Rentner, Fabrikgemeinschaften gegeneinander, zweiter gegen dritter Sektor) konkurrieren. Es komme so schließlich zur Auflösung alter Klassensolidaritäten und zum Aufkommen eines neuen Populismus.

Dies sei der materielle Hintergrund der Erosion des alten sozialdemokratisch-keynesianischen Modells, das Revelli als „Matrix aller europäischen sozialistischen Parteien" (S. 127) versteht. Mit dem Ende der ökonomischen Expansion und der Zentralität des Staates verliere auch der alte, allen europäischen sozialistischen Parteien gemeinsame Glaube an Bedeutung, daß die ökonomische Entwicklung an sich, „von sich aus" (S. 142), kollektive Emanzipationssubjekte hervorbringe.

So richtig und anregend viele der Beschreibungen Revellis auch sind, analytisch können sie zumeist nicht überzeugen. Es ist z. B. richtig und wichtig, darauf hinzuweisen, daß die nachhaltigen Veränderungen des alten kapitalistischen Systems deutlich vor dem Zusammenbruch des ehemaligen „Realsozialismus" am Anfang der siebziger Jahre eingeleitet wurden: nach dem Zusammenbruch des Bretton-Woods-System und der danach beginnenden Deregulierung und Liberalisierung der Finanzmärkte. Komisch mutet es jedoch an, wenn Revelli die Ursachen des neoliberalen Durchmarschs „im beschränkten Horizont des größten Teils der Regierungseliten" (S. 33) ausmacht.

Es ist sicherlich richtig, uns darauf hinzuweisen, daß eine der wesentlichen linken Aufgaben im Angesicht gesellschaftlichen Zerfalls die voluntaristische Rekonstruktion sozialer Subjekte ist. Doch auch solcher Voluntarismus ist nicht frei von Bedingungen und Grenzen. Man muß bekanntlich auch wollen können. Es ist ferner sicher richtig, daß die reformistischen Möglichkeiten gerechter Verteilung, „ohne das Risiko eines radikalen Konflikts mit den verschiedenen wirtschaftlichen Mächten (transnationale und nationale) einzugehen, immer geringer" (S. 137) werden. Das kann jedoch nicht heißen, die Verteilungsfrage großspurig fallenzulassen.

Generell durchzieht das Buch ein aufschlußreicher Bruch zwischen Determinismus und Voluntarismus. Da, wo Revelli die ökonomischen

Gegenwartsprozesse beschreibt, frönt er einem relativ hemmungslosen Determinismus: der Transformationsprozeß sei „in gewisser Hinsicht ‚irreversibel'", enthalte „Dynamiken, die der Willenskraft des ‚Politischen' gegenüber mittlerweile indifferent sind" (S. 35) usw. Da, wo er von politischen Prozessen spricht, herrschen jedoch das Reich des freien Willens und die individuellen Unfähigkeiten der Akteure vor.

Deuten diese Widersprüche bereits auf eine ideologische Befangenheit hin, so wird dies noch deutlicher, wenn man seinen historischen Blick prüft. Es ist bereits unsauber, am Ende des 20. Jahrhunderts auf einen vermeintlichen Hauptfeind einzuschlagen, der bloß bis zum Beginn desselben Bestand hatte. Alle politischen Strömungen der zweiten Jahrhunderthälfte waren im Bruch mit gerade der klassischen Arbeiterbewegung der vorangegangenen Jahrhundertwende entstanden. Das gilt für den sozialstaatlichen Keynesianismus der Sozialdemokratie wie für den ursprünglichen Leninismus und den sich daraus entwickelnden und mit ihm brechenden Stalinismus. Das gilt ebenso für alle Varianten des dritten Weges, u. a. die neue Linke. Entsprechend stimmt auch das Zerrbild, das Revelli von der klassischen Arbeiterbewegung malt, überhaupt nicht. Weder standen die Fabrikkämpfe im Zentrum der alten II. Internationale, noch begnügte sie sich mit einer programmatischen Machtergreifung des Staates. Gerade das, was Revelli für heute einklagt, ein Berücksichtigen gesellschaftlicher Transformationsprozesse, eine vorwiegend gesellschaftlich agierende Linke, kann er dort finden, wo er nur Politizismus wahrzunehmen vermeint (Stichworte: Genossenschaftswesen, Bildungs- und Vereinsarbeit usw.). Auch von einer Zentralität des Verteilungskonfliktes kann in jener Zeit kaum gesprochen werden. Der Staat wurde auch nicht so ausschließlich als „Hauptaktionsinstrument der proletarischen Emanzipation und der gesellschaftlicher Transformation" (S. 129) verstanden – jedenfalls nicht auf dem damaligen linken Flügel (Stichworte: Rätesystem, Absterben des Staates usw.). So erweisen sich wesentliche Pfeiler seines historischen Blicks als simple Mystifizierungen der realen Geschichte.

Auch seine Analyse des Übergangs vom Fordismus zum Postfordismus ist analytisch widersprüchlich und fragwürdig. Trotz vermeintlicher Irreversibilität des Übergangs kann er sich nicht klar entscheiden: das neue Produktionsmodell sei zwar da, aber noch nicht vollendet. Sein „Schicksal" [sic!] sei „wenn nicht die Ersetzung des Fordismus, so doch zumindest die Verwaltung seiner Krise und die substantielle Veränderung seiner tragenden Säulen" (S. 47). Mal abgesehen davon, daß die substantielle Veränderung tragender Säulen ein neues System bedeuten, so ist der Unterschied zwischen einem neuen kapitalistischen System und einer Verwaltung des in die Krise gekommenen alten jedoch ein wesentlicher. Hier läßt sich jedenfalls nur soviel feststellen: Zunehmend mehr Analytiker haben in den vergangenen Jahren die zentrale Rolle der Nationalstaaten und der politischen Eliten im Prozeß der Globalisierung herausgearbeitet. Von einem Ende des Nationalstaats kann ebensowenig die Rede sein wie von einem Ende des Massenkonsums und der „economies of scale". Selbst Revelli registriert, daß sich die von ihm betonten Prozesse des „downsizing", der Reduktion und Minimierung auf die operative Ebene beschränken, während auf strategischer Ebene das „empowerment", die Aneignung durch umfassende Mächte, zu verzeichnen ist (S. 69).

Entscheidend für die Frage des politischen Umgangs mit den herrschenden Verhältnissen ist die Frage, ob wir noch in einer Übergangsphase leben oder in etwas qualitativ Neuem. Revelli umgeht diese Frage und propagiert trotzdem eine weitreichende Verabschiedung von vermeintlich alter Politik. Es ist etwas anderes, von der „Not der Politik" zu reden, wie er sein drittes Kapitel überschrieben hat, oder vom „Ende der Politik", wie er es im gesamten Text unterstellt. Seine Konsequenz, daß die „politische Linke" tot ist und die Linke des nächsten Jahrhunderts „gesellschaftlich" sein oder nicht sein wird, ist in ihrer Einseitigkeit nicht überzeugend, ebensowenig sein Konzept, „der künstlichen Erzeugung eines ‚befreiten Territoriums', das in der Lage ist, dem scheinbar unaufhaltsamen Marsch in eine generalisierte Ökonomie etwas entgegen zu setzen" (S. 144). Seine diesbezügliche Konzeptionalisierung einer solidarischen „Non-profit"-Ökonomie (dritter Sektor) als „Antikörper gegen den Despotismus der generalisierten Ökonomie" (S. 157) ist zur Zeit zwar sehr en vogue, kann jedoch seine Ähnlichkeit mit den alten, gescheiterten Strategien des grün-alternativen Mittelstandes genausowenig verleugnen wie die „plurale Gesellschaft unterschiedlicher Tauschkreisläufe". Immerhin weiß auch Revelli um deren Ambivalenz „zwischen Warenförmigkeit und Reziprozität, zwischen Subalternität und Antagonismus", meint jedoch, sie „als Schicksal" aushalten zu müssen (S. 153).

Wenn er zu Recht feststellt, daß der dritte Sektor zweideutig ist und entweder als ein Mittel gegen die vorherrschenden Zersetzungstendenzen oder als ein Element der Schmierung und Beschleunigung derselben angewandt werden kann, dann nimmt er sich mit seiner Ignoranz und Ablehnung traditioneller, auf die ersten beiden Sektoren bezogenen Politikformen selbst die entscheidende Chance, den dritten Sektor positiv zu nutzen.

Christoph Jünke

ULLRICH, Volker: **Der ruhelose Rebell. Karl Plättner 1893–1945. Eine Biographie.** – München: Verlag C. H. Beck 2000. 266 S.

Vor 21 Jahren wurde in den „Projektmitteilungen" dieser Zeitschrift[1] für Ende 1980 eine Biographie des „mitteldeutschen Bandenführers" Karl Plättner angekündigt. Es hat dann bis zum Sommer vergangenen Jahres gedauert, und wohl niemand, außer dem Autor, hatte ernsthaft noch damit gerechnet. Unmittelbar zum Zeitpunkt der Herausgabe des Buches erschien in der „Zeit", bei der Volker Ullrich als verantwortlicher Redakteur der Rubrik „Das politische Buch" arbeitet, der Artikel des Autors „Steckt die Villen in Brand", der ebenfalls das Leben Karl Plättners beschreibt und auf sein Buch verweist. So reißerisch die Überschrift des Artikels, so falsch die Behauptung des Untertitels vom Bandenführer, „[...] der zur Legende wurde", auch ist, nimmt man das Buch zur Hand, hat man es weder mit billig Spektakulärem noch mit einem Konjunkturprojekt zu tun. Ullrich hat sich, wie er in der Einleitung beschreibt, seit den sechziger Jahren mit dem Phänomen Karl Plättner beschäftigt. Anfangs war es der junge Kriegsgegner Plättner, der in der Hamburger Jugendorganisation der SPD aktiv war und damit für die Untersuchung Ullrichs über „Die Hamburger Arbeiterbewegung vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zur Revolution 1918/19" (Hamburg 1976) interessant wurde. Ausgehend von dieser eher lokalen Forschungsperspektive, begann Volker Ullrich, über Jahre Material zum Leben und zur Person des selbsternannten „roten Schreckens" und „mitteldeutschen Bandenführers" zu sichten und auszuwerten.

Karl Plättner, geboren 1893 am Nordrand des Ostharzes, aufgewachsen in Thale, d. h. in unmittelbarer Nähe seines Geburtsortes, beginnt nach der Schule eine Lehre zum Former im Eisenhüttenwerk des Ortes. Gleichzeitig ist er in der Arbeiterjugend und bei den Arbeiterturnern aktiv. Der Jungprolet Plättner geht nach Abschluß der Ausbildung auf die Walz und landet so zum ersten Mal in Hamburg. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges eingezogen, kommt er nach einer Verwundung und attestierter Wehruntauglichkeit 1915 zurück in die Hansestadt. Als Vorsitzender der sozialistischen Jugendorganisation und verantwortlicher Herausgeber der „Proletarier-Jugend" schürt und kanalisiert er den Unmut über den Krieg. 1917 werden Arbeiterjugendliche in Bremen, Dresden, Hamburg und einigen anderen Orten wegen dieser antimilitaristischen Propaganda verhaftet, darunter auch Karl Plättner. Zwar wird Anklage gegen ihn und seinen Freund Karl Becker erhoben, aber die Novemberrevolution verhilft ihm in Dresden, wo er sich in Haft befindet, zur Freiheit. Er schließt sich der dortigen Gruppe der „Internationalen Kommunisten Deutschland" unter Otto Rühle an und wird einer der Delegierten beim Gründungsparteitag der Kommunistischen Partei Deutschlands Ende 1918.

Im Laufe der folgenden Jahre ist er unentwegt für die Sache der Revolution unterwegs, führend in der Bremer Räterepublik, agitierend für einen Putsch in Aschersleben (was ihm eine kurze Haft in Halle einbringt, aus der er jedoch fliehen kann) und kämpfend im „Mitteldeutschen Aufstand" 1921. Aus dem Desaster, in dem der Aufstand endet, zieht Plättner Konsequenzen: keine Partei, auch nicht die Kommunistische Arbeiterpartei, der er seit 1920 angehört, vermag die Revolution allein voranzutreiben; es braucht kleine militante Gruppen, die den (Klassen-)Gegner an seiner empfindlichsten Stelle treffen – dem Geldbeutel. Er propagiert die „Expropriation der Expropriateure" und beginnt mit Gesinnungsgenossen, die unter den Verfolgten und Illegalisierten des Mitteldeutschen Aufstandes nicht schwerer zu finden sind als unter den aktivistischen Militanten von KPD und KAPD, Banken und Werkskassen auszurauben. Das Geld dient genauso der Finanzierung des eigenen Lebens wie der Propaganda für die Revolution und der Unterstützung der Familien der Verfolgten. Seine Idee der „Expropriation" popularisiert er in der Broschüre „Der organisierte rote Schrecken. Kommunistische Parade-Armeen oder organisierter Bandenkampf im Bürgerkrieg", die kostenlos verteilt wird.

Zwischen Ende 1921 und Anfang 1922 werden Plättner und ein Teil seiner Bande verhaftet (im Unterschied zu Ullrich sehe ich hierin noch nicht das Ende der Plättner-Bewegung) und nach

verschiedenen Prozeßinstanzen, die in Ullrichs Buch ausführlich beschrieben werden, vom Staatsgerichtshof der Republik verurteilt. Plättner erhält zehn Jahre Zuchthaus, auch wenn das Gericht nicht umhinkommt, ihm politische Motive zuzuerkennen. Nicht erst mit dem Urteil beginnt für ihn der Kampf gegen den Zuchthausalltag und für Amnestie, eine Auseinandersetzung die erst im Juli 1928 mit der Entlassung einer Reihe politischer Gefangener, darunter auch Karl Plättner, ein vorläufiges Ende findet.

Schon gegen Ende der Haft hat er sich vom „organisierten Bandenkampf" abgewandt, sein neues Thema ist die „Geschlechtsnot der Gefangenen". In diesem Zusammenhang stehen seine Mithilfe bei dem Film „Geschlecht in Fesseln" und die Herausgabe seines Buches „Eros im Zuchthaus". Mit Buch und Film zieht er in den folgenden Jahren durch das Land und finanziert so seinen Lebensunterhalt. Kurzzeitig ist er noch Sympathisant (nach Ullrich; ich meine, er war Mitglied) der KPD, zieht sich aber mehr und mehr aus dem politischen Leben zurück. In seinem zweiten Buch „Der mitteldeutsche Bandenführer" beschreibt er – anders als der Titel vermuten läßt – lediglich noch einmal sein Leben im Zuchthaus.

Mit der „Machtergreifung" der Nationalsozialisten holt ihn seine Vergangenheit als „roter Schrecken" ein. Seine Bücher stehen auf dem Index, sein Filmgerät wird beschlagnahmt, so daß er sich nach anderen Verdienstmöglichkeiten umschauen muß. Ein Eierhandel und der Verkauf von Speiseeis scheitern, so wird er schließlich Brennholzhändler. Nach einer kurzen „Schutzhaft" 1933 wird er 1937 erneut für einige Monate inhaftiert und kommt nach einer Zeit im KZ Sachsenburg ins neuerrichtete KZ Buchenwald bei Weimar. Als mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges alle potentiellen Regimegegner verhaftet werden, ist unter den Leipzigern auch Karl Plättner. Er schließt sich im Lager nicht einer der KPD-Gruppen an, sondern beteiligt sich an einem Diskussionskreis von Linkssozialisten und Trotzkisten. Diese Opposition bringt ihn, folgt man den Erinnerungen einiger Mithäftlinge, 1944 auf eine Transportliste nach Majdanek-Lublin.

Die Diskussion um die „roten Kapos von Buchenwald" ist vor einigen Jahren sehr heftig geführt worden, ohne daß sich eine der beteiligten Seiten, wie ich meine, der Problematik angemessen genähert hat. Der Fall „Plättner" böte einen Ansatz substantieller Auseinandersetzung mit diesem Thema, Ullrichs Anmerkungen reichen jedoch dazu nicht aus.

Mit der Räumung des Lagers von Majdanek beginnt eine Odyssee, die Plättner und einen Freund, dem wir das Wissen über jene Zeit verdanken, über die Konzentrationslager Auschwitz, Mauthausen und Melk zuletzt nach Ebensee im Salzkammergut führt. Ebensee wird als letztes Konzentrationslager am 6. Mai 1945 befreit. Karl Plättner und sein Freund Walter Reede schneiden sich durch den Zaun in die Freiheit und machen sich auf eigene Faust auf den Heimweg. Entkräftet müssen sie im Lazarett Freising bei München ihren Weg unterbrechen. Hier stirbt Karl Plättner am 4. Juni 1945 an den Folgen der Haft.

Volker Ullrich liefert mit seinem Buch eine überzeugende biographische Annäherung an ein spannungsreiches Leben, das zu Unrecht vergessen wurde. Dennoch halte ich, gerade aus der eigenen Kenntnis von Plättners Biographie, einige Anmerkungen für notwendig, stellen sich einige Fragen zum Buch des Autors.

Einige Einschätzungen Ullrichs kann ich nicht teilen. Die harmloseste, gleichwohl augenscheinlichste betrifft ein Foto Plättners (S. 25), das Ullrich auf das Jahr 1914 datiert. Ich kann nachvollziehen, wie er dazu kommt, aber ich bin dennoch der Ansicht, daß die dem Bild ursprünglich beigegebene Datierung 1922 richtig ist. Die Kennzeichnung Walter Reedes als „Dresdner Kommunist" ist nicht nur falsch, sondern entspricht der weitgehenden Ignoranz Ullrichs dem Umfeld Plättners gegenüber. Die mit Plättner festgenommenen Genossinnen und Genossen werden zwar, nach Aktenlage, biographisch kurz vorgestellt, dienen aber lediglich der Illustration von Volker Ullrichs (völlig richtiger) Behauptung, das Gros der Plättner-Gruppe habe sich aus sozialistisch bzw. kommunistisch orientierten Facharbeitern rekrutiert und nicht etwa aus „Lumpenproletariern". Ähnlich ergeht es den verschiedenen Zirkeln und Diskussionskreisen in den Konzentrationslagern. Hätte Ullrich z. B. nur Hermann Webers Buch „Die Wandlung des deutschen Kommunismus", das man in seinem Literaturverzeichnis findet, genauer angeschaut, wäre ihm dort die Biographie Erich Melchers untergekommen, der nicht nur Linkssozialist war, wie Ullrich richtig feststellt, sondern in den zwanziger Jahren hoher Funktionär der KPD Ostsachsens. Der von ihm zitierte Ernst Federn war Trotzkist, Artur Müller ehemaliger KAP-Führer in Halle und der schon erwähnte Walter Reede Anarchosyndikalist.

Es geht mir dabei nicht um Erbsenzählerei, aber die weitgehende Nichtbehandlung der Milieus, in denen sich Karl Plättner bewegte, zieht

sich signifikant durch das Buch. Lediglich die Hamburger Zeit, der Prozeß und die Haft werden, meiner Meinung nach, adäquat beschrieben. Der größte Fehler findet sich in Ullrichs Beschreibung der Plättner-Bewegung nach der Verhaftung des Namensgebers. Da hilft auch der Verweis auf den „Fanal"-Artikel nicht, in dem Plättner erklärt, was *für ihn* die Plättner-Bewegung sei; der Teil, in dem er sich solidarisch mit den Genossen erklärt, die nach der Amnestie noch im Zuchthaus sind, wird aus naheliegenden Gründen nicht zitiert. „1924 wurden auch die letzten Reste dieser in die gewöhnliche Kriminalität abgeglittenen ‚Plättner-Bande' von der Polizei zerschlagen" (S. 136), läßt der Autor wissen und irrt damit gewaltig. Es gab noch bis 1932 eine kleinere Gruppe aus dieser Tradition, die sich zum einen so ihren Lebensunterhalt finanzierte, die aber zum anderen noch immer im rätekommunistischen Milieu verankert war. Eine ganze Reihe der von Ullrich zu „gewöhnlichen Kriminellen" gemachten Aktivisten schlossen sich nach ihrer Haft der KPD oder der Roten Hilfe an, einige kamen in nationalsozialistischen Konzentrationslagern oder Zuchthäusern um, andere mußten flüchten.

Was Ullrich allerdings nicht zur Last gelegt werden kann, ist der Versuch einiger Rezensenten des Buches, eine Kontinuität von Plättner zur RAF aufzuzeigen. Zwar macht sich Volker Ullrich in der Einleitung einige Gedanken dazu, relativiert sie aber weitgehend. Wie dann der Autor des Kulturmagazins „Artour" (MDR) dazu kommt, Plättner mit dem denunziatorischen Prädikat eines „Urvaters des linksextremen Terrorismus" zu versehen, kann sicher nur er erklären. Denn bei aller Kritik stellt Volker Ullrichs Buch einen guten Beitrag zur widersprüchlichen Geschichte der Weimarer Republik dar und verschließt sich bei genauer Lektüre allzu simplen Analogien.

1 *Siehe Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (43), in: IWK, Jg. 16 (1980), H. 2, S. 251–273, hier S. 255.*

Knut Bergbauer

Demokratie und Arbeiterbewegung in der deutschen Revolution von 1848/49. Beiträge des Kolloquiums zum 150. Jahrestag der Revolution von 1848/49 am 6. und 7. Juni 1998 in Berlin. Hrsg. von Helmut BLEIBER, Rolf DLUBEK und Walter SCHMIDT (= Gesellschaft, Geschichte, Gegenwart, Bd. 22). – Berlin: Trafo Verlag 2000. 284 S.

Bürgerliche Revolution und revolutionäre Linke. Beiträge eines wissenschaftlichen Kolloquiums anläßlich des 70. Geburtstages von Helmut Bock. Hrsg. von Walter SCHMIDT (= Gesellschaft, Geschichte, Gegenwart, Bd. 21). – Berlin: Trafo Verlag 2000. 270 S.

Demokratie, Agrarfrage und Nation in der bürgerlichen Umwälzung in Deutschland. Beiträge des Ehrenkolloquiums zum 70. Geburtstag von Helmut Bleiber am 28. November 1998. Hrsg. von Walter SCHMIDT (= Gesellschaft, Geschichte, Gegenwart, Bd. 29) – Berlin: Trafo Verlag 2000. 298 S.

Selten hat ein historisches Jubiläum eine ähnlich große publizistische Ausbeute mit sich gebracht wie der 150. Jahrestag der Revolution von 1848. Die Jahresberichte für deutsche Geschichte haben bisher rund 1200 Titel für den Zeitraum 1997 bis Ende 2000 gezählt. Zu diesen Publikationen gehören auch die hier zu besprechenden drei Sammelbände, die jedoch aufgrund des in ihnen versammelten Autorenkreises zusätzliche Aufmerksamkeit verdienen. Hier meldeten sich sozusagen Veteranen der DDR-Geschichtsschreibung zu Wort. Walter Schmidt, der bei allen drei Bänden als Mit- oder Herausgeber fungiert, hatte zunächst eine leitende Funktion am Institut für Gesellschaftswissenschaften bzw. an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED und war von 1984 bis 1990 Direktor des Zentralinstituts für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR. Auch die meisten anderen Autoren arbeiteten entweder an den genannten Institutionen oder beim Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Fast alle Autoren traten in der Vergangenheit mit einschlägigen Veröffentlichungen zur Geschichte der Revolution von 1848 hervor. Walter Schmidt, Helmut Bleiber, Rolf Dlubek und Rolf Weber erarbeiteten seinerzeit die „Illustrierte Geschichte der Revolution 1848/49", die 1973 in erster Auflage und 1988 in dritter Auflage erschien.

Bekanntlich war die Revolution von 1848/49 eines der zentralen Themen der DDR-Historiographie, die in starkem Maße auf „kommunistische

Spurensicherung" fixiert war und dem Wirken von Karl Marx und Friedrich Engels sowie des Bundes der Kommunisten ihre Aufmerksamkeit widmete. Demgegenüber neigten bundesrepublikanische Historiker lange Zeit dazu, „die organisatorischen Anfänge der Arbeiterbewegung ‚kommunistenfrei' zu halten" (Dieter Langewiesche). Nachdem der heftige Streit, der bis 1990 zwischen östlichen und westlichen Forschern in diesen Fragen tobte, abgeklungen war, herrschte in den letzten Jahren weitgehend Desinteresse vor. So waren auch 1998 Sozialismus und Kommunismus in den zahlreichen Tagungen und Veranstaltungen kein Thema. Wer allerdings vor diesem Hintergrund von den hier anzuzeigenden Bänden mehr erwartet, wird enttäuscht. Die Mehrzahl der Beiträge ist solide erarbeitet und erweitert unsere Kenntnisse über die Geschehnisse von 1848/49, so insbesondere die biographischen Skizzen von Walter Schmidt über den schlesischen Radikalen Franz Schmidt, von Kurt Wernicke über den Berliner Buchdruckereibesitzer Eduard Krause, von Rolf Dlubek (in zwei Beiträgen) über Johann Philipp Becker, von Fritz Gebauer über Lothar Bucher, von Helmut Meier über Constantin Frantz, von Karl-Heinz Börner über Prinz Wilhelm oder von Gunther Hildebrandt über Felix von Schwarzenberg. Jedoch war bereits zu DDR-Zeiten der heuristische Wert des marxistisch-leninistischen Konzepts längst erschöpft. Auch in den drei Sammelbänden spiegelt sich dies wider. Neue Perspektiven, Methoden oder Themen werden nicht sichtbar. Die Gelegenheit, nach der Tragfähigkeit der verwendeten Begriffe („Arbeiterklasse", „Bourgeoisie", „kleinbürgerliche Demokratie", „vormarxistischer Sozialismus" usw.) und der ihnen zugrundeliegenden Interpretationsmuster zu fragen, wird nicht ergriffen.

Über seine Studie über den „Radikaldemokraten Franz Schmidt" hinaus, in der er detailreich dessen Wirken 1848 in Schlesien und in der Frankfurter Paulskirchenversammlung schildert, ist Walter Schmidt in diesen Bänden mit zwei Beiträgen zur Revolutionsrezeption, einmal zu „den Jahrestagen 1873, 1898 und 1923" und dann separat noch einmal zum „75. Jahrestag von 1923" vertreten. Schmidt war im Umfeld des Revolutionsjubiläums überaus produktiv und hat 1998 unter anderen einen sehr detaillierten Bericht über die „Forschungen zur Revolution von 1848/49 in der DDR" in dem von ihm herausgegebenen Band „Demokratie, Liberalismus und Konterrevolution. Studien zur deutschen Revolution von 1848/49" veröffentlicht. Trotz des erkennbaren Bemühens von den seinerzeitigen Verdikten gegen die „kleinbürgerlichen Demokraten" und „Radikalen" abzurücken, fehlt gerade die von Schmidt – in der Festschrift für Bock – ausdrücklich angekündigte erstmalige Untersuchung der „Frage, wie sich die DDR-Historiographie generell mit dem Verhältnis von revolutionären Linken und bürgerlicher Revolution auseinandersetzte". Warum griff man die abwägenderen Überlegungen, die Schmidt beispielsweise 1996 in seinem Forschungsbericht „Arbeiterbewegung und Demokratie in den 1848er Revolutionsforschungen der DDR" (in dem von Wolfgang Küttler und Helmut Meier herausgegebenen Band „Gibt es erledigte Fragen an die Geschichte?") vortrug, nicht weiter auf?

Helmut Bleiber, dem wie Helmut Bock einer der hier anzuzeigenden Bände als Festschrift gewidmet ist, behandelt in zwei Beiträgen die „Landarbeiter in der Revolution" und die „Agrarfrage und revolutionäre Linke". In der Festschrift für Bleiber ist darüber hinaus seine Übersicht „Die deutsche Revolution in der Geschichtsschreibung der DDR" von 1989 wieder abgedruckt. Die DDR-Geschichtsschreibung, insbesondere Bleiber, hat sich bekanntlich Verdienste um die Untersuchung der aktiven Rolle von Landarbeitern und Bauern in der Revolution erworben, wobei das Ausmaß unterbäuerlicher Mithilfe überschätzt meist wurde. Gegen die historische Protestforschung bekräftigt Bleiber sein Festhalten an der marxistischen Formationstheorie: „Der entscheidende Bezugspunkt für gesellschaftliche Aktivitäten gleich welcher Art hieß 1848 bürgerlich-demokratische Revolution. Spontane Protestaktionen der Volksmassen spielten in ihr einen bislang häufig unterschätzten, den Gesamtcharakter des Ereignisses aber nicht prägenden Part." Die „Bourgeoisie" habe „historisch legitimiert die Rolle des Hegemons bei der Durchsetzung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung" beansprucht und letztlich auch verwirklicht. Sie könne deshalb nicht „von dem Vorwurf" entlastet werden, „den bereits errungenen Anteil an der Macht kampflos wieder an Fürsten und Adel" ausgeliefert zu haben.

Rolf Weber moniert in seinem Beitrag „Demokratie und Arbeiter in der Revolution 1848/49", daß es bisher keine „Gesamtdarstellung der demokratischen Linke" von 1848/49 gebe. Seiner Meinung nach solle „bei der Bewertung der demokratischen Bewegung 1848/49 jede Beckmesserei" vermieden und „Zurückhaltung" geübt werden: „Als eigenständige Revolutionskomponente

hat die kleinbürgerliche Demokratie eigentlich nie eine echte Chance besessen, das Scheitern der Revolution abzuwenden." In einem zweiten Beitrag gibt er einen Überblick über die Märzbewegung in Baden und stellt die „imponierende Stärke der badischen Demokratiebewegung" heraus.

Rolf Dlubek untersucht in zwei Beiträgen Johann Philipp Beckers National- und Revolutionskonzeption („Die nationale Frage im Revolutionskonzept von Johann Philipp Becker in den 1860er Jahren" und „Johann Philipp Beckers Konzept der zweiten Revolution 1848/49") und würdigt in einem dritten Beitrag ausführlich die Teilnahme der etwa 1000 Mann starken Deutschen Legion aus der Schweiz, die sich aus den dortigen deutschen Arbeitervereinen rekrutierte, an den kriegerischen Auseinandersetzungen des badisch-pfälzischen Aufstandes.

Waltraud Seidel-Höppner geht in ihren drei Aufsätzen einmal auf die „‚soziale Republik' in der frühproletarischen Verfassungsdebatte" ein, ferner auf „Cabets Konzeption eines demokratischen Weges zum Sozialismus" und schließlich auf das „Problem der ‚Geistesaristokratie' in der frühen deutschen Arbeiterbewegung". Sie wendet sich gegen die „Geringschätzung älterer Sozialisten" und betont deren „fortschrittsträchtigen Beitrag zur Zivilisation".

Martin Hundt sieht den Bund der Kommunisten – wie alle „äußersten linken Fraktionen bürgerlicher Revolutionen" – weiterhin „von der Meinungsmaschinerie der Herrschenden in grober Weise verteufelt" und beharrt auf der Fortexistenz des Bundes 1848/49 als einer wie auch immer gearteten „Partei".

Wolfgang Küttler läßt die Leipziger revolutionsgeschichtlichen Kolloquien der 1970er und 1980er Jahre Revue passieren und fragt nach Perspektiven einer „linken" Revolutionsgeschichtsschreibung. Obwohl „den aus der DDR kommenden Marxisten [...] Staat und Zielgesellschaft ihres Revolutionsbildes abhanden gekommen" seien, biete „die Vielfalt der Revolutionsgeschichte [...] ein fruchtbares Feld der Orientierung" und zwar „in zwei Richtungen": „einerseits zu mehr Pluralität und Offenheit, andererseits aber immer auch zur Mahnung, daß gesellschaftliche Veränderungen [...] ohne Eingriffe in die bestehenden ökonomischen Macht- und politischen Herrschaftsverhältnisse immer nur scheiterten". Die Möglichkeit einer regressiven Entwicklung, daß Revolutionen nicht zuletzt ihre Kinder fressen können, zieht er sicherheitshalber gar nicht erst in Erwägung.

Helmut Bocks „Einleitende Thesen" zur „bürgerlichen Revolution und revolutionären Linke" und zum „Offenen Schluß", beide in der ihm gewidmeten Festschrift, geben Einblick in die Befindlichkeit eines Teils der alten Garde der DDR-Historiker. Larmoyanz scheint zu überwiegen: Die „gutwilligen Moralisten" seien nun gezwungen, „betroffen auf den Trümmern des gewesenen Sozialismus" zu leben. Hermann Klenner steuert „Miniaturen zum rechtsphilosophischen Links/Rechts-Gegensatz" am Beispiel des Hegelschülers Eduard Gans und des Berliner Staatsanwalts Julius Hermann von Kirchmann bei und wünscht sich „Denkende" ohne „Wendehalsgeschmeidigkeit". Man fragt sich, wofür die schließliche Feststellung, daß „Sozialisten [...] zuweilen als Nationalisten" enden, ein Hinweis oder eine Rechtfertigung sein soll.

Schließlich sei noch hingewiesen auf die Beiträge von Wolfgang Büttner („Arbeiterpoesie in der ‚Deutschen-Brüsseler-Zeitung' 1847" sowie über den Schweizer Sonderbundskrieg), Wolfgang Schröder (über Wilhelm Liebknecht und Friedrich Ludwig Weidig), Sonja Striegnitz („Bauernsozialistische Ideen in Rußland 1905"), Mario Keßler („Leo Trotzki über Demokratie und Diktatur" und „Proletarische und jüdische Emanzipation in der Revolution von 1848"), Rainer Rosenberg („Über die Schwierigkeiten der DDR-Literaturwissenschaft mit den politischen Vormärz-Schriftstellern"), Helmut Asmus („Freiheitsrechte, Demokratie und soziale Frage im Rotteck-Welckerschen Staatslexikon"), Wolfgang Büttner („Spottlied und Gassenhauer im Vormärz"), Gerhard Fischer (über die Anfänge der Gewerkschaftsbewegung 1848), Inge Lammel („Das Revolutionslied 1848"), Volker Klemm (über die demokratischen Vereine im Bezirk Frankfurt/Oder), Gerd Fesser (über die Vereinsgesetzgebung in Thüringen nach 1849), Gunther Hildebrandt („Die Frankfurter Nationalversammlung und das Recht auf Arbeit"), Konrad Canis („Preußische Gegenrevolution und Bismarcksche Revolution von oben"), Heike Christina Mätzing („Die sozialistische Vergangenheit in deutschen Schulbüchern") und François Melis („Druckvarianten der Neuen Rheinischen Zeitung" und über Georg Weerths Redaktionstätigkeit in eben dieser von Karl Marx geleiteten und in Köln herausgegebenen Zeitung).

Jürgen Herres

DAVIS, Belinda J.: **Home Fires Burning. Food, Politics, and Everyday Life in World War I Berlin.** – Chapel Hill und London: University of North Carolina Press 2000. 349 S.

The way in which food, women and politics interrelate has been considered crucial to understanding revolutions. Women played leading roles in the food riots which preceeded the French Revolution of 1789 and the Russian Revolutions of 1917. Belinda Davis takes the three elements and examines the background to the German Revolution of 1918/19 in the wartime interactions of food, women and politics. She illustrates well the centrality of the food question after early 1915, the importance of womens' protests and some of the changes to political life. Her thesis that "women of lesser means" decisively changed the way politics functioned in wartime Berlin is partially demonstrated; "partially" because she shows aspects of the spontaneity and the influence of consumers' food politics, but overlooks the organizational and orchestrated aspects of the same issue and she cannot precisely define influence.

Must not a study, which examines a large city with a focus upon demonstrations, riots and food issues, illustrate an awareness of the previous activities on those fronts? In 1908 and 1910 demonstrations involving tens of thousands occured in Berlin (and other parts of Germany). Historians, especially the Alltagsgeschichte authors of which Davis approves, have suggested that many persons learned how to protest through these events. Yet those suffrage battles find no mention as background to Berliners' wartime attitudes and activities. Even more important an omission relates to the well-known Moabit food "riots" of 1910. As in later wartime protests, the SPD distanced itself from those violent and spontaneous actions, mostly undertaken by striking coalworkers and women in the marketplace. Though this is precisely the contested space of Davis' story, she cannot speak to continuities, but only emphasize change in wartime Berlin, because she has not outlined the pre-war activities. Similar to Peter Fritsche in his well-written work on Germans being transformed into Nazis, which highlights the magnitude of wartime mobilizations among women, change may be exaggerated if the previous mobilizations are simply omitted.

What changed in wartime Berlin? To answer that question Davis presents a chronologically-organized text which attempts to define the quantities and types of foodstuffs Berliners consumed. Then she turns to the groups of women who demonstrated and who were singled out by the secret police and the public as a social problem. The various bread and potato riots of 1915 are delineated before she offers a view of how politics worked during the world war. The cry for, and institution of, various food dictatorships mostly covers the bureaucratic and military changes of 1916, after which the food shortages of 1917 and the diverse distribution and allotment systems of 1917/18 are outlined. Finally Davis seeks to illustrate how food shortages and distribution problems caused the populace to lose faith in the regime. At the end she offers a resume of postwar changes and the implications of wartime politics for the successor republic.

This structure allows her to summarize actual consumption patterns, institutional alterations and especially the role of women in the marketplace. Her main source of information are the secret police reports. Through them she can demonstrate well the extent of the focus upon women, as well as the way women were reconstructed in the eyes of the surveillance system. The use of this source does raise questions of methodology, namely how accurate are these reports? Further, does she distinguish sufficiently between the reports of the local commissars and the summary reports (Stimmungsberichte) created from the former? Does a very heavy reliance on them not elminate other voices? Davis might have used more personal sources such as letters or diaries and accounts from different observers of the social and political scene. The book offers no equivalent to the touching love and political letters on food problems that "Die Pöhlands im Krieg" provide, for example, for Bremen.

What are the main findings or assertions? She challenges the viewpoint that food determined policies only during the winter of 1916/17 and illustrates well how food prices and shortages had moved politics more to the streets by early 1915. The relationship between food and faith (or lack of it) in the governing system is demonstrated. With her "women of little means" she introduces an important variable into the equation of consumption and distribution as well as how women were seen by diverse authorities, or, in modern parlance constructed, redefined and assigned roles. Indeed, most of the study is concerned with the meanings accorded to the women's actions by the police, the press and military leaders. Since the state appeared helpless against farmers and merchants, faith in the state declined. But once that

state took measures and in anguished ways emphasized its difficulties, order and acceptance returned, but not for long. By 1916 urban consumers' complaints received sympathetic hearings even from the police spying upon them. Davis claims that by then these female consumers saw themselves as the real representatives of the nation and thus a new contested realm existed below the facade of concensus.

Another aspect of Davis' study which merits attention is the focus on women as playing special roles in the war economy beyond work. The emphasis upon gender underscores the political activities of women well before they attain the suffrage. Yet, by not considering the specifics of organized women, especially those in Social Democracy, Davis in her study overlooks a very large group of previously politicized women. Consider an incident from late October 1915 when radical female party members organized an interruption of a party council meeting dealing with the food question, namely the shortage of potatoes and butter combined with high prices. The women demanded to be heard and pushed their way into the meeting room in the Vorwärts building. Eventually the women yelled obscenities, demanded action on food prices and availablity, and accused the Social Democratic leaders of "betrayal of the people," and "betrayal of the working class." An awareness of being female – especially in trying to keep food on the table compared to those accused of being useless males ("Kerle" and "Schufte") – within the context of shifting class alliances and of a large social movement, appeared simultaneously in the reports on the incident. The secret police as well as the party council minutes recorded this event and local historians have noted it. (In the GDR excerpts from the police reports were published in the 1960s, the scattered and difficult to find SPD party council minutes were gathered, edited and reprinted in 1980 and a fairly complete volume of the police documents [Lage- und Stimmungsberichte] on wartime Berlin appeared in 1985). Why then would a study looking at Berlin women, the food question and the politicization of those of lesser means (Minderbemittelte) not incorporate this event in a work based primarily upon police reports? Is it because unlike the street activities this type of protest illustrates the role of politically-organized women? Similarly Davis mentions very few food-related activities undertaken by Social Democracy though as an organization in Berlin it included some 22,500 women among its 117,000 members when the war began, its leading members participated in the official attempts to regulate the food distribution system and its newspapers reported shortages and exhorbitant prices, while the party's seventeen representatives in the communal administration helped manage food distribution.

The politics of food during wartime functioned via committees within institutions as well as through consumers on the streets. While Davis has added the latter dimension she has taken some of the story out of context. The omissions have important implications for her conclusions about why women in early Weimar returned to the political sidelines. For example, when the two types of politics intersected in October 1918 Davis states: "The leaders [without specific definition of the Independent Social Democratic Party women involved] held 'reading evening' again that night, as Mathilde Wurm – along with her husband, Emanuel, who was deeply engaged [sic!] in the food question – pressed for a new demonstration with clearer and more concrete demands, and one that would better draw on the crowds of angry women in the streets" (p. 233). Leadership and organization, even in her account, appear to be channelling spontaneity and street politics into political party activity and revolution.

The study contains much novel information and a number of important ideas. The overlapping chapters, however, sometimes lack clarity and the style is questionable. Some errors make the reader wonder about the reliability of the informational base. For example: "Consumer interests were central in the coalition of Free Liberals and Social Democrats in the prewar battles against protective agricultural tariffs" (p. 10). No prewar coalition existed between those parties, only an occasional association on a few issues. Further, in the chapter providing background, Davis claims "Social Democrats in the Reichstag were unable to reverse the new fiscal policies despite their majority status in 1912" (p. 11). This inaccuracy about the largest party with about one-third of the votes and seats after 1912 is repeated: "The nation's majority party, the SPD [...]" (p. 15). Language too is a problem in that hundreds of sentences passively assert "It was in this period that [...]" (p. 11), or "It was the site at which [...]" or, "It was as well the spot [...]" (p. 15), and "unique" is employed instead of "singular" (p. 15). Certainly, the work has not been properly copy edited or proofread.

Examples of problematic language and inaccurate claims could be multiplied but two will

illustrate why this book needed a thorough editing by an informed historian. In providing background on the Berlin economy Davis claims: "Governmental capital of the empire, Berlin had also grown to be one of Germany's greatest industrial and commercial centers. The Commerce and Industry Exhibition of 1896 helped launch this development" (p. 18). Surely that exhibition only illustrated the development that already had taken place, as it launched mainly information. The worst error may be in regard to October 1918 (!) when demonstrators marched into the future by "going past the Interior Ministry and the Soviet [sic!] embassy" (p. 233).

Despite all reservations and criticisms, this study contributes significantly to understanding gender roles and perceptions of protest during World War I. How regimes are stabilized and destabilized is advanced by Davis' work. Someone should explore her claim that the Weimar coalition's early support "was based largely on the new regime's visible efforts to conform to the new terms of political culture that had emerged in wartime urban Germany" (p. 242) as well as the converse regarding its demise.

Dieter K. Buse

„Klein Moskau" – Geesthacht 1919–1933. Kultur, Revolution, arbeitslos ...! Hrsg. von Wolf-Rüdiger Busch (= Veröffentlichungen des Hamburger Arbeitskreises für Regionalgeschichte [HAR], Bd. 4, und Schriftenreihe des Stadtarchivs Geesthacht [StaG], Bd. 11). – Hamburg: LIT Verlag 1999. 156 S.

Wolf-Rüdiger Busch (Museumsleiter in Geesthacht) erläutert einleitend den Entstehungszusammenhang des Sammelbandes, der aus dem Rahmenprogramm einer Sonderausstellung hervorging, deren Titel für die Publikation übernommen wurde. Die Vorträge sollten einzelne Themenaspekte der Ausstellung vertiefen und „neue Forschungsergebnisse für die Regionalgeschichtsschreibung" vermitteln (S. 3), und zudem sollte „eine Art Vergangenheitsbewältigung ‚nach links'" betrieben werden (S. 2). Es wäre allerdings hilfreich gewesen, einleitend die spezifischen Rahmenbedingungen zu verdeutlichen, um denjenigen Lesern, die nicht aus Geesthacht stammen, den Einblick in die besonderen lokalen Zusammenhänge zu erleichtern. Wer weiß schon, daß Geesthacht – heute einer größeren Öffentlichkeit durch den dortigen Atommeiler bekannt – bis zum Groß-Hamburg-Gesetz (1937) zum hamburgischen Staatsgebiet gehörte? Welchen Nichthanseaten ist der Begriff des „Landherrn" bekannt? Hier hätte der Herausgeber eine wichtige Aufgabe erfüllen können. Ferner hätte er manche inhaltliche Wiederholung, die bei mehreren Autoren leicht vorkommen kann, streichen oder wenigstens minimieren können. Zudem wäre ein Verzeichnis der benutzten Abkürzungen sinnvoll gewesen; denn wer oder was ist PL, PK (Polizeileutnant, Polizeikommissar)?

Mit ihrem Beitrag „Geesthacht als ‚Klein Moskau'" markieren Christoph Behnke (Hamburg) und Wolf-Rüdiger Busch den Ausgangspunkt der Publikation. Sie stellen dar, wie die Stadt durch die „Schlacht am Runden Berge" (September 1928) in den Ruf kam, eine Hochburg „der Roten", der Kommunisten, zu sein. Bei dieser „Schlacht" prügelten sich 2000 bis 3000 Kommunisten und Sozialdemokraten mit Fäusten, Knüppeln, Latten und Eisenstangen, aber auch Messer, Totschläger und Pistolen wurden eingesetzt (so Menapace, S. 24). Ein Rotfrontkämpfer und ein Reichsbannermann kamen ums Leben. Die Autoren verweisen auf die Dominanz der KPD und auf die hohe Arbeitslosigkeit, die vor allem durch den Zusammenbruch der Rüstungsindustrie nach dem Ersten Weltkrieg verursacht worden war.

Auf diesen wichtigsten Wirtschaftsfaktor der Stadt mit den Sprengstoffabriken Krümmel und Düneberg verweist Bernhard Michael Menapace (Geesthacht). Er skizziert Geesthacht als „rückständige" Stadt mit einem Steueraufkommen unter und Sozialausgaben über dem Durchschnitt. In seinem Aufsatz beschäftigt er sich mit der Entwicklung während der Weimarer Republik und der Frage, wie Geesthacht „braun" wurde. Er verweist auf das linke Wählerreservoir schon im Kaiserreich, als 70 Prozent der Stimmen auf die Sozialdemokratie entfielen. Bei der Wahl zur Stadtvertretung im Jahr 1930 erreichte die KPD dort mit 44 Prozent ihr bestes Ergebnis. Eine tabellarische Übersicht gibt die Ergebnisse der Stadtvertretungswahlen von 1919 bis 1932 an. Um diese lokalen Zahlen einordnen zu können, wäre allerdings die Angabe von Reichstagswahlergebnissen sinnvoller gewesen, um Vergleiche mit anderen Kommunen oder dem Reichsdurchschnitt zu ermöglichen.

Im April 1931 kam es zur „Selbstaufgabe der Selbstverwaltung" (S. 30), als die KPD den Etat der Stadt ablehnte, die SPD sich der Stimme enthielt und der Landherr, d. h. der zuständige

Hamburger Senator, schließlich einen „Zwangsetat" festsetzte. Nach Menapaces Einschätzung stand die Stadt schließlich vor einem Scherbenhaufen: „wirtschaftlich desolat, sozialpolitisch ohne Perspektive, politisch und gesellschaftlich zerstritten, finanziell gebeutelt, mit eingeschränkter Selbstverwaltung" (S. 31). Die Nationalsozialisten, die in Geesthacht im Mai 1930 einen Stützpunkt gebildet hatten, konnten diesen Ende des Jahres zur Ortsgruppe ausbauen. Die Differenzen zwischen den beiden Arbeiterparteien kamen der NSDAP zugute: bei der Wahl der Ausschußvorsitzenden in der städtischen Selbstverwaltung spielten sich Ende 1932 Sozialdemokraten und Nazis gegenseitig die Posten zu und schalteten damit die KPD als stärkste Fraktion aus (S. 33 f.). Ein bemerkenswertes Gegenbeispiel für die in der Literatur immer wieder gerne angeführte Zusammenarbeit zwischen KPD und NSDAP in der Endphase der Weimarer Republik!

Der Hinweis Menapaces, die KPD-Ortsgruppe habe „zeitweilig" gut 600 Mitglieder gezählt (S. 35), läßt den Leser – abhängig vom politischen Standort – erschrecken oder bewundernd erschauern, ist aber ohne genaue zeitliche Zuordnung eine *non-information.* Der Rezensent hat mehr Fakten über die kommunistische Parteiorganisation in Geesthacht erwartet. Doch hierzu gibt es nur einen Verweis auf eine Arbeit desselben Autors aus dem Jahre 1991 mit der sibyllinischen Angabe „Seite 197–115". Wäre es nicht sinnvoll gewesen, diese Seiten oder Teile dieser Veröffentlichung hier wieder abzudrucken?

Christoph Behnke setzt sich mit der Arbeitslosigkeit in Geesthacht während der zwanziger Jahre und heute auseinander, er problematisiert das gesellschaftliche Ansehen des „Berufsmenschentums" und die soziale Bewertung des „Nichtstuns". In nicht unproblematischer Weise – was der Autor allerdings einräumt – rekurriert er auf die Studie über die Arbeitslosen von Marienthal.[1] Eine seiner Schlußfolgerungen lautet, „daß die Verelendung der Arbeitslosen eben nicht, wie es vor allem in den zwanziger Jahren von der KPD erhofft wurde – sich in politischer Auflehnung und Radikalisierung versuchte Luft zu schaffen, sondern daß ein großer Teil der Arbeitslosen in Verzweiflung und Apathie verstummte" (S. 55).

William Boehart (Archivar in Geesthacht) stellt die Geschichte der Arbeiterkolonie in Alt-Düneberg, heute ein Ortsteil von Geesthacht, dar. Dort entstand eine homogene Siedlung sich ähnelnder Arbeiterhäuser (mit Gartenland und der Möglichkeit für Kleintierhaltung) für zirka 700 Menschen. Die Wohnungsthematik setzt Christian Clement (Hamburg) mit seinem Aufsatz über das Wohnungsbauprogramm in den zwanziger und dreißiger Jahren fort, wobei er sinnvollerweise durch häufige Querverweise in seinen Anmerkungen auf relevante Initiativen auf Reichsebene verweist. Diese fruchtbaren Literaturverweise hätte ich auch von den anderen Autoren erwartet.

Klaus Frerichs (Buxtehude) macht semiotische Bemerkungen zur Arbeiterkultur der zwanziger Jahre in Geesthacht, indem er sich mit Charakter und Initiativen des Arbeiterbildungs- bzw. des Bildungsausschusses auseinandersetzt und herausarbeitet, wie das Bildungsinteresse der Arbeiter „einerseits politisch neutralisiert, andererseits parteipolitisch instrumentalisiert [wurde]" (S. 124).

Wolfgang Kopitzsch (Hamburg) beschäftigt sich mit den Hamburger Polizeieinsätzen in Geesthacht während der Weimarer Republik am Beispiel der „März-Aktion" der KPD (1921), dem sogenannte „Hamburger Aufstand" (Oktober 1923), dem Geesthachter „Blutsonntag" (1928) und einer NSDAP-Versammlung (Anfang 1931). Doch werden das Erkenntnisinteresse und die Perspektive des Autors nicht ganz deutlich. Was sollen zudem die überlangen wörtlichen Zitate aus Polizeiberichten? Am Ende dieses Beitrages werden unter der Überschrift „Ausgewählte biographische Daten" (S. 148–152) Kurzbiographien von im Aufsatz genannten Personen – zumeist Polizeibeamten – aufgeführt. Das ist hilfreich. Aber warum hat der Herausgeber nicht auch für die anderen Beiträge von den Autoren Kurzbiographien der in ihren Beiträgen erwähnten Personen eingefordert? Dann wäre eine zusätzliche Klammer für den Sammelband entstanden.

In seinem Vorwort betont Franklin Kopitzsch, der vorliegende Band enthielte „wichtige und weiterführende Beiträge zur Geesthachter Stadtgeschichte, zu ihren Verflechtungen mit Hamburg und zur Zeitgeschichte überhaupt". Zumindest letzteres wird in der Regel nicht eingelöst. Zutreffend dagegen ist seine Aussage, der Sammelband zeige „die Fruchtbarkeit unterschiedlicher methodischer und inhaltlicher Ansätze". Aber werden die folgenden von Busch eingangs formulierten Fragen nach den „besonderen sozialen und politischen Bedingungen der Weimarer Zeit, die dazu führten, daß die Mehrheit der Geesthachter zeitweilig der KPD ihre Stimme gab", beantwortet? Und wo bleibt die Antwort auf die Frage: „Warum waren die politischen Auseinandersetzungen in besonders hohem Maße durch den Einsatz von physischer Gewalt geprägt?" (S. 2)? Eine

Erklärung hierfür wird aber nicht gegeben; insofern geht die Frage ins Leere.

Lokalhistorische Forschungen, Bemühungen, die Geschichte eines Ortes aufzuarbeiten – gegebenenfalls unter einem speziellen Blickwinkel (hier durch den Untertitel noch unterstrichen) –, sind ein sinnvolles Unterfangen, zumindest für die an der Geschichte des untersuchten Ortes Interessierten. Doch haben solche Publikationen zumeist darüber hinaus den Anspruch, auch einen Beitrag zur überregionalen Historiographie zu leisten. Dies wird allerdings bei der vorliegenden Publikation in der Regel nicht eingelöst. Das ist schade. So ist ein Sammelband entstanden, dem bei seiner Produktion ein wenig mehr handwerkliche Professionalität zu wünschen gewesen wäre.

1 *Vgl. Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie, Frankfurt a. M. 1975, sowie Marie Jahoda, Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgestudie zu „Marienthal" aus dem Jahre 1938, Frankfurt a. M. und New York 1989.*

Peter Kuckuk

ANSCHÜTZ, Janet, und Irmtraud HEIKE: **Feinde im eigenen Land. Zwangsarbeit in Hannover im Zweiten Weltkrieg**. – Bielefeld und Gütersloh: Verlag für Regionalgeschichte 2000, 301 S.

Janet Anschütz und Irmtraud Heike zeigen in ihrem Band zur Zwangsarbeit in Hannover im Zweiten Weltkrieg vorbildlich, wie sich ein schwieriges regionalgeschichtliches Problem darstellen läßt. Das Buch ist ein Produkt aus dem seit 1998 am Historischen Seminar der Universität Hannover durchgeführten Forschungsprojekt zur Geschichte der hannoverschen Lager. Anschütz und Heike haben die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter untersucht. Hierfür wurden zahlreiche Überlebende schriftlich befragt. Ergänzend wurden die einschlägigen Quellen öffentlicher Archive – vom Stadt- über das Hauptstaats- bis zum Bundesarchiv – herangezogen. Auch die Firmenarchive der Bahlsen AG und der Pelikan GmbH standen den Forscherinnen zur Verfügung.

Im Mittelpunkt stehen 21 ausgewählte Berichte der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Gegliedert werden diese Dokumente nach der Form der Unterbringung in den Lagern. Auf einen einleitenden Beitrag zu Anwerbung und Deportation, dem keine Berichte beigefügt sind, folgen sechs Kapitel: Zwangsarbeiterlager, Kriegsgefangenenlager, private Unterbringung, Arbeitserziehungs- sowie Konzentrationslager. Ein umfangreicher Dokumentenanhang beschließt den Band. Besonders die Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln weisen den Band als eigenständigen Beitrag zur Forschung aus. Dabei gelingt eine eindrucksvolle Mischung der Ebenen und Perspektiven: vom einzelnen Straßenzug, Betrieb oder Lager über die regionale Ebene bis zu den übergreifenden Vorgängen innerhalb und außerhalb des Reiches. Die Autorinnen machen damit deutlich, wie sich zentrale Entscheidungen zum Zwangsarbeitereinsatz und seiner Überwachung im hannoverschen Alltag widerspiegelten und welche Folgen sie auf lokaler und regionaler Ebene hatten. Zugleich werden die Spezifika der Situation in Hannover und die Abweichungen von allgemeinen Trends berücksichtigt. So lassen sich Ausmaß und Grenzen des Handlungs- und Entscheidungsspielraumes auf den unteren und mittleren Ebenen erkennen.

Die breite Mischung verschiedener Quellentypen und Provenienzen erweist sich als besonders ertragreich. Verwaltungsakten spiegeln die Sicht der Täter, die indes stets durch die Zeugnisse der Opfer gebrochen wird. Auch die Darstellung ist geglückt: sie vermeidet eine isolierte Präsentation der Mikroebene ebenso wie abstrakte Ausführungen, in denen die regionale Geschichte nur hier und da illustrierend beigefügt wäre. Dabei beeindruckt die zugleich präzise wie verständliche Sprache der Autorinnen. Dies – in Verbindung mit der Anlage des Bandes und seiner Aufmachung – offeriert ein Werk, das auf der Höhe des Forschungsstandes ist, wissenschaftlich einen eigenen Forschungsbeitrag leistet und zugleich auch nutzbringend in der historisch-politischen Bildungsarbeit verwendet werden kann und den thematisch oder regionalgeschichtlich interessierten Laien anspricht. Dazu trägt der dokumentarische Charakter bei: der Band ist durchlaufend illustriert; die Materialien weisen überwiegend regionalen Bezug auf. Dem Verlag ist zu seinem Layout zu gratulieren, das einerseits Maßstäbe setzt, ohne doch andererseits eine der Sache unangemessene Ästhetisierung zu betreiben. Die eindrucksvollen Fotografien, die die Forscherinnen zutage gefördert haben, hätten hierzu verleiten können.

Bezogen auf die Ergebnisse der Forschung, vermittelt auch dieser Band, wie andere Untersuchungen zum Thema, einen bedrückenden Befund. Konnte im Einzelfall das Verhalten der deutschen Kolleginnen und Kollegen, Lagerleiter, Krankenschwestern oder Nachbarn die Situation der Sklavenarbeiter erheblich verbessern, so waren doch zugleich gerade diese Gruppen für viele Leiden der Verschleppten verantwortlich. Über eine Entbindungsstätte für Ostarbeiterinnen wird beispielsweise berichtet: „Die Hebamme traktierte die Mütter während der Geburt mit einem Stock" (S. 49). Gerade bei regionalen Untersuchungen wird deutlich, daß *dieses* Verbrechen nationalsozialistischer Gewaltherrschaft nicht bloß unter den Augen der Bevölkerung, sondern buchstäblich durch sie begangen wurde. Bei aller gelegentlich auch berichteten Solidarität lassen sich hier nach derzeitigem Forschungsstand im Grundsätzlichen keine klassen- oder schichtenspezifischen Unterschiede feststellen. Damit steht die Forschung zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung vor einem gravierenden Problem: Wie konnten ausgerechnet in jenem Land, dessen Arbeiter auf ihre starke und klassenbewußte Bewegung so stolz waren, derartige Verbrechen unter unmittelbarer Beteiligung eben dieser sozialen Gruppe massenhaft begangen werden? Welcher Prozeß führte dazu, daß innerhalb relativ kurzer Zeit grundlegende Werte dieser Bewegung – wie internationale Solidarität, Humanismus und Kriegsgegnerschaft – so stark kollabierten, daß sie im entscheidenden Moment meist wirkungslos blieben?

Unabhängig von diesen Fragen beweist der Band von Anschütz und Heike, auf welch hohem Niveau sich regionale Geschichtsforschung betreiben läßt. Damit hat der Bielefelder Verlag für Regionalgeschichte erneut Maßstäbe gesetzt.

Gideon Botsch

ECKERT, Rainer: **Emigrationspublizistik und Judenverfolgung. Das Beispiel Tschechoslowakei.** – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York und Wien: Lang Verlag 2000. 346 S.

Trotz einer Fülle von Veröffentlichungen in der Emigration und über diese in der Zeit danach fehlen umfassendere Darstellungen über die Haltung der Emigranten zum faschistischen Antisemitismus und zur Judenverfolgung in Deutschland. Zu Recht weist der Autor bei der Behandlung der Genesis der Emigrationsforschung in West und Ost darauf hin, daß die Exilliteratur in der DDR als eine der wichtigsten Traditionen der sozialistischen Nationalliteratur betrachtet, der jüdischen Massenemigration aber kaum Beachtung geschenkt wurde. In der BRD sei die Exilliteratur über lange Zeit aus der Traditionslinie der deutschen Literatur überhaupt ausgeklammert gewesen. Die vorliegende Arbeit hilft, diese Lücke zumindest für einen Teilbereich zu schließen.

In zwei größeren Einleitungskapiteln werden die Begriffe Emigration und Exil in der geschichtswissenschaftlichen Literatur, die Lage der Emigranten, ihre politischen Gruppierungen und die Flüchtlingspolitik der Prager Regierung untersucht.

Wie der Autor bemerkt, war die Tschechoslowakei für viele in Deutschland aus politischen und rassischen Gründen Verfolgte das erste Zufluchtsland. Anknüpfen konnten diese an traditionell enge Verbindungen vor allem auf den Gebieten der Arbeiterbewegung und der Kultur.

Die Bereitschaft von tschechischer Seite, den deutschen und später auch österreichischen Emigranten Unterstützung zu gewähren, wenn auch unterschiedlich politisch motiviert und mit graduellen und zeitlichen Unterschieden, war für die Emigranten von existentieller Bedeutung.

Der Autor benennt die Ziele der Exilpublizistik: die Weltöffentlichkeit über den nationalsozialistischen Terror zu informieren, vor der von Deutschland ausgehenden Kriegsgefahr zu warnen, den Widerstand in Deutschland anzuleiten und den Informationsaustausch zwischen den Emigranten zu vermitteln. Zur Wirksamkeit der Exilpresse auf das Geschehen zwischen 1933 und 1938/39 bemerkt er, daß sie nur schwer zu messen sei. Er stellt fest, daß die Exilpresse zwar zur politischen und organisatorischen Orientierung beigetragen habe, sich die Zerstrittenheit der politischen Strömungen in der Emigration in der Uneinigkeit der verschiedenen Richtungen des Widerstandes in Deutschland wiedergefunden habe und der Sturz des Hitler-Regimes nicht erreicht wurde. Im Ausland zeigten sich zahlreiche Reaktionen, und in den Emigrationsländern hatte sie eine gewisse Wirkung auf die innenpolitische Situation.

Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Analyse der Beiträge in der Exilpresse zur Haltung der Deutschen zum faschistischen Antisemitismus, zur Judenverfolgung und zu den Möglichkeiten der endgültigen Lösung des jüdischen Problems

durch den Zionismus oder die proletarische Revolution.

In den einzelnen Abschnitten zu den Presseveröffentlichungen werden, offensichtlich als Ergebnis jahrelanger intensiver Recherchetätigkeit, detailliert die Einzelpublikationen untersucht. Bei der Beschreibung fast jeder Veröffentlichung wird eine kurze Charakteristik der von ihr vertretenen politischen Gruppe und ihrer Geschichte vorangestellt. Für den Leser darüber hinaus hilfreich sind kurze Zusammenfassungen zur Problematik am Ende der Abschnitte zu den Zeitschriften der jeweiligen politischen Richtung.

Im Vordergrund stehen die kommunistischen und sozialdemokratischen Veröffentlichungen, da sie, ausgehend von ihrer Auflagenhöhe, der illegalen Verbreitung in Deutschland und der Mitarbeit bedeutender Persönlichkeiten, von größter Wirksamkeit waren. Daneben gibt der Autor eine interessante Analyse der Veröffentlichungen der einzelnen kommunistisch, sozialdemokratisch und nationalrevolutionär orientierten Splittergruppen zur jüdischen Problematik. Dabei geht er von Einschätzungen ihrer generellen politischen Orientierungen zwischen 1933 und 1938 aus, greift aber auch auf die in die Weimarer Zeit zurückreichenden Argumentationen, wie bei der Strasser-Gruppe zur NS-Rassenpolitik, zurück.

Hingewiesen wird auf die wenigen, politisch unterschiedlich ausgerichteten jüdischen Exilzeitschriften, die oft nur kurzzeitig und ohne größere Verbreitung erschienen.

In einem Unterabschnitt, der hier besonders hervorgehoben sei, werden die beiden kulturpolitischen Zeitschriften „Neue Deutsche Blätter", Organ deutscher antifaschistischer, vorwiegend kommunistisch orientierter Schriftsteller, und die auf die „Weltbühne" zurückgehende „Neue Weltbühne" untersucht. Während die Autoren der ersteren, die nur bis Mitte 1935 existierte, im wesentlichen von den kommunistischen Positionen ausgingen, setzte die „Neue Weltbühne" ihre schon in der Weimarer Republik geführte Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus fort. Obwohl in der Zeitschrift kein einheitlicher Standpunkt zum Ausdruck kam, da ihre Mitarbeiter mit ihren ganz unterschiedlichen weltanschaulichen und politischen Blickwinkeln die Probleme betrachteten, war sie eines der wichtigsten Presseorgane, die sich mit der Judenverfolgung, dem Antisemitismus und der Lage der Juden in Deutschland und im Ausland beschäftigten.

Als Fazit dieses Komplexes stellt der Autor fest, daß es bei den deutschen Exilzeitschriften aller politischen Strömungen in der Tschechoslowakei Ansätze zur Erklärung des faschistischen Antisemitismus gab, die sowohl Gemeinsamkeiten als auch Spezifika aufwiesen. Alle erkannten das Jahr 1935 mit den „Nürnberger Gesetzen" als Zäsur in der faschistischen Rassenpolitik und deren außenpolitische Rolle in der Kriegsvorbereitung. Dabei hoben die Kommunisten besonders die Gefahr für die Sowjetunion hervor. Kommunistische wie sozialdemokratische Zeitschriften lehnten den Antisemitismus ab und deuteten ihn als Schwäche des NS-Regimes. Die sozialdemokratische Exilpresse ironisierte ihn zuweilen und sah für die Pogrome pathologische Ursachen. Die kommunistischen Zeitschriften werteten den Antisemitismus bis 1935 als Ablenkungsmanöver vom Klassenkampf. Den jüdischen Antifaschisten wurde empfohlen, in Deutschland zu bleiben und im Rahmen einer zu schaffenden Volksfront gegen den Nationalsozialismus zu kämpfen. Von sozialdemokratischer Seite wurde schon sehr früh auf die Gefahr der „Ausrottung" der Juden hingewiesen und ihnen im wesentlichen ab 1937 die Auswanderung nahegelegt.

Die Judenverfolgung wurde von Kommunisten wie von Sozialdemokraten als Zeichen der Schwäche des NS-Regimes betrachtet, die Deutschen hätten mit den rassistischen Ausschreitungen nichts zu tun. Das deutsche Volk sei nicht antisemitisch, und der antifaschistische Widerstand wachse. Gemeinsam forderten sie Solidarität mit den verfolgten Juden.

Wesentliche Unterschiede bestanden zwischen beiden hinsichtlich der Beurteilung des Zionismus. Die sozialdemokratische Presse sah den Zionismus im wesentlichen positiv, mit partieller Kritik am jüdischen Aufbauwerk in Palästina. Von der kommunistischen Presse wurde der Zionismus dem Faschismus gleichgesetzt. Eine sozial gerechte Lösung der jüdischen Frage wäre ihrer Auffassung nach nur durch den antikapitalistischen Klassenkampf, insbesondere nach dem sowjetischen Beispiel Birobidschans, möglich.

Einigen Bemerkungen des Autors zur Problematik „KPD und Juden" kann man nicht unbesehen zustimmen.

So schreibt der Autor auf S. 19, daß „die Kommunisten wohl nie begreifen [wollten], daß der Antisemitismus nicht nur Hitlers Demagogie, sondern auch ein sich bis zum Holocaust steigernder Selbstzweck war". Abgesehen davon, daß der Holocaust wohl kaum als „Selbstzweck" betrachtet werden kann, war es doch für die Kommunisten wie für alle humanistisch denkenden

Menschen unvorstellbar, daß der Hitlerfaschismus die Pervertierung bis zum Genozid an den Juden, aber auch den Sinti und Roma treiben würde.

Hinsichtlich der Bemerkungen zu Birobidschan sollte man sich vielleicht nicht nur auf eine veraltete Veröffentlichung aus dem Jahre 1957 stützen, sondern aktuellere Publikationen konsultieren wie z. B. die Arbeiten von Mario Keßler, Angelika Timm und Carola Tischler, die eine ausgewogene Darstellung zu den Problemen Arbeiterbewegung und Antisemitismus, zu den Juden in der Sowjetunion und speziell zu Birobidschan geben.[1]

Der umfangreiche Anhang enthält u. a. eine Bibliographie der Exilpresse, die zwischen 1933 und 1938/39 periodisch von deutschen Emigranten in der Tschechoslowakei herausgegeben wurde. Diese ist für jeden Exilforscher von besonderem Wert, gibt es doch keine Einrichtung im In- und Ausland, die über eine komplette Sammlung verfügt. Des weiteren enthält dieser Abschnitt ein Verzeichnis der Autoren, die sich in der Exilpresse in der ČSR zur jüdischen Problematik geäußert haben, und eine Literaturübersicht zum Exil.

Als Fazit der Lektüre des Buches kann man sagen, daß der Inhalt wesentlich mehr bietet, als der Titel verspricht. Vermittelt werden nicht nur eine Bibliographie der deutschsprachigen Presse der Emigranten in der Tschechoslowakei und eine Analyse der zur Judenverfolgung in Deutschland zwischen 1933 und 1938 erschienen Beiträge, sondern die Exilpresse wird im Rahmen ihres historischen Umfeldes, insbesondere im Widerstreit und in der partiellen Übereinstimmung der unterschiedlichen Orientierungen der Organisationen im antifaschistischen Exil – von den Kommunisten bis zur Strasser-Gruppe –, untersucht. Manches interessante Detail kann man der Arbeit entnehmen, manche Einschätzung des Autors muß man aber nicht in jedem Fall teilen.

1 *Mario Keßler, Zionismus und internationale Arbeiterbewegung 1897 bis 1933, Berlin 1994; Angelika Timm, Hammer, Zirkel, Davidstern. Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und Staat Israel, Bonn 1997; Carola Tischler, Flucht in die Verfolgung. Deutsche Emigranten im sowjetischen Exil, 1933 bis 1945 Münster: 1996.*

Gerlinde Grahn

Satelliten nach Stalins Tod. Der „Neue Kurs", 17. Juni 1953 in der DDR, ungarische Revolution 1956. Hrsg. von András B. Hegedüs und Manfred Wilke (= Studien des Forschungsverbundes SED an der Freien Universität Berlin). – Berlin: Akademie Verlag 2000. 316 S.

Im Oktober 1986 wandten sich 58 Oppositionelle aus Ungarn, 24 aus der CSSR, 28 aus Polen und 16 aus der DDR mit einer gemeinsamen Erklärung an die Weltöffentlichkeit. Sie riefen dazu auf, sich der ungarischen Revolution von 1956 zu erinnern und verbanden diesen Anlaß mit der ausdrücklichen Bekräftigung, für politische Demokratie und die Überwindung der Teilung Europas in ihren Staaten einzutreten. „Dabei bilden die Erfahrungen der ungarischen Revolution von 1956 für uns ein bleibendes Erbe und eine Quelle der Inspiration."[1] Zwei Jahre später errichteten ungarische Emigranten auf einem Pariser Friedhof ein symbolisches Grabmal für den hingerichteten Imre Nagy und andere Märtyrer. Nur ein Jahr darauf, am 16. Juni 1989, nahmen mehrere 100000 Menschen auf dem Budapester Heldenplatz an einer Trauerveranstaltung für die Helden und Hingerichteten der ungarischen Revolution von 1956 teil. „Die bedeutendste Massenkundgebung der Wende war", wie der ungarische Ökonom und Historiker András B. Hegedüs in dem vorliegenden Band feststellt, „der Höhepunkt des Prozesses der Neubewertung der ungarischen Revolution und stellte für alle Märtyrer eine späte Genugtuung dar" (S. 278). Die Umgestaltung des Ostblocks war irreversibel geworden.

Hegedüs, einer der beiden Herausgeber, ist 1957 selbst zu einer zweijährigen Haft verurteilt worden ebenso wie der gegenwärtige Präsident der Republik Ungarn, Árpad Göncz, der dem Buch ein Vorwort voranstellte, eine langjährige Haftstrafe erhielt. Diese aus einer Gemeinschaftsproduktion des Budapester Instituts zur Geschichte der Ungarischen Revolution 1956 und des SED-Forschungsverbundes an der FU Berlin hervorgegangene Publikation verdient höchste Beachtung, weil mit ihr eine wissenschaftliche und bildungspolitische Lücke geschlossen wird: Die Geschichte der Staaten im sowjetischen Imperium sollte nicht nur komparatistisch betrachtet und erforscht, sondern ebenso unter Beteiligung von Forschern aus den verschiedenen Staaten auch gemeinsam geschrieben werden. Die unterschiedlichen Archivzugänge, das Rezipieren der umfangreichen Spezialliteratur und nicht zuletzt die Überwindung der einen einzelnen

Forscher allein zumeist überfordernden Sprachbarrieren sind dafür nur einige wichtige Gründe. Die ungarische Republik und persönlich Staatspräsident Göncz haben dieses Anliegen, das in Deutschland von der VW-Stiftung gefördert worden ist, ausdrücklich gewürdigt und dem deutschen Initiator und Herausgeber des Projekts, Manfred Wilke, die Goldmedaille des Präsidenten der Republik Ungarn verliehen.

Die beiden Herausgeber betonen in ihrer Einleitung, daß sich das gemeinsame Projekt konzentrierte „auf die Entstehung, Implantierung und Folgen des ‚Neuen Kurses', mit dem die sowjetische Führung nach Stalins Tod die Lage in diesen beiden Ländern konsolidieren wollte" (S. 19). Die Berliner und Budapester Arbeitsgruppen verständigten sich dabei auf sieben Fragenkomplexe (S. 20). Die beinhalteten etwa Fragen nach dem Satellitenstatus und den Beziehungen zwischen KPdSU, MDP/MSZMP und SED, dem „Neuen Kurs", den innerparteilichen Führungskämpfen und Neuformierungsprozessen, der nationalen Dimension, der Rehabilitierungspraxis, der politischen Justiz und der Staatssicherheit sowie den Wirtschafts- und Handelsbeziehungen zur Sowjetunion. Diese Komplexe ließen sich für beide Staaten nicht gleichermaßen dicht beschreiben, weil etwa die Ungarn „einen wesentlichen breiteren Zugriff auf sowjetische Quellen" hatten als ihre deutschen Kollegen (S. 21). Als Ausgangspunkt der politikhistorischen Studien dient die Einsicht, daß sich das sowjetische Krisenmanagement vorrangig auf die personelle Zusammensetzung der engeren Führungszirkel konzentrierte, um die eigenen Interessen zu wahren. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die sowjetischen Kommunisten in allen Satellitenstaaten über die Partei die Hoheit in Fragen der Personalbesetzung ausübten.

Der Band vereinigt insgesamt vier Studien, die erwähnte Einleitung sowie ein vergleichendes Fazit der Herausgeber. Insbesondere die drei Studien zur Vorgeschichte (János B. Rainer, Budapest), zum Ablauf (János B. Rainer, Budapest; Bernd-Rainer Barth, Berlin) und zur Niederschlagung (András B. Hegedüs, Budapest) der ungarischen Revolution bestechen durch eine stringente, auf umfangreichen empirischen Materialien aufbauende Argumentation und Klarheit in der Darstellung. Dieser Umstand ist auch dadurch begünstigt worden, daß sowohl ungarische und russische Quellen zur Verfügung standen als auch die Erforschung der ungarischen Revolution bereits lange vor 1989 von der ungarischen Opposition und den ungarischen Emigranten betrieben worden ist.

Die Darstellungen verdeutlichen, wie sehr Ungarn bis 1953/56 von kommunistischer Willkür und Gesinnungsjustiz betroffen war. Bei einer Einwohnerzahl von etwa 9,5 Millionen waren 1953 gegen 1,5 Millionen Menschen Verfahren und Untersuchungen anhängig. Dies empfand selbst die sowjetische Parteiführung als übertrieben. Als im Herbst 1953 die Internierungslager aufgelöst worden waren, die nach 1956 vom Kádar-Regime wieder eingeführt wurden (S. 273), kamen Zehntausende frei. Insgesamt sind im Rahmen der Amnestie im Herbst 1953 Urteile, Verfahren, Zwangsregelungen, Aufenthaltsbeschränkungen und Strafen gegen rund 748000 Personen aufgehoben worden (S. 163). An der Revolution 1956 beteiligten sich etwa eine Million Ungarn (S. 220). Dabei blieb es nicht nur bei Demonstrationsteilnahmen, sondern Zehntausende engagierten sich etwa in den 2100 Arbeiterräten, in 160 bewaffneten Gruppen bzw. Einheiten der Nationalgarde, in den fast allerorten gebildeten lokalen Revolutionsräten und in den neuen Gemeindeverwaltungen. An den im November 1956 erfolgten Neuwahlen zu den Arbeiterräten, also nach der blutigen Niederschlagung der Revolution, beteiligten sich wahrscheinlich noch mehr Ungarn (S. 220).

Die Zielsetzung der Revolution war eine dreifache: nationale Unabhängigkeit, bürgerlich-demokratische Strukturen und Bewahrung der sozialen Errungenschaften (S. 230). Dieser letzte Punkt mag für die politischen Führer der Revolution um Imre Nagy zugetroffen haben. Denn wie Rainer und Barth betonen, rekrutierten sich die Aufständischen, obwohl das Wissen über diese „ziemlich widersprüchlich" sei (S. 229), vorrangig aus den Randgruppen der Großstadtgesellschaft (S. 229). Die beiden Autoren heben pointiert hervor, daß diese „ – bis auf ihr Leben – nichts mehr zu verlieren" hatten (S. 229). Da es auch keine organisierte Bewegung gab (S. 228), scheint die dritte Zielsetzung der Revolution dem Versuch geschuldet zu sein, vor allem die Parteiführung bzw. deren oppositionelle Gegengruppe um Nagy in den Blick zu nehmen.

Dies ist der hauptsächlichste Mangel an allen Studien. Geschichte wird von den Autoren als Geschichte von Männern in Führungspositionen begriffen – ganz in der Tradition von Treitschke. Dadurch, daß die Studien jeden sozial- und gesellschaftspolitischen Aspekt vermissen lassen (eine Ausnahme bildet partiell der Beitrag von Rainer und Barth auf den S. 223–232), bleiben sie zum

Teil blutarm und nur schwer nachvollziehbar: Warum, könnte man bei der Lektüre ohne Vorwissen immer wieder fragen, entwickelt sich eine Revolution, nur weil einige Akteure in der obersten Parteiführung Ungarns und der Sowjetunion individuelle Macht- und Politikprobleme miteinander austrugen? Zwar findet die weltpolitische Situation (China, Jugoslawien, Suez-Krise) Berücksichtigung, aber auch hier werden selten mehr als Andeutungen gemacht. Die Nöte und Sorgen, die Ängste und Erfahrungen des Volks bleiben weitgehend ausgeblendet – ein Mangel, der die Analysekraft der Studien insgesamt beeinträchtigt. Allerdings ist zu konzedieren, daß die Autoren von vornherein eine primär auf die Parteiführungen orientierte Perspektive wählten. Insofern sind sie gemessen an ihren eigenen Fragestellungen ihrem Ansatz treu geblieben. Daß aber dennoch die Dynamik der Prozesse und vor allem das Dramatische der Vorgänge, auch deren historische Erklärung, mit einem solchen Zugriff nur bedingt erklärt und dargestellt werden können, steht auf einem anderen Blatt. Diese Studien sind geradezu Ausweis der Tatsache, daß ein politikhistorischer Zugang ohne sozial- und kulturhistorische Zugriffe allein nur von begrenzter Erklärungskraft ist.

Dies spiegelt sich in dem Beitrag von Manfred Wilke und Tobias Vogt (beide Berlin) über den „Neuen Kurs" und den 17. Juni 1953 in der DDR in einem weitaus höheren Maße. Wilke und Voigt beschreiben die Vorgänge nicht nur allein auf der Ebene der Politbürokratie, sondern zudem – wie in der Literatur bis 1990 üblich – weitgehend auf Berlin zentriert. Dabei bedienen sie sich ausführlich der Erinnerungen von Heinz Brandt und Wladimir Semjonow sowie des 1990 publizierten „Herrnstadt-Dokuments", allesamt Dokumente, die sie weitgehend unkritisch übernehmen. In der Forschungsliteratur ist demgegenüber oft und immer wieder darauf hingewiesen worden, daß alle drei genannten Darstellungen subjektiv, nicht zuverlässig und vorrangig für die Perspektive der Verfasser interessant seien. Schmerzlich vermißt der Leser eine quellengestützte Kritik insbesondere der Darstellung von Rudolf Herrnstadt.

Diese Kritik aber wiederum bedeutet nicht pauschal, daß die Abhandlung nichts Neues böten oder uninteressant wäre. Wilke und Voigt verstehen es, die Abläufe in der Politbürokratie einleuchtend und zumeist überzeugend darzustellen. Was ihrer Analyse aber weitgehend fehlt, ist die gesellschaftliche Einordnung der Prozesse: Nur vor diesem Hintergrund aber werden die parteiinternen Machtkämpfe überhaupt verständlich. Dies gilt im gleichen Maße für die Abrechnungen nach dem 17. Juni 1953. Ihre These, daß die SED um den 17. Juni herum sogar aufgehört hätte zu existieren (S. 77), können sie nicht überzeugend belegen. Im Gegensatz zur ungarischen Partei, die aufgelöst und als USAP neugegründet werden mußte, wobei nur 4,3 Prozent der alten Parteimitglieder in die neue eintraten (S. 270), blieb die SED nicht nur dem Namen nach bestehen, sondern ging – wie in Forschungsbeiträgen in den neunziger Jahre gezeigt werden konnte – aus dieser Krise sogar gestärkt heraus. Dieser Befund verstärkt sich sogar noch nach der Lektüre des vorliegenden Bandes und des vergleichenden Blicks auf die ungarischen Verhältnisse 1956, die denen von 1953 in der DDR in vielerlei Hinsicht, wenn auch nicht in jeder, sehr ähnlich waren.

Der Aufsatz enthält zudem eine Reihe von Ungenauigkeiten, die nicht nötig gewesen wären. So kam es nicht in „nahezu 400 Orten" zu Streiks und Demonstrationen (S. 74), sondern in über 560. Die „deutschen Zeitgenossen" gingen, entgegen der Annahme der Autoren (S. 36), zutreffend davon aus, daß Moskau wohlunterrichtet sei. Wie ein Vergleich zwischen Lage- und Stimmungsberichten, die den sowjetischen Kommunisten und der SED vorlagen, zeigt, standen beiden Seiten nicht nur ähnliche Analysen, sondern sogar ähnliche Warnmelder zur Verfügung. Der von Moskau befohlene „Neue Kurs" ist überhaupt nur mit diesem Umstand zu erklären. Etwas ärgerlich ist sogar die Sicht von Wilke und Voigt, Berlin abermals zum Zentrum und Ausgangspunkt der Volkserhebung zu erklären. Daß ein Zeitungsartikel in der FDGB-Tageszeitung „Tribüne" das Signal der Bauarbeiter auf der Stalinallee gewesen war (S. 66), kann quellenmäßig und nach den Erinnerungen beteiligter Bauarbeiter nicht belegt werden. Doch viel entscheidender ist die Tatsache, daß die Entwicklungen außerhalb Berlins eine eigene Dynamik besaßen und teilweise lange vor den Berliner Ereignisse begannen und vor allem in vielen Orten sich weitaus konsequenter und zielstrebiger entwickelten. Die Verfasser deuten zwar auf Görlitz hin, wo sich in der Tat die Volkserhebung am entschiedensten entfaltete, aber die Berliner waren im Gegensatz zu vielen Bürgern in anderen Orten geradezu handzahm. Natürlich, am symbolträchtigsten war der Aufstand in Berlin allemal, aber er war hier eben lange nicht so fortgeschritten wie in Görlitz, Magdeburg, Jena, Halle, Meuselwitz, Leuna, Buna, Niesky, Leipzig und in vielen anderen Orten.

Schließlich betonen Wilke und Voigt die Bedeutung von ND-Chefredakteur Rudolf Herrnstadt und MfS-Minister Wilhelm Zaisser (S. 103, 110). Sie vertreten die These, daß beide „durch eine intelligentere und flexiblere Handhabung der Macht der Partei die entstandene Kluft zwischen Volk und Führung" schließen wollten (S. 110). Allerdings hätten sie „als gehorsame Parteisoldaten" dem „schreiendem Unrecht" gegenüber Ignoranz gezeigt. Ihre These können sie nicht belegen – wie könnten sie auch, außer Herrnstadts Aufzeichnungen und den Erinnerungen anderer Politbürokraten steht uns kein Material zur Verfügung. Als Richter müßte man urteilen: im Zweifel für die Angeklagten. Als Historiker sollte man sich nicht die Richterrobbe überstreifen und statt dessen auf die nackten Tatsachen schauen: Herrnstadt als ND-Chefredakteur und Zaisser als MfS-Minister und zugleich beide als enge Vertraute der sowjetische Führung, insbesondere wohl des berüchtigten und dann erschossenen Berija, stehen gerade nicht für den von Wilke und Voigt durch sie unterstellten Politikwandel. Interessant ist der Widerspruch, daß Manfred Wilke in dem gemeinsamen Fazit mit András B. Hegedüs ausdrücklich – und damit auch eigene frühere Positionen revidierend – erklärt, daß Zaisser und Herrnstadt eindeutig nicht der Opposition in der SED zugehörig anzusehen seien (S. 296).

Die Ereignisse 1953 in der DDR und 1956 in Ungarn unterschieden sich in der strafrechtlichen Aufarbeitung durch die Regime. In Ungarn sind bis 1961 mindestens 12000 Menschen zu Haftstrafen verurteilt, 229 davon sind hingerichtet worden (S. 275). Die letzte Hinrichtung fand wahrscheinlich am 26. August 1961 statt. Über 200000 Ungarn verließen unmittelbar nach der Niederschlagung der Revolution ihr Heimatland. Die Fluchtzahlen aus der DDR waren weitaus höher. Damit hängt auch zusammen, daß die Rate an Verurteilungen geringer ausfiel. Im Zusammenhang mit dem Volksaufstand sind in der DDR etwa 8000 Personen verhaftet, davon rund 2000 Personen zu Haftstrafen verurteilt und zwei Personen hingerichtet worden. Hinzu kamen 18 standrechtliche Erschießungen sowie etwa 50–125 Tote während der Auseinandersetzungen. Sowohl für die DDR als auch für Ungarn, wo die Opferzahlen während der blutigen Auseinandersetzungen weitaus höher lagen, ist bislang unbekannt, wie viele Sowjetsoldaten in den Kampfhandlungen umkamen oder wegen Befehlsverweigerung erschossen worden sind.

Wilke und Voigt deuten die Folgen des 17. Juni 1956 als zweite DDR-Staatsgründung. Damit folgen sie im Prinzip einer These („innere Staatsgründung"), die bereits Mitte der neunziger Jahre von anderen Historikern unterbreitet worden ist. Auch die Beiträge über die ungarische Revolution legen nahe, für Ungarn von einer zweiten Staatsgründung nach 1945 im Zuge der Niederschlagung der Revolution auszugehen. András B. Hegedüs schreibt: „Da Kádár und sein Machtsystem ihre Legitimation auf den 4. November 1956 gründeten, war die Neubewertung der Revolution und der historische Nachweis der Illegitimität des Machtantritts von Kádár 33 Jahre später ein wesentlicher Faktor für den Sturz der Diktatur" (S. 272). Das wichtige Buch von Manfred Wilke und András B. Hegedüs veranschaulicht, daß dies mutatis mutandis ebenso für die DDR galt.

1 Zitiert in dem im Samisdat von der Initiative Frieden und Menschenrechte (Berlin, DDR) herausgegebenen „Grenzfall" (3/1986).

Ilko-Sascha Kowalczuk

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

KLAUSCH, Hans-Peter, **Hermann Bode (1911–1944). Ein Braunschweiger Stadtverordneter im Kampf gegen Faschismus und Krieg** (= Biographien europäischer Antifaschisten, Bd. 6). – Berlin: Trafo Verlag Weist 1999. 228 S.

Eine bewegende Biographie verbirgt sich hinter dem zu Unrecht allzu nüchtern und zurückhaltend formulierten Titel, und darüber hinaus auch eine exemplarische Darstellung des tragischen Schicksals eines jungen deutschen Kommunisten. Sein Lebensweg führte vom KJVD und von der KPD Braunschweigs, vom Stadtverordneten über die Strafhaft wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" und die anschließende KZ-Haft in Dachau bis in das „Strafbataillon 999" in Griechenland.

Der begabte Arbeitersohn wächst in einer sechsköpfigen Familie – die Mutter ist Kriegerwitwe – im Braunschweiger Arbeitermilieu auf. In den Kontroversen mit der kommunistischen innerparteilichen Opposition zunächst auf seiten der Jungen, sieht er – die Motive und Hintergründe werden allerdings wegen der z. T. dürftigen Materiallage nicht recht klar (S. 18 f.) – seine politischen Möglichkeiten dann doch noch nicht in der KPO oder der SAP, sondern kehrt wieder in die Reihen der KPD zurück. Als jüngster Stadtverordneter in Braunschweig (und wohl auch in Deutschland) wird der 1929 als „rechter Abweichler" ausgeschlossene Jungkommunist nun unversehens als „massenverbundener Jungarbeiter" zum engagierten Kommunalpolitiker, der noch am 5. März 1933 wiedergewählt wird.

In der Anfangsphase der Illegalität soll Hermann Bode die Verbindung zwischen den einzelnen Ortsgruppen und der Unterbezirksleitung herstellen. Das gelingt nur kurze Zeit. Das Braunschweiger Oberlandesgericht unter Bruno Heusinger verurteilt ihn zu einem Jahr und neun Monaten Gefängnis. Wenige Monate nach Haftentlassung wird er Opfer des Heydrich-Erlasses von 1935 über die KZ-„Schutzhaft" gegen kommunistische Funktionäre. 1939 als „wehrunwürdig" entlassen, folgt 1943 die Einziehung zum sog. Bewährungsbataillon 999, das alsbald auf dem Peloponnes eingesetzt wird.

Den komplizierten, immer hoch gefährdeten Aufbau geheimer Widerstandsgruppen der „Politischen" im Bataillon hat Klausch minutiös auf dem Hintergrund der politischen Situation in Griechenland und der Entwicklung des Kriegsgeschehens untersucht. Der Aufbau von Kontakten zur griechischen Zivilbevölkerung und zu den Partisanen gelingt. Durch Verrat dann vors Kriegsgericht gestellt, wird Bode, der zu den herausragenden, an seinen Grundüberzeugungen festhaltenden Führungspersönlichkeiten gehörte, mit anderen Kommunisten wegen „Zersetzung der Wehrkraft" zum Tode verurteilt und 1944 hingerichtet. Kurz zuvor scheiterte noch ein kühner Fluchtversuch.

Ein instruktives Nachwort ist dem Kampf des „Verbandes der deutschen Antifaschisten auf dem Peleponnes" gewidmet. Darüber wird Klausch noch eine gesonderte Darstellung vorlegen. Die eindrucksvolle Biographie mußte auf relativ schmaler Materialbasis, was Bodes private und innere Entwicklung, seine Persönlichkeit und sein Schicksal angeht, geschrieben und immer wieder in einen allgemeineren Rahmen gestellt werden. Klausch, dem wir bereits die zweibändige Geschichte der „Bewährungsbataillone 999" verdanken, hat mit dieser biographischen Spezialstudie eine weitere Lücke der deutschen Geschichtsschreibung über den kommunistischen Widerstand im NS-Staat und in der Wehrmacht, der nur unter den schwierigsten Rahmenbedingungen möglich war, geschlossen.

Die Arbeit erscheint in einer Reihe, in der – seit wenigen Jahren – schon andere wichtige biographische Studien aus dem Widerstand vorgelegt worden sind. Es soll keine Schmälerung der bedeutsamen Arbeit selbst sein, sondern ein vielleicht bedenkenswerter Hinweis, daß die drucktechnische Qualität von Satz, Abbildungen, Dokumenten und Aufmachung durch die bekanntermaßen geringen finanziellen Unterstützungen nicht hinreichend erklärt wird. Denn aufgrund des heutigen Standards von Druck- und Gestaltungsmöglichkeiten sind selbst bei bescheideneren Mitteln etwas ansprechendere und weniger karge Buchgestaltungen denkbar, die der Lesbarkeit und dem sehr wünschenswerten Erfolg solcher Reihen bei einem breiteren Publikum nützlich wären, ohne daß höhere Akzeptanz mit reißerischen Äußerlichkeiten angestrebt werden müßte.

Albrecht Götz von Olenhusen

Zur Arbeit gezwungen. Zwangsarbeit in Deutschland 1940 bis 1945. Hrsg. von Rimco SPANJER, Diete OUDESLUIJS und Johan MEIJER. – Bremen: Edition Temmen 1999. 328 S.

Das Geleitwort schildert die Entstehungsgeschichte des Bandes: „Im Mai 1996 fand in Berlin das Symposium ‚Zwangsarbeit in Deutschland 1940 bis 1945' statt. Es wurde von der niederländischen Stichting Holländerei in Zusammenarbeit mit der Stiftung Topographie des Terrors organisisiert, mit Unterstützung u. a. der Berliner Geschichtswerkstatt und der Niederländischen Ökumenischen Gemeinde. Unter Beteiligung der Zwangsarbeiterverbände aus Frankreich, den Niederlanden, Polen und der Tschechischen Republik sollte ein Überblick über den aktuellen Stand der Forschung vor allem in bezug auf Berlin und Brandenburg geboten werden" (S. 9). Diesem Geleitwort folgen auf etwa 300 Seiten über vierzig Einzelbeiträge, ergänzt um einen Anhang u. a. mit Dokumenten und Adressen. Diese Texte sind demzufolge überwiegend kurz, teilweise sehr kurz. Etwa ein Viertel geht unmittelbar und überwiegend auf Schicksale einzelner ein. Die Form der Quellen und ihre Darstellung ist hier gemischt, Interviews stehen neben den Mitschriften von Zeitzeugenberichten während der Tagung sowie anderen Äußerungen der Überlebenden.

Einige der wissenschaftlichen Texte – beispielsweise die sechs Forschungsvorschläge von Laurenz Demps, Rainer Kubatzkis Bemerkungen zu den Lagerstandorten und Gisela Wenzels Ausführungen über Firmenarchive als Quellenfundus – sondieren das Forschungsfeld. Da in den Jahren seit dem Symposium erhebliche Fortschritte verzeichnet werden konnten, sind nicht alle Aspekte dieser Aufsätze gleichermaßen aktuell geblieben. Die übrigen Beiträge sind heterogen und decken ein breites Spektrum von Themen ab. Neben dem Schwerpunkt im Berlin-Brandenburger Raum werden auch andere Regionen berücksichtigt. Zu den Orten der Zwangsarbeit tritt als alternatives Auswahlkriterium die Herkunft der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Einige Beiträge verbinden beide Kriterien: so arbeitet Marcel Mènage über Franzosen in Großbeeren und Wuhlheide, Andreas Heusler über Tschechinnen und Tschechen in Bayern. Auch Themen wie deutsche Propaganda, Selbstbehauptung und Widerstand der Sklavenarbeiter sowie verschiedene Aspekte der Nachgeschichte finden Berücksichtigung. Die kurzen Beiträge von Morio Minami über Japan und Johan Meijer über Birma weisen ferner in die Richtung einer vergleichenden Betrachtung von Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg.

Bemerkenswert auch die Unterstützung, die dem Symposium zuteil wurde. Daß sich neben mehreren Stiftungen auch einzelne Berliner Unternehmen hierfür gewinnen ließen, verdient vor dem Hintergrund anderer Erfahrungen bei der Aufarbeitung von Zwangsarbeit ausdrücklicher Erwähnung.

Gideon Botsch

Moskau 1938. Szenarien des großen Terrors. Red.: Willi BEITZ, Olaf KIRCHNER und Ursula WOHLFELD. – Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1999. 196 S.

Am 25. April 1998 veranstaltete die Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen ein Kolloquium zu den Moskauer Prozessen der dreißiger Jahre. Ziel dieser Veranstaltung war zum einen, zur Debatte um das „Schwarzbuch des Kommunismus" einen Beitrag zu leisten, und zum anderen, „neue Zugänge für die historische Analyse dessen, was verkürzt und pauschalisiert mit dem Allerweltsbegriff Stalinismus beschrieben wird" (S. 5), deutlich zu machen. Die dreizehn Beiträge der Veranstaltung, von denen die meisten aus dem Umfeld der Stiftung, sprich: der PDS, stammen, bewegen sich um drei große thematische Blöcke: a) Vorgeschichte, Ablauf und Folgen des großen Terrors, b) internationale Dimensionen und c) Schriftsteller und ihr Verhältnis zum Terror.

Inhaltlich wird hier wenig Interessantes oder gar Neues geboten. Die Beiträge dienen vielmehr dem Zweck der Selbstverständigung innerhalb und im Umfeld der PDS. Einerseits sollen die Rezipienten auf einen dem Verständnis der „reformorientierten" Parteiführung gemäßen „antistalinistischen Konsens" argumentativ eingeschworen werden und andererseits der Öffentlichkeit demonstriert werden, daß die Vergangenheitsaufarbeitung für die PDS keineswegs abgeschlossen ist, man vielmehr weiterhin ernsthaft bemüht ist, Konsequenzen aus den Erfahrungen mit dem stalinistischen Terror zu ziehen.

Diese nicht unbedingt widerspruchsfrei zu erreichenden Ziele führen denn auch zu mancherlei undifferenzierten Aussagen. Pauschal wird beispielsweise im Geleitwort in Bezug auf diesen Terror von einer „offenen Wunde der Linken" (S. 5) gesprochen, womit – den berüchtigten Alleinvertretungsanspruch weiterhin zur Geltung

bringend – implizit behauptet wird, daß davon die politische Linke als Ganze in gleicher Weise berührt wird. Vielmehr handelt es sich jedoch in erster Linie um ein existentielles Problem für die an der dritten Internationale nebst ihren vielgestaltigen Ausdifferenzierungen (Leninisten, Stalinisten, Trotzkisten, Bucharinisten, Maoisten usw.) orientierte „Linke".

Grotesk schließlich ist der in der Begrüßung des Stiftungsvorsitzenden, Manfred Neuhaus, an den auf der Tagung anwesenden, ehemaligen Herausgeber der „Frankfurter Allgemeine Zeitung", Johann G. Reißmüller, gerichtete Gruß. Insbesondere diese Zeitung stand in der DDR paradigmatisch für den „revanchistischen, imperialistischen, faschistischen" – und was für Attribute sonst noch gebräuchlich waren – Charakter der Bundesrepublik Deutschland. Aber andere Umstände verlangen eine andere Taktik. Schlaglichtartig beleuchten solche Details den zwitterhaften Charakter einer „Oppositionspartei", die Wolfgang Thierse nicht ohne Grund einmal als Chamäleon bezeichnet hat. In dieser Hinsicht ist die Lektüre dieses Tagungsbandes durchaus lehrreich und empfehlenswert.

Ralf Zwengel

Eine Revolution und ihre Folgen. 14 Bürgerrechtler ziehen Bilanz. Jens Reich, Konrad Weiß, Marianne Birthler, Vera Lengsfeld, Günter Nooke, Wolfgang Templin, Markus Meckel, Erhart Neubert, Freya Klier, Rainer Eppelmann, Edelbert Richter, Ulrike Poppe, Friedrich Schorlemmer, Joachim Gauck. Hrsg. von Eckhard JESSE. – Berlin, Chr. Links Verlag 2000. 328 S.

Dies ist die lesenswerte Dokumentation einer Ringvorlesung an der Technischen Universität Chemnitz. Vierzehn Akteure der Opposition in der DDR äußern sich zu einem Komplex von vier Fragenbündeln: zur eigenen Person, zur Position in der friedlichen Revolution und deutschen Vereinigung 1989/1990, zur aktuellen Haltung 1999/2000 und zur allgemeinen politischen Einordnung. Den Reiz des Unternehmens machen die unterschiedlichen Akzentsetzungen der Vortragenden aus, zugleich ist durch die angenommene Methodik Vergleichbarkeit gewährleistet. Zu Wort kommen vier Frauen und zehn Männer. Sieben davon waren Ende 1989 zwischen 30 und 41 Jahre alt, sieben zwischen 45 und 50. Sechs waren zu diesem Zeitpunkt Theologen, jeweils zwei Naturwissenschaftler, Philosophen und Künstler bzw. gingen neben der Hausfrauenarbeit erzieherischen Berufen nach. Heute ist nur noch ein einziger in seinem ursprünglichen Beruf tätig.

Das Spektrum reicht von Oppositionellen, die bereits seit Anfang der achtziger Jahre aktiv waren, bis zu solchen, die erst im Auflösungsprozeß der DDR hervortraten. Ihre politischen Vorstellungen zeigen Konstanten, aber auch Wandlungen auf. Sieben weisen von der ersten freien Volkskammerwahl bis zur vergangenen Bundestagswahl die gleichen politischen Präferenzen auf: drei für die SPD, vier für Bündnis 90. Bei den anderen sieben gab es deutliche Änderungen, wovon einer sich der SPD, jedoch sechs sich der CDU zuwandten.

Die vierzehn Vorträge sind keineswegs konform, sondern durchaus kontrovers, Ostalgie ist ihnen fremd und mit der üblichen Links-Rechts-Axiomatik kann man ihnen kaum beikommen. Die Mehrzahl der Bürgerrechtler belegt beeindruckend, daß sie unbequem waren und weiter kritisch in der Gesellschaft wirken. Heute ist die politische Opposition ein bevorzugtes zeitgeschichtliches Forschungsfeld, das im Vergleich, etwa zu Alltag und Kultur in der DDR, überproportional vertreten ist. Es ist aber nach wie vor wichtig, ihre Akteure zu Wort kommen zu lassen, um die Bezüge zu ihrem Umfeld nicht außer acht zu lassen. Zu Recht werden dabei auch die Begriffe des Bürgerrechtlers und der Opposition problematisiert.

Den gedruckten und überarbeiteten Vorlesungen ist jeweils ein Pressebericht beigesellt, der zumindest andeutungsweise die Reaktion der Hörer und der Öffentlichkeit dokumentiert. Der Band ist vom Herausgeber eingeleitet sowie mit einem wissenschaftlichen Schlußartikel versehen, der einen Überblick über den Forschungsstand zu den oppositionellen Bewegungen der achtziger Jahre gibt und biographische Skizzen der Vortragenden enthält. Seine Absicht allerdings, ein möglichst repräsentatives Bild einer heterogenen Bewegung zu vermitteln, halte ich nur für die Endphase der DDR für gelungen. Was die heutigen Positionen betrifft, so sind konservative Optionen deutlich überrepräsentiert.

Gerd Dietrich

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-7 07 11, Telefax: 030/26 99 50 10

MITTEILUNG **über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐
Staatsexamensarbeit .... ☐
Gutachten ..... ☐
Habilitationsschrift ..... ☐
Dissertation ..... ☐
Diplomarbeit ..... ☐
Magisterarbeit ..... ☐
Edition ..... ☐
Monographie ..... ☐
Aufsatz ..... ☐
sonstiges .....
.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐
Bearbeiter/in ..... ☐
Auftraggeber ..... ☐
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ☐
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐
andere Geldgeber ..... ☐
Stipendium ..... ☐
..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
.....
..... Bezeichnung und ggf. Anschrift

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin